Deutsche Chrestomathie

für

lateinische und Gewerbs-Schulen

von

Dr. Joseph von Hefner,
königlichem Gymnasial-Professor.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Regensburg.

Verlag von G. Joseph Manz.

1854.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Erste Abtheilung.

1.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?" — „Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Beispiel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt." — „Wahrhaftig!" unterbrach ihn der Hase. „Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!"

Lessing.

2.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein neidischer Fuchs herbeischlich, und ihm zurief: „Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiter!" *) — „Für wen siehst du mich an?"

*) Die Erklärung der Eigennamen und Fremdwörter folgt am Ende des Buches in alphabetischer Ordnung.

fragte der Rabe. — „Für wen ich dich ansehe?“ erwiederte der Fuchs. „Bist du denn nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in deiner siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu senden fortfährt?“ — Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß,“ dachte er, „den Fuchs nicht aus diesem Irrthume bringen.“ Großmüthig dumm ließ er ihm seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und verzehrte es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in Schmerz; das Gift fing an zu wirken — der Fuchs war nicht mehr. — So geht es dem Neidischen. Oft bringt das, um dessen Besitz er Andere auf alle Weise zu bringen suchte, ihm, wenn er's erlangt, Verderben.

Lessing.

3.

Der Geizige.

„Ich Unglücklicher!“ klagte ein Geizhals seinem Nachbar. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.“ — „Du würdest,“ antwortete ihm der Nachbar, „deinen Schatz doch nicht genützt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.“ — „Wäre ich auch schon nichts ärmer,“ erwiederte der Geizhals; „ist ein Anderer nicht um so viel reicher? Ich möchte rasend werden.“

Lessing.

4.

Die beiden Pflugschare.

Von gleicher Art des Eisens wurden auf einer Werkstätte zwei Pflugschare verfertigt. Einer davon kam in die Hand eines Landmannes, der andere ward in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich desselben, zog ihn aus seiner Ruhe hervor, und siehe, er war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte er, als er seinen Gefährten wieder sah, und sich selbst mit ihm verglich! denn diesen fand er hell und glatt, ja fast glänzender, als er Anfangs gewesen war. „Ist das möglich?“ rief der Verrostete aus. „Einst waren wir einander gleich! Was hat dich so herrlich erhalten,

da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?“ — „Eben diese Ruhe,“ erwiederte Jener, „war dir verderblich. Mich hat Übung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, an der ich dich jetzt übertreffe.“

Meißner.

5.

Der Wanderer, der Tiger und das Krokodil.

Auf einem schmalen Wege, wo zur Rechten ein hohes Gebirg emporstieg, zur Linken ein großer Strom vorbeirauschte, ging ein Wanderer. Plötzlich sah er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf sich zueilen; diesem zu entgehen, wollte er sich geradezu in den Strom stürzen, und durch Schwimmen zu retten suchen, als aus diesem ein Krokodil emporfuhr. „O ich Elender!“ rief der Wanderer aus, „wohin ich blicke, ist der gewisse Tod!“ — Voll unaussprechlicher Angst sank er bei diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung und fiel dem Krokodil in den Rachen.

Auch in der höchsten Noth verzweifle nicht! Oft dient zu deiner Erhaltung, was im ersten Augenblick deinen Untergang zu vollenden schien.

Meißner.

6.

Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen und ließ es sich da wohl schmecken. Doch jetzt, da sie wieder fort wollten, konnten sie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füße unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten sie nun über ihr nahes Ende. Eine einzige hatte sich vorsichtig am Rande gehalten, weniger genossen, aber sich auch nicht gefangen. — „Ihr dauert mich, Schwestern!“ rief sie, indem sie fortflog, „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen, ehe ihr euch so tief hinein wagtet.“

Der Weg zum sündhaften Vergnügen ist leicht. Doch desto schwerer fällt es, sich von demselben loszureißen. Daran denke man vorher; denn nachher ist es zu spät und fruchtlos.

Meißner.

7.

Der gewarnte Hirsch.

Ein stolzer Hirsch machte sich im Winter eine erwärmende Bewegung. Er setzte über Felsen und Hecken, sprang über Kluft und Graben, lief, wie der Wind, über den gefrornen Strom, und wieder zurück. „Recht brav!" rief ein Fuchs ihm zu. „Im Springen hast du etwas gethan; das muß wahr seyn. Aber, Freund, nimm dich auf jener Eisbahn in Acht! Des Müllers Esel tanzte gestern dort herum, und" — „Und war ein Esel, fiel und brach ein Bein; das wußte ich längst! Aber sieh her, ob deine Lehre sich für einen Hirschen schickt!" — Sogleich war er wieder auf dem Eise, sprang noch dreister, glitt aus, stürzte hin, und brach das Bein, wie der Esel. Ein benachbarter Jäger, der ihm schon lange vergebens nachgestellt hatte, kam nun herbei und tödtete ihn mit leichter Mühe. „Ach," seufzte der Sterbende, „der Tod thut wehe, aber noch weher das schmerzliche Gefühl, eine freundschaftliche Warnung verschmäht zu haben."

Meißner.

8.

Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen, und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte nun der Bär seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildpret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte, kurz, er leistete ihm Dienste aller Art. Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Grase dahingestreckt, und schlief. Neben ihm saß sein Bär, und wehrte die Fliegen ab, die den Greis schaarenweise umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; schon zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt, und immer kam sie wieder. Jetzt setzte sie sich abermals auf die Stirne des Schlafenden; da rief der Bär unwillig aus: „Warte! warte! Ich will dich wegbleiben lehren!" Bei diesen Worten ergriff er einen Stein, zielte richtig, und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr den Kopf des Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er dir oft mehr schaden, als dein ärgster Feind.

Lavater.

9.

Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatz neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaum, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon und barst in den Garten, und fraß Blumen und Kräuter, nach ihrem Gelüst, Anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und zerschlug und schmähte es jämmerlich.

Da trat der Vater, der Alles gesehen hatte, zu dem Knaben, und sah ihn ernstlich an und sprach: „Wem gebührt solche Züchtigung, dir oder dem Thiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch ein unbarmherzig Gericht, und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde . . .?“

Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

Krummacher.

10.

Das Nelkenbeet.

„O Mütterchen, gib uns jedem ein Blumenbeetchen, das uns angehöre, mir eins, und Gustav eins, und Alwina eins, und jeder pfleget dann des seinigen!“

So sprach der kleine Fritz zu seiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm seine Bitte, und gab jedem ein Blumenbeet voll schöner Nelken. Und die Kinder freuten sich über die Maaßen, und sprachen: „Wann erst die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit seyn!“ — Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, sondern sie hatten erst Knospen gewonnen. —

Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüthe und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten, und wünschte, daß sein Blumenbeet zuerst vor allen andern blühen möchte.

Da trat er hinzu und nahm die Knospen in seine Hand, und

beschaute sie in ihren Windeln, und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthenblättchen roth oder gelblich hervorschimmerte. —

Aber es währte ihm zu lange. Fritz brach die Knospen auf, und löste die Blättchen allzumal auseinander. Nun rief er mit lauter Stimme: „Sehet, meine Nelken blühen!" — Allein als die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter, und trauerten und standen zerzaust und welk, ehe es Mittag war. Und der Knabe weinte um sie.

Aber die Mutter sprach: „Ungeduldiges Kind! Mögen dieß die letzten Freuden deines Lebens seyn, die du durch eigene Schuld dir verderbest. Dann hast du die schwere und große Kunst, zu warten, nicht zu theuer erkauft." —

Krummacher.

11.

Der Schmetterlingsfang.

Der kleine Wilhelm hüpfte an einem frühen Sommermorgen in den Garten seines Vaters, um von dem Blumenbeet, welches ihm eigen gehörte, einen Strauß von Nelken und Levkojen zu pflücken, der Mutter zum Geschenk. Denn es war ihr Geburtstag.

Als er nun in den Garten kam, erblickte er einen schönen Sommervogel, der hin und her flatterte. Da vergaß der Knabe Mutter und Blumen, und wollte das Vöglein erhaschen.

Anfangs verfolgt er es gebückt und mit leisen Schritten, um es unversehens zu ergreifen; aber mit jedem Schritt wuchs seine Begierde, und das Vöglein dünkte ihm schöner an Fittich und Farben, je mehr es sich entfernte. — Endlich ließ es sich nieder und setzte sich an ein kleines Obstbäumchen, welches seine ersten Blüthen trug. Dieses aber stand neben dem Blumenbeet, das ihm eigen gehörte, und auch das Bäumchen hatte der Vater ihm geschenkt. Darum, und weil es so klein war und eine schöne Krone trug, liebte der Knabe es sehr.

Als er nun das Sommervöglein auf der Blüthe sitzend erblickte, sprang er eilends hinzu und schlug mit seinem Hute so heftig nach dem Sommervogel auf dem Bäumchen, daß alle Blüthen hernieder fielen, und zwei Äste herabgerissen wurden.

Da sah er bestürzt vor sich nieder zu seinen Füßen, wohin die Zweige gefallen waren, und ward gewahr, daß er auch alle seine

Hyazinthen, Levkojen und Nelken zertreten hatte, und der Sommervogel lag todt und zerrissen zu seinen Füßen.

Da kehrte Wilhelm weinend und wehklagend nach Hause zurück, ohne Schmetterling und Blumen — ein Bild leidenschaftlicher Sinnlichkeit, die nach Freuden hascht.

Krummacher.

12.

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Äuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: „Die Vöglein sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten!" —

Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe!"

Krummacher.

13.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamme eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andern gegen sich verachtete. — Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süßigkeit! Ist deine Frucht darum weniger

herb? In diese treib den Honig herauf, wenn du es vermagst, und dann erst wird dich der Mensch segnen."

Lessing.

14.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

„Wo bleibt das Schaf?" fragte die Göttin. „Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?"

Und der Hund nahm das Wort und sprach: „Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut."

„Und warum jammerte das Schaf?" fragte schon gerührt die Göttin.

„Ich Ärmstes!" so sprach es. „Ich habe jetzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!"

Indem drang mit des Hirten Gebet der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Lessing.

15.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern. Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?"

„O nein," sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben." — „Oder," fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?" — „Ach," versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt." — „Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke

deinem Nacken geben." — „Auch nicht, gütiger Vater! ich könnte leicht so stößig werden wie der Bock."

„Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere hüten sollen, dir zu schaden." — „Müßte ich das?" seufzte das Schaf. „O, so laß mich, gütiger Vater! wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, wie ich fürchte, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun." — Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

Lessing.

16.

Die Äxte.

Einem Zimmermanne fiel aus Versehen seine Axt in einen tiefen Strom. Er bat den Flußgott inbrünstig, er möchte ihm, da er arm sey, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott erbarmte sich des Unglücklichen, stieg herauf, und brachte eine goldene Axt zum Vorschein. „Das ist die meinige nicht!" sagte der Zimmermann ganz gelassen. Der Geist tauchte von Neuem unter, und holte eine silberne hervor. „Auch die gehört mir nicht!" sprach der Arme. Und zum dritten Male langte der Flußgott eine Axt von Eisen mit einem hölzernen Stiele hervor. „Das ist die rechte! das ist sie!" rief der Arbeitsmann fröhlich. „Gut! Ich sehe, du bist eben so wahrhaft, als arm," sprach der mitleidige Geist; „zur Belohnung nimm alle drei mit." — Diese Geschichte ward bald in der ganzen Gegend bekannt. Ein Schalk, der sie erfahren hatte, nahm sich vor, zu versuchen, ob der Flußgott auch gegen ihn so mild seyn würde. Er ließ seine Axt mit Willen in den Strom fallen, flehte zum Flußgotte und hatte das Vergnügen, ihn aufsteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust, und der Geist brachte, wie vormals, eine goldene Axt hervor. „Ist sie das, mein Sohn?" — „Ja, ja, das ist sie!" antwortete der Lügner, und griff darnach. „Halt, Nichtswürdiger!" erscholl nun die Stimme des erzürnten Geistes. „Glaubst du, denjenigen zu hintergehen, der bis in's Innere deines Herzens sehen kann? Zur Strafe deines Lugs und Betrugs verliere auch das, was bisher dein war!" Und ohne Axt mußte der Lügner nach Hause wandern — ein warnendes Beispiel der alten Lehre, daß Lügen stets dem Lügner schade.

Meißner.

17.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, und jeder frohlockte über sein eigenes Daseyn. „Mich hat der Herr gepflanzt," sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." — „Jehova's Güte hat mich zum Segen gesetzt," sprach der umschattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählt." — Der Apfelbaum sprach: „Stehe ich nicht als das herrlichste Gewächs unter den Bäumen des Waldes?" — Und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." — So rühmten sie sich alle, der Ölbaum und der Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne. Nur der Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir," sprach er zu sich selbst, „scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Äste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich geduldig hoffen und warten." — Er sank darnieder und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er, da trat freundlich der Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig erhob er es und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner und bereitete in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock zu seinem Herrn sich nieder; dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, denn viele standen fruchtlos da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth. — Darum verzage auch du nicht, Verlassener! Harre duldend aus!

v. Herder.

18.

Das Ei des Columbus.

Es ging dem Columbus, wie es vielen Menschen geht, er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen; denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so

natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein Jeder eben so gut machen gekonnt.

Mit einer so unklugen Gesellschaft saß Columbus eines Tages bei Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Columbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann wohl ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt?“ — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Columbus das Ei, drückte es oben ein, und das Ei stand. „Ja,“ riefen jetzt alle, „so hätten wir es auch machen gekonnt.“ — „Aber, meine Herren,“ sagte Columbus lächelnd, „warum haben Sie es denn nicht so gemacht? Der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe.“

Heinsius.

19.

Suwarow.

Der russische General Suwarow, den die Türken und Polaken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Commando. Aber was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eignes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dieß und jenes in seinem eignen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienste etwas versehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wollte dem General und dem Soldaten einen Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man soll sich nie vom Zorn übernehmen lassen!“ Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“

Hebel.

20.

Das Mittagessen im Hofe.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte,

inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre Mancher wohl leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte Vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darin war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, das er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit Allem, was darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener! was soll das seyn?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorne vom Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nichts anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten.“ — Dießmal die Suppe hinabgeworfen und nicht wieder! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich auf im Anblicke des schönen Frühlingshimmels, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Hebel.

21.

Die Tollkirsche.

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und Mägdlein, auf den Hügeln, und die Kinder ergötzten sich, Erdbeeren zu suchen, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen.

Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu, und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug, und sie beschaute, um sie zu essen.

Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde und zertrat sie vor ihren Augen. Darauf riß er die Pflanze

aus der Erde und zertrat sie sammt den Kirschen, die daran saßen.

Da murrten die beiden Kinder, und sahen den Vater mit Unmuth an. Der Vater aber schwieg und ging weiter. Endlich fragten die Kinder und sprachen: „Wie vermochtest du, lieber Vater, also die schöne Frucht und uns die Freude zu verderben? Warum thatest du das?“

„Kinder,“ antwortete der Vater, „hättet ihr diese Frucht gegessen, so wär' es euer beider Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödtliche Giftpflanze.“

Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, und dankten dem Vater, und sprachen: „Lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren.“

Der Vater aber antwortete: „Eben euer Unmuth und Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeeren zu pflücken? — Jetzt wisset ihr, welche Freuden ich euch versage.“

Krummacher.

22.

Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen,“ so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man sagt, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern seyn?“ —

„Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sey? Rede, ich nehme Lehre an,“ sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht,“ sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.“

„Gut,“ versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!“ Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll

Leben in den Staub, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor Entsetzen und Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh," fuhr Zeus fort; „dieses Mal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf!" — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern."

Lessing.

23.

Der Rangstreit der Thiere.

1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unpartheiischer seyn." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören; „er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen." — „Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster. — „Ja wohl!" rief auch der Igel; „ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzt." — „Schweiget ihr!" befahl das Pferd; „wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen."

2.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?" — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd." —

„Vortrefflich," versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

3.

Der Mensch entfernte sich. — „Nun," sprach der höhnische Maulwurf — und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei — „siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt wie wir!" — „Aber aus bessern Gründen, als ihr!" sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!" — Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, Alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Lessing.

24.

Die Schnecke, der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen, und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben seyn, und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise letzen." Der Esel traktirte sich mit den ersten besten Disteln in der Nähe, und, nachdem er sich gesättigt, legte er sich hin,

und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher, und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umherschwärmte, und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde. „Ach!“ dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens! Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!“ Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es weit von dem Berge abgekommen war, und sich so müde getummelt hatte, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückwege fehlten, und es also ebenfalls das Salatbeet der Schnecke überlassen mußte.

So geht es den Leichtsinnigen, welche das Beginnen der Arbeit aufschieben, und dadurch die Früchte derselben verlieren.

v. Herder.

25.

Die Thautropfen.

Der Schnee war verschwunden; der Frühling kehrte wieder. Es war ein heiterer Morgen; die Sonne strahlte auf die Kornfelder, deren zarte Spitzen sich jetzt wieder fröhlich erhoben. An jedem Hälmchen hing ein klarer Thautropfen, wie eine Perle. — „O Vater! siehe, wie schön!“ rief der kleine Herrmann, „wie haben sich die Hälmchen mit Perlen geschmückt!“ — „Nicht sie selbst,“ sagte der Vater, „der thauende Himmel hat in der Stille des Morgens jedem ein Thautröpfchen gegeben!“ — „Wenn an jeder Kornspitze zwei Tröpfchen hingen,“ sagte der Knabe, „dann würde das Feld doppelt schön seyn.“ — „Du Ungenügsamer!“ antwortete der Vater; „du urtheilst thöricht. Wenn die Thautropfen größer, oder ihrer mehrere wären, so würde das zarte Hälmchen dadurch zu Boden gedrückt werden, und wir des schönen Anblicks entbehren. So aber genießt unser Auge die Freude, und jegliches Hälmchen Erquickung, die ihm Wachsthum und Kraft verleiht.“

Die guten himmlischen Gaben, die von Gott kommen, vereinen Schönheit und Kraft mit Einfalt.

Krummacher.

26.

Der kluge Richter.

Ein reicher Mann im Morgenlande hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl seyn! So nimm dein Eigenthum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenäht. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe.

Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Thaler seyen eingenäht gewesen, der Andere, daß er von dem Gefundenen Nichts genommen, und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung des Andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der Eine

von Euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päckchen von 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das Nämliche seyn, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kömmt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als: du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Hebel.

27.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, wenn du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt es mehrere, als an der Thüre des Kerkers. — Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, wiewohl dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen, und für mich zeugen? Ich bin hart verklagt worden, und der König zürnt." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathhauses: da wandte er sich, und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich gegen ihn in der Stunde des Todes, wenn Gott ihn vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst, und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

v. Herder.

28.

Kindliche Dankbarkeit.

In einer großen Residenzstadt lebte einst ein vornehmer Herr. Er war von niedriger Herkunft, von armen, aber ehrlichen Eltern; durch seine Gelehrsamkeit jedoch, und durch seine andern Tugenden schwang er sich hinauf, und wurde vom Könige zu einem seiner ersten Staatsbeamten erhoben. So angesehen aber auch jetzt sein Stand war, so schämte er sich doch weder der Armuth seiner Eltern, noch seiner geringern Verwandten, sondern ging immer liebevoll mit diesen um. — Einst hatte er ein Gastmahl angestellt, und eine große Gesellschaft vornehmer Leute dazu geladen. Da sie nun an der Tafel saßen, meldete ihm ein Bedienter, daß ein alter Mann im Vorzimmer wäre, und ihn zu sprechen verlangte. Gleich eilte er von der Tafel weg in's Vorzimmer, und siehe, der alte Mann, der ihn hier erwartete, war sein Vater. Er bezeugte demselben seine Freude, ihn so unverhofft zu sehen, umarmte ihn auf's Zärtlichste, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in's Speisezimmer. Hier wies er ihm die erste Stelle bei der Tafel an, bat die Vornehmen deßwegen um Verzeihung, und sagte: „Dieß ist mein Vater, vergönnen Sie ihm die Ehre, hier zu sitzen; es ist ein alter, rechtschaffener Mann, dem ich Alles verdanke, und der diesen Platz nicht um meinetwillen, sondern seiner Tugend wegen verdient."

Feddersen.

29.

Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thüre seines ländlichen Hauses und freute sich des heitern Herbstmorgens. Sein Auge ruhte bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den muntern Urenkeln, die vor ihm spielten.

Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greise und unterredete sich mit ihm. Als er nun die Zahl seiner Jahre aus seinem Munde vernahm, wunderte er sich seines kräftigen Alters und blühenden Aussehens. Darnach befragte er den Greis, was er gethan habe, um solcher Kraft und Heiterkeit in dem Spätherbste des Lebens zu genießen.

Darauf erwiederte Geron: „Mein Sohn, es ist, wie jedes Gute, eine Gabe, die von oben kömmt, und deren wir uns nicht zu rühmen haben: jedoch können wir hier unten auch Einiges thun, sie zu empfahen."

Nach diesen Worten erhob sich der Greis und führte den Fremdling in den Obstgarten, und zeigte ihm die hohen, herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute.

Darauf sprach der Greis: „Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters." Der Jüngling aber winkte dem Greise; denn er verstand seine Worte und nahm sie zu Herzen.

Krummacher.

30.

Das Thiergefecht.

Zu einem mächtigen Beherrscher des Morgenlandes trat eines Tages sein königlich Gemahl, weinend vor Zorn, und Rache erflehend gegen einen Verbrecher und Beleidiger fürstlicher Majestät. „Siehe," sprach sie, „der Frevler brachte mir einen Schmuck von Edelsteinen; aber das Gestein ward falsch befunden. Schon büßt er seinen Betrug im finstern Kerker, aber mit dem Leben soll er die Unthat entgelten; ich schwöre es bei meinem eigenen. — Ich verlange, daß du, o König, ihn zum Löwenkampf verdammest."

„Ach, laß uns nicht in Leidenschaft richten," erwiederte der Monarch. „Denn wie könnte dem Zorne das Recht begegnen? Einem Fürsten des Volkes geziemt, frei zu seyn von jeglicher Leidenschaft. Ist er nicht des Höchsten Bild und Statthalter?"

„Zürnt denn nicht auch Gott im Wetter?" fragte die Königin.

„Nicht doch," antwortete der König; „er thut wohl, auch im Wetter. Ach, meine Geliebte, der Mensch denkt und bildet sich den Ewigen nur zu gern nach seinem eigenen Bilde." —

Die Königin aber erzürnte noch mehr, und sprach: „Auch Gott haßt und straft den Verbrecher; und er gab nicht umsonst den Königen das Schwert. Ich will nur, daß dem Frevler sein Recht widerfahre. Sein Tod ist ihm verkündet. Es ist keine Änderung!"

„Wohlan denn," sagte der König, „es sey so! Am morgenden Tage!"

Als nun am andern Tage die Stunde erschien, und die Drommeten und Pauken das blutige Schauspiel ankündigten, erhob sich die Königin mit prächtigem Gefolge, und letzte sich im Herzen an dem Triumph ihres Zornes. Denn die Rache ist dem erhitzten Gemüthe wie ein kühlendes Labsal.

Der Herold öffnete die Schranken, und zitternd stand der Verbrecher, und die Drommeten und Pauken ertönten von Neuem.

Siehe, da kam statt des Löwen ein weißes, frommes Lamm, und nahte sich vertraulich dem zitternden Manne. Die Pauken aber und Drommeten schwiegen, und es begann ein süßes Getöne der Harfen und Flöten, und das Lamm schmiegte sich zu den Füßen des zitternden Mannes und schaute zu ihm hinauf.

Da blickte die Königin zu ihrem Gemahl hin und erröthete. Der König aber sprach: „Dein Blick, meine Geliebte, gibt mir Zeugniß, daß ich das Vergeltungsrecht geübt habe. Er, der dich täuschte, ist getäuscht worden, und dir wird statt des Unedlen das Edle gewährt! — Die Röthe deiner Wangen, die mir schöner dünkt als der fürstliche Purpur, der dich schmückt, lohnt auch mir. Denn dein Antlitz zeugt mir, daß ich als Ebenbild und Statthalter des Höchsten gehandelt habe!"

Darauf verkündeten die Drommeten das Ende des Schauspiels, und das Volk rief: „Heil unserm König und der Königin!"

Krummacher.

31.

Der dankbare Wilde.

Ein alter, rechtschaffener katholischer Geistlicher, der sich aus eignem Berufe nach Ostindien unter die Wilden begeben hatte, um sie besser und glücklicher zu machen, besuchte nach seiner Rückkehr einst eine Frau von angesehenem Stande, und sah deren Kinder auf dem Hofe spielen. „Die guten Kleinen!" sagte er; „sie haben einander so lieb; die ganze Welt haben sie noch so lieb; es ist nichts von Haß und Groll in ihrem Herzen. Wenn das doch immer so fortdauern könnte! Wenigstens sollte man sie dazu anhalten, keinen Menschen wegen seiner Herkunft oder seines Glaubens zu verachten. Überall gibt es gute Menschen; das hab' ich unter meinen Wilden gelernt."

„Einst gegen Abend," fuhr er fort, „kehrte ich mit meinen

Hausgenossen von einem Spaziergange zurück; da hörten wir an der Öffnung eines Waldes einen kläglichen Ton, gingen ihm nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. „Ach,“ sagte er endlich, „heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, und hoffte, nach meiner Heimath zu kommen; nun hab' ich mich verirrt, es wird dunkel, ich bin müde, und muß hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde meinem Leben ein Ende machen! Mein armes Weib! Meine armen Kinder!“ — Uns jammerte seiner. Ich bat ihn, mitzugehen. „Aber du kennst mich ja nicht!“ sagte er. — „Ich brauche dich nicht zu kennen; komm nur mit.“ So führten wir ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß wir nur eine dünne, leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde. Ich erschrack und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! Ich werde es nie vergessen. Er kniete nieder und betete, ohngefähr mit folgenden Worten: „O Gott, ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschienen hat! Ich danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir meine Feinde nicht begegnet sind; ich danke dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! Wenn dieser gute Fremde, oder seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen, so gib ihnen auch die Sonne auf ihrem Wege, so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn in seine Hütte aufnimmt!“"

Feddersen.

32.

Whittington.

Zu London hatte vor etwa hundert Jahren ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er Anfangs zu Nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause herumlaufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfene Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig aufzubewahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm bewilligt; und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Waaren nach einem fernen Lande senden, um sie daselbst verkaufen zu lassen. Da er eben sehen wollte, ob Alles ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug. „Richard," sagte er zu ihm, „hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest?" — „Ach, lieber Herr," antwortete der Knabe, „Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und Nichts, als diese Katze habe." — „Nun, so schicke deine Katze mit," sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde. Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige von ihnen zu sich fordern und mit sich speisen. Aber ungeachtet Essen genug da war, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und diese waren so dreist, daß sie schaarenweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig machen können, sich von ihnen zu befreien, ungeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieß hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde, und holten darauf die Katze her. Diese richtete eine erschreckliche Niederlage unter den Mäusen an und in einer halben

Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war sehr erfreut, dieser beschwerlichen Gäste los geworden zu seyn; und da er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf nach London zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben zu sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte und ihn versicherte, daß Alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu seyn: so gab er ihm, als er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Campe.

33.
Joseph der Zweite.

„Ach, lieber Herr, um Gotteswillen schenken Sie mir einen Gulden!" bat voll Angst ein zehnjähriger Knabe den guten Kaiser Joseph den Zweiten, den er nicht kannte, und der ihm eben jetzt begegnete. „Einen Gulden?" fragte Joseph etwas verwundert. „Noch nie habe ich gebettelt," stammelte der Knabe, und die heißen Thränen stürzten ihm aus den ehrlichen Augen; „aber meine arme Mutter ist sterbenskrank, und ich wollte einen Arzt suchen." — Joseph erkundigte sich hierauf nach Namen und Wohnung, reichte den Gulden dar, und der Knabe flog wie ein Pfeil davon. Der Kaiser aber eilte unterdessen sogleich nach dem bezeichneten Hause, stieg eine dunkle, schmale Treppe hinauf, und erblickte nun auf elendem Lager eine jammernde Kranke, die sich kaum aufrichten konnte, um ihn zu fragen, ob er etwa der Arzt sey? — „Der bin ich!" antwortete Joseph, ließ sich nun die Krankheit und die ganze Geschichte der Wittwe, die Sonnenberg hieß, erzählen, und tröstete sie dann mit guter Hoffnung zu Gott, der ja öfters Hilfe sende, wo man es am wenigsten erwarte, die Seinen nicht verlasse, und auch für sie, die arme kranke Wittwe, natürlich sorge. Darnach riß er ein Stückchen Papier aus des Knaben Schreibebuch, weil kein anderes Material vorhanden war, schrieb, wie er sagte, ein Recept, und entfernte sich dann mit den Worten: „Für jetzt leben Sie wohl! Ich hoffe, das, was ich Ihnen verschrieben habe, wird gute Dienste thun!" Wenige Minuten nachher

kam der Sohn mit freudiger Hast zurück, und rief schon in der Thüre: „Ich bringe einen Arzt! Ich bringe einen Arzt!" Sogleich trat auch der Arzt herein. Die Kranke wußte es sich nicht zu erklären, wie nun mit einem Male zwei Ärzte sie in ihrem elenden Kämmerlein besuchten, bis ihr Sohn den ganzen Vorgang erzählte, und man nun vermuthete, daß der unbekannte Mann, welchen der Knabe um eine Unterstützung angefleht hatte, zufälliger Weise ebenfalls ein Arzt gewesen sey. Der zweite Arzt war nun aber doch neugierig, zu erfahren, wer der Andere gewesen sey, und was er verschrieben habe. Er ließ sich daher das Blättchen zeigen, und rief in höchster Überraschung: „Solche Recepte können wir übrigen Ärzte Wiens nicht schreiben. Dieser Arzt ist der Kaiser selbst gewesen: fünfzig Ducaten hat er hier vorläufig aus seiner Kasse verschrieben!" — Wer schildert das Erstaunen, die Rührung, die Freude, den Dank der Wittwe und des Sohnes! — In Kurzem stellte der Arzt sie wieder her, der menschenfreundliche, wohlthätige Joseph aber verordnete ein jährliches Gnadengehalt von hundert und fünfzig Gulden, und ließ den gutgesinnten, hoffnungsvollen Knaben zum wackern Mann erziehen.

Niemeyer.

34.

Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch, zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; Niemand wollte sie ihm öffnen: hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut," und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend, aber ein Sturm entstand, und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein, und sprach: „Was Gott schickt, ist gut." Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er an's Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen, und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschont. „Sagte ich nicht," sprach er, „daß Alles, was Gott schickt, gut sey?" Nur sehen

wir meistens am Morgen erst, warum er uns Etwas am Abend versagte.

v. Herder.

35.

Die Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Körner darunter und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze und versteckte sich in das dichte Laub. Bald darauf kam ein Schwarm wilder Tauben; sie sahen das schöne Gerstenfutter, setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz fiel zu, und sie waren gefangen, und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht, daß wir also hin- und herflattern: lasset uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen." Sie flogen nun alle zugleich in die Höhe und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte Alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach. Die Tauben hatten sich auf ein Fruchtfeld in der Nähe eines Baumes niedergelassen und berathschlagten, wie sie aus dem Netze herauskommen könnten. Da sprach eine aus dem Schwarme: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Soll ich sie rufen, damit sie das Netz zernage?" Und sie rief die Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte die Schnüre; die Tauben aber flogen fröhlich davon, und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe, der dieses Alles mit angesehen hatte, dachte bei sich, ein treuer Freund sey doch ein großes Gut. Er setzte sich deßhalb in die Nähe des Mauslochs und rief die Maus, weil er Freundschaft mit ihr schließen wollte. Als aber die Maus herauskam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief sie wieder und sagte: „Warum fliehst du mich? Willst du nicht meine Freundin werden?" — „Nein," antwortete die Maus, „das geht nimmer an; denn in kurzer Zeit würde deine angeborne Lust nach meinem Fleische dich unsere Freundschaft vergessen lassen, und du würdest mich wie jede andere Maus auch auffressen."

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte; denn er fürchtete sich hier vor den

vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Tages zu der Maus, wenn sie nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er da nicht verborgen genug sey: er wolle sie an einen viel heimlichern Ort bringen, wo er auch eine treue Freundin habe, die Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten. Die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden; denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr heimlich nachstellte. Der Rabe faßte sie also mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, trug sie durch die Lüfte, setzte sie unter einem Baume nieder und rief die Schildkröte, seine Freundin. Diese kam hervor aus ihrem Teiche und freute sich, daß ihr Nachbar wieder da sey, und daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Die Maus grub sich ein Löchlein, und so wohnten sie alle drei in Frieden und Eintracht.

Als sie nun eines Tages so beisammen saßen und mit einander plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen und sah sich um. Da floh die Schildkröte in ihr Wasser und tauchte unter: die Maus verkroch sich in ihr Löchlein; aber der Rabe schwang seine Fittige und flog in die Höhe, um zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber Nichts und sprach zum Hirsche: „Sey ohne Furcht; hier ist keine Gefahr; noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es dir gefällt, so kannst du hier wohnen; um den See wächst schönes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Tranke." Als er dieß gesagt hatte, rief er die Maus und die Schildkröte. Sie kamen hervor und redeten dem Hirsche auch zu, daß er bleiben sollte.

Aber der Hirsch sah umher; das Gras war schön, das Wasser frisch und der Ort sicher vor Nachstellungen. Er machte sich also eine Lagerstätte von Moos und wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Freundschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da ward seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unglück widerfahren seyn; darum flog der Rabe aus auf Kundschaft, und er sah seinen Freund liegen, gefangen in einem Netze. Sogleich flog er zurück und brachte seinen Genossen die Nachricht und berathschlagte sich mit ihnen, wie man den Hirschen befreien könnte.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich und trage mich hin, damit ich ihm das Netz zernage!" Der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen

wäre. „Wohin,“ sagte der Rabe, „willst denn du fliehen, wenn der Jäger kömmt? Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich; was willst du aber machen? Dein Gang ist langsam, du kannst dich nicht retten; auch bin ich nicht stark genug, dich zu tragen.“ Indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger wirklich schon gegangen, zu sehen, ob er Etwas in seinem Netze gefangen habe; und als er den Hirsch darin sah, freute er sich. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt; der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog davon, die Maus verkroch sich; aber die Schildkröte stand und zitterte vor Schrecken an allen Gliedern.

Der Jäger ärgerte sich, daß ihm die schöne Beute entgangen war; um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und ging weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugesehen und rief ihre Freunde schnell zusammen, um zu berathschlagen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch solle sich, wie todt, an den Weg legen, auf welchem der Jäger vorbeikommen mußte, und er wolle auf ihm sitzen, als ob er von ihm fräße; wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß die Schildkröte niederlegen und hinzugehen; dann solle der Hirsch aufspringen und langsam hin- und herlaufen, als hätt' er ein Gebrechen am Fuße; so solle er den Jäger immer reizen und nahe an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt, und die Schildkröte sich im Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davoneilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsche nach; als aber die Schildkröte und das Mäuschen in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Da freuten sie sich alle sehr, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten.

Grimm.

36.

Der Holunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu

seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht. Denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaumes, und indem der Knabe über dem Bache schwebte, brach der Stab mitten entzwei; und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: „Ihr scheint Euren Sohn Manches wohl gelehrt zu haben, aber eins habt Ihr vergessen. Warum habt Ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben!" —

„Freund," erwiederte der Jäger, „ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung vertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihn lehren. Aber er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren, denn sein Aug' ist hell und seine Kraft geübt."

Krummacher.

37.

Die Namen Gottes.

Als Alexander, Philippus Sohn, zu Babylon war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwunden hatte, einen Priester kommen und versammelte sie allesammt in seinem Palaste. Darauf setzte er sich auf seinen Thron und fragte sie — es war ihrer aber eine große Zahl — und er sprach: „Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes, unsichtbares Wesen?" Da verneigten sich die Priester allzumal und sprachen: „Ja, Herr König!"

Und der König fragte weiter: „Mit welchem Namen nennet ihr dasselbe?" — Darauf antwortete der Priester aus Indien: „Wir nennen es Brama, d. h. das Große!" Der Priester aus Persien: „Wir nennen es Ormus, d. h. das Urlicht!" Der Priester aus Judäa: „Jehova Adonai, den Herrn, der da ist, war und seyn

wird." — Und so hatte ein jeglicher Priester ein eignes Wort und einen besondern Namen, womit er das höchste Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen und sprach: „Ihr habet nur Einen Herrscher und König. So sollt ihr auch fortan nur Einen Gott haben. Zeus ist sein Name."

Da wurden die Priester sehr betrübt ob der Rede des Königs und sprachen: „Mit dem Worte, das wir genannt haben, nennet ihn unser Volk von Jugend auf. Wie sollen wir das ändern?"

Der König aber zürnte noch mehr. Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramin, der ihn nach Babylon begleitet hatte; dieser hub an und sprach: „Der König, mein Herr, erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge!"

Darauf wandte er sich zu den Priestern und fragte: „Leuchtet auch bei euch allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichts?"

Die Priester verneigten sich allesammt und sprachen: „Ja!" —

Da fragte der Bramin sie, einen nach dem andern: „Wie nennet ihr dasselbe?" Und ein jeglicher nannte ein anderes Wort und eigenen Namen seines Landes und Volkes. Da sprach der Bramin zu dem König: „Sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Worte benennen? Helios ist sein Name."

Bei diesen Worten war der König voll Schaam und sprach: „Lasset sie einen jeglichen sein eigenes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist."

Krummacher.

38.

Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunamen: der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baume und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm, Vezier," rief er ihm entgegen, „und

sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt." Der Vezier kam herbei. Der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß Jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt, und in ein besseres Erdreich pflanzt, in Kurzem ihren Kelch erweitert, und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg, und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amte, Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen Alle, die ihn um etwas baten, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit: denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen, und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andere Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König Anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenke bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war: und so fiel Schach Sefis Verdacht auf den Schatzmeister, daß er ihn veruntreut habe. Dieß war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen, und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnt' er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, her haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige herein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrack nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es seyn würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr," sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes, und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sklaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener; er sagte sie ihm zu, und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit; und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen, und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerkt hatte. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht, und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen sieht. Er ersann einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier Alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen,

ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thüre am Ende einer Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher, und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken: sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr! in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht, es zu sehen."

Dieß ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thüre zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da! vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum dritten Mal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten all mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher als im Überflusse deines Hofes war."

Ali schwieg; und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweicht. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdung waren mit Schaam geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edeln nie wieder erholen. Ali lebte lange, und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß es immer: der edle, uneigennützige Ali.

v. Herder.

39.

Die Freunde.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte. Er ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen, und wandte Alles an, was sein Herz bessern und seinen Verstand bilden konnte. Als der Knabe die Jünglingsjahre erreicht hatte, rief ihn sein Vater vor sich und sprach: „Mein Sohn, ich habe dich Alles lernen lassen, was ein Mann von deinem Stande und Beruf wissen muß. Vor allen Dingen aber brauchst du jene Klugheit, die uns die mancherlei Eigenschaften und Neigungen der Menschen kennen lehrt. Darum wünsche ich, daß du einige Jahre in fremde Länder reisen möchtest. Reisen geben Erfahrungen; denn je mehr man Menschen gesehen hat, desto besser weiß man mit ihnen zu leben. Die Welt ist ein großes Buch, aus dem ein aufmerksamer Leser viel nützlichen Unterricht schöpfen kann; sie ist ein Spiegel, der uns die Menschen in ihrer wahren Gestalt zeigt. Schaue fleißig in diesen Spiegel, mein Sohn, und lerne insonderheit jene Klugheit, mit der sich ein Weiser das größte Glück des Lebens erwirbt: ich meine, einen Freund. Findest du nur einen einzigen im Laufe deines Lebens, so besitzest du das schönste und beständigste aller Güter, das nur der Tod von dir nehmen kann. Reichthum und Glück sind tausend widrigen Zufällen unterworfen; diesen Schatz aber raubt uns keine menschliche Gewalt. Suche also auf deinen Reisen solch ein Kleinod zu finden; und bedenke dich nicht, das Köstlichste, was du hast, im Nothfall für diesen Gewinn aufzuopfern.

Der Jüngling nahm von seinem Vater Abschied, und reiste. Er ging in ein benachbartes Land, hielt sich da einige Zeit auf, und kam wieder zurück, ehe sein Vater dachte, daß er dort bekannt geworden sey. Der Vater wunderte sich über seine geschwinde Rückkehr, und sprach zu ihm: „Wie kommst du so bald wieder, mein Sohn?“ „Vater,“ antwortete der Jüngling, „du hast mir befohlen, nur so lange in der Fremde zu verweilen, bis ich einen Freund gefunden, und ich habe deren fünfzig gefunden, die Muster von wahren Freunden sind.“

„Mein Sohn,“ antwortete der Kaufmann, „sey nicht so freigebig mit diesem heiligen Namen. Hast du das Sprichwort vergessen, das ich dir bei deinem Abschiede empfahl: „Rühme dich deines Freundes

nicht eher, als bis du ihn geprüft hast«? Freunde, lieber Sohn, sind selten; die mehrsten, die sich so nennen, wissen nicht, was das Wort bedeute. Sie gleichen einem Morgennebel im Sommer, den der erste warme Sonnenstrahl verzehrt. Sie behandeln den Leichtgläubigen, der ihren glatten Worten traut, wie ein halb Trunkener seine Weinflasche: er hält sie fest, so lange sie mit süßem Safte gefüllt ist, und wirft sie auf den Boden, sobald er sie geleert hat. Ich besorge, mein Sohn, deine Freunde werden diesem Trunkenen gleichen."

„Dein Mißtrauen, mein Vater, ist ungerecht," sprach der Jüngling; „ich weiß gewiß, diese tugendhaften Leute, die ich meine Freunde nenne, würden mich, wenn ich arm und unglücklich zu ihnen käme, eben so sehr lieben, wie jetzt." — „Ach!" sagte der Alte, „ich habe siebenzig Jahre gelebt, habe Glück und Unglück erfahren, und viele Menschen gesehen und geprüft; aber in dieser langen Reihe von Jahren habe ich mir nur einen einzigen Freund erwerben können: und du willst in dem Alter des Leichtsinns binnen wenig Monden fünfzig gefunden haben? Komm, mein Sohn, und lerne von mir, wie man die Menschen prüfen muß."

Der Kaufmann schlachtete einen Bock, steckte ihn in einen Sack, und befleckte mit dem Blute die Kleider seines Sohnes. Da es Nacht wurde, legte er den Sack mit dem Bocke dem Jünglinge auf den Rücken, unterrichtete ihn, wie er sich verhalten müßte, und so gingen sie fort. Sie kamen zu der Wohnung des nächsten von den fünfzig Freunden, und der Jüngling klopfte an. Sein Freund that ihm geschwind auf, und fragte nach der Ursache seines so späten Besuches. Der Jüngling antwortete: „Im Unglück kennt man seine Freunde. Ich habe dir oft von der Feindschaft erzählt, die, von langen Zeiten her, die Familie eines vornehmen Höflings mit der meinigen entzweite. Eben begegneten wir uns an einem abgelegenen Orte der Stadt, wir geriethen aneinander, und ich hatte das Unglück, ihn zu tödten. Aus Furcht, der Mord möchte aufkommen, nahm ich seinen Leichnam auf und steckte ihn in diesen Sack. Ich bitte dich, verbirg ihn so lange in deinem Hause, bis ich einen heimlichen Ort finde, wo ich ihn vergraben kann."

„Mein Haus ist sehr klein," gab ihm der Freund mit einer verdrießlichen Miene zur Antwort; „es kann kaum die Lebendigen fassen, die es bewohnen; wo sollte ich denn deinen Todten verbergen?

Zudem weiß Jedermann, wie feindselig du mit dem Getödteten gelebt hast. Man wird muthmaßen, daß du der Thäter seyest; man wird Nachsuchungen anstellen; und da unsere Freundschaft bekannt ist, so wird man bei meinem Hause den Anfang machen. Es würde dir nichts helfen, mich in dein Unglück mit zu verwickeln. Der einzige Dienst, den ich dir erweisen kann, ist, das Geheimniß zu verschweigen."

Der Jüngling bat und flehte, ihm in seiner Noth zu helfen; aber vergeblich. Sein guter Freund wurde immer kälter, und seine Antworten kürzer, so daß er endlich mit dem gefährlichen Sacke weiter gehen mußte. Er kam zu dem zweiten Freunde, der ihn eben so abwies; und so ging er der Reihe nach zu allen Fünfzigen; aber der Letzte empfing ihn wie der Erste, und schloß seine Thüre nach einer Menge Entschuldigungen wieder zu.

„Hast du nun gelernt," sagte der Kaufmann zu seinem Sohne, „wie wenig man auf den äußerlichen Schein der Menschen rechnen dürfe? Wo ist die eifrige Freundschaft dieser Leute, denen du so prächtige Lobreden gehalten hast? Sobald sie dein Unglück erfuhren, war ihre Liebe erstorben. Sie sind übertünchte Wände, Wolken ohne Regen, Bäume, die keine Frucht tragen. Nun will ich dir den Unterschied zwischen deinen fünfzigen und meinem einzigen Freunde zeigen." — Indem sie so sprachen, kamen sie an die Thüre des Mannes, den er seinem Sohne als das Muster eines wahren Freundes geschildert hatte. Er klopfte an, und als der Mann ihn kannte, fragte er mit einer zärtlichen Besorgniß, warum er noch so spät zu ihm komme. Der Kaufmann erzählte ihm das erdichtete Unglück seines Sohnes, und bat ihn, den Todten bei sich zu verbergen.

„O mit Freuden!" rief der Mann aus, „mein Haus ist groß genug, tausend Todte zu beherbergen. Keine Furcht vor möglicher Gefahr soll mich abhalten, zu deiner und deines Sohnes Rettung Alles, was ich kann und vermag, beizutragen. Ich will dich und deinen Sohn auf mein Landgut führen, wo ihr vor allen Nachforschungen des Gerichtes verborgen und sicher leben sollet."

Der Kaufmann dankte seinem Freunde für seine großmüthige Liebe, und sagte zu ihm: „Ich habe diese Erzählung bloß erdichtet, um meinem leichtgläubigen Sohne zu zeigen, wie man falsche Freunde von wahren unterscheidet."

v. Herder.

40.
Die ewige Bürde.

Der Chalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien, und bezahlte den Eigenthümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte, und alle Anerbietungen, die man ihr deßwegen machte, geradezu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Wittwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn schlimm; denn obschon die Gesetze der Wittwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals, und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Chalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbtheil der Wittwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzte ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf, und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle.“ Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Chalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer, als alles Vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Chalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer.“

„Herr,“ antwortete Ibn Beschir mit einer edlen Dreistigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast; wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?“

Der Chalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klug-

heit des Kadi, und gab der Wittwe das Land mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, wieder.

v. Herder.

41.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. „Geh," sagte er, „und segle damit in ein fremdes Land, wuchere mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein seyn." Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob, und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meere, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth das Ufer einer Insel. Hungrig, nackt und ohne Hilfe ging er tiefer in's Land, und weinte über sein Unglück, als er von Ferne eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit großem Freudengeschrei entgegen kam. „Heil unserm Könige!" riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen, und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Palast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirne band, und ihn einen goldenen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm, im Namen des ganzen Volkes, den Eid der Treue.

Der neue König glaubte Anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. „Ich begreife nicht," sprach er bei sich selbst, „was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande!"

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier," redete er ihn an, „warum habet ihr mich denn zu euerm König gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sey? Und was

wird endlich mit mir werden?“ „Herr,“ antwortete der Vezier, „diese Insel heißt das Land der Prüfung und wird von Wesen eigener Art bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adam's zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre, an dem nämlichen Tage, einen Menschen auf ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen, so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt an's Ufer, und legen ihn in ein besonders dazu gebautes Schiff, das ihn auf eine andere Insel bringt. Diese Insel ist wüst und öde; Jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kömmt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil, und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königs geht das Volk dem neuen, den ihm die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen, auf. Dieß, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reiches, das kein König während seiner Regierung aufheben kann.“

„Sind denn auch meine Vorgänger,“ fragte der König weiter, „von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?“

„Keinem von ihnen,“ antwortete der Vezier, „war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber Einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr, ohne weise zu seyn. Andere berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glücks; sie getrauten sich nicht, an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer Freude in die andere, bis ihre Zeit um war, und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fingen Alle an, sich zu beklagen und ihre Verblendung zu beseufzen; aber nun war es zu spät, und sie wurden ohne Schonung dem Elend

übergeben, das sie erwartete, und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen."

Diese Erzählung des Veziers erfüllte den König mit Furcht; er schauderte vor dem Schicksale der vorigen Könige, und wünschte, ihrem Unglück zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verflossen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. „Weiser Vezier," antwortete er: „du hast mir mein künftiges Schicksal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will."

„Erinnere dich, Herr," antwortete der Vezier, „daß du nackt auf unsere Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen, und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du es nämlich fruchtbar machst, und mit Einwohnern besetzest. Dieß ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hinsendest. Schicke also eine Menge Arbeitsleute hinüber, und laß die wüsten Felder in fruchtbare Äcker verwandeln; baue Städte und Vorrathshäuser, und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Mit Einem Worte: bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeigehen; denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt dort seyn. Denke, dein Jahr sey morgen schon um, und nütze deine Freiheit wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren, und langes Elend ist dein Loos."

Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Veziers gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie gingen mit Freuden und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fing an, sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Demungeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber; und die folgenden waren noch freudiger, als die ersten, da sie in

ein so wohl angebautes Land gingen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Unterdessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblick gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen; denn er ging in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebaut hatte. — Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Palaste ergriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsort führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfingen, und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur Ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; Er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

* *
*

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bei seiner Geburt; die Insel, wo er anlandet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich bloß mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken: sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an guten Werken leer sind.

v. Herder.

42.
Krösus und Solon.

Krösus. Du bist, guter Solon, weit herumgereist; hast du wohl Jemanden gefunden, der glücklicher war, als ich?

Solon. Dazu bedurfte es keiner weiten Reisen: ich hatte einen solchen in der Nähe — in meiner Vaterstadt Athen.

Krösus. Und der war?

Solon. Tellus. Sein Name ist dir vielleicht ganz fremd; aber er wollte auch nicht bekannt seyn. Er lebte ohne allen äußern Glanz unter seinen Mitbürgern; aber einen glücklicheren Menschen als ihn kannte ich nicht. Im Kreise einer sehr zahlreichen Familie, gut erzogener Kinder und braver Verwandten, geliebt und geschätzt von Allen, die ihn kannten, führte er ein stilles, friedliches Leben hin, brachte es zu einem hohen Alter, und endigte es durch einen rühmlichen Tod, den er bei Vertheidigung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde fand.

Krösus. Trafest du denn nicht auch außer deiner Vaterstadt einen Glücklichen an, den du diesem Tellus an die Seite setzen könntest?

Solon. Ja, zu Argos; da lernte ich eine Mutter kennen, die ich mit ihren Söhnen wohl für die glücklichsten Menschen erklären möchte. Sie war eine Priesterin der Juno. Einst rief sie ein Fest dieser Göttin zum Tempel; da waren die Stiere, die den heiligen Wagen ziehen sollten, nicht gleich zur Hand, und der Dienst litt keinen Aufschub. Im Augenblicke spannten sich ihre beiden Söhne, Kleobis und Biton an denselben, und zogen die geliebte, und ihnen so ehrwürdige Mutter zum Tempel. Gerührt von diesem Beweise kindlicher Liebe hob die betende Mutter ihre Hände über dem Altare auf, und bat die Gottheit um Segen für ihre Kinder. Sie wurde erhört. Als sie nach vollendetem Opfer zurückkehrte, fand sie ihre beiden Söhne sanft eingeschlummert. Sie erwachten wohl nicht wieder für diese, aber für eine bessere Welt.

Krösus. Sonderbar! Du zählst also auch die Todten zu den Glücklichen? Aber unter den Lebenden, dächte ich, doch wohl auch Anspruch auf vorzügliche Glückseligkeit machen zu können?

Solon. Ich will dir diesen schmeichelhaften Wahn nicht nehmen; aber meiner Meinung nach ist's mit dem Glücke so eine eigene Sache, und man sollte wohl diesseits des Grabes Niemanden glücklich preisen, er habe denn glücklich vollendet!

K. F. Lossius.

43.
Alexander und Diogenes.

Alexander. Du bist ein sonderbarer Mensch; ich suche dich, so wenig ich Ursache habe, mit dir zufrieden zu seyn: denn du hättest mich beinahe zu einem närrischen Wunsch gebracht.

Diogenes. Darf ich fragen, zu welchem?

Alexander. Kein König zu seyn, damit ich Diogenes seyn, und Könige so demüthigen könnte, wie du.

Diogenes. Vergib mir, Alexander, das war meine Absicht nicht; ich lag in der Sonne, als du kamst, sie beschien mich so gut, daß es mir verdrießlich war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so gering ist. Du hattest nichts bei mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daß mir was anders eingefallen wäre, als daß du mir aus der Sonne gehen möchtest.

Alexander. Gut! wenn du der sonderbarste Philosoph bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daß ich dich bereden könnte, mit mir auf Abentheuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt — und ich denke, du wärest mein Mann.

Diogenes. Ein jeder Mensch muß seine Rolle spielen, mein König. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge. Aber wenn du es verlangst, kann ich dir so viel Wahrheit mit auf die Reise geben, als du gebrauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

Alexander. Mit Anbruch des Tages werde ich von Korinth abgehen. Im Ernste, Diogenes, kann ich dir zu nichts nütze seyn? Die Korinther kennen, wie ich sehe, deinen Werth nicht.

Diogenes. Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Übels thun. Seelen von deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach, Alexander, es sind in diesem Augenblicke so viele Tausende, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest du machen, daß diese Unglücklichen den Tag deiner Geburt segneten, so hättest du mir alles Gute gethan, das mir der größte der Könige zu thun vermag.

Alexander. Du bist ein glücklicher Mann, Diogenes — ich

kann nicht unwillig darüber werden, daß du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweist. —

Diogenes. Alexander, ich ehre dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund seyn, und kann keine Freunde haben.

Alexander. Verwünscht seyst du mit deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! ich will nichts mehr davon; du würdest machen, daß ich mich in deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an Einem Diogenes.

Diogenes. Das weiß ich eben nicht; aber das ist gewiß, daß sie unter zwei Alexandern in Trümmern gehen würde.

Alexander. Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl!

Wieland.

44.

Der Gemsjäger.

Die Gemsjagd ist eine Art von Glücksspiel, das denen, die sich demselben ergeben, fast die Denkungsart und Sitten der Spieler von Profession einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich ist, und mehrere Gemsen erlegt, so verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn fast eben so schnell, als er ihn erlangt hat, in der schmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günstig seyn werde. Wird alsdann diese Hoffnung getäuscht, so fällt er in die drückendste Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorsichtiger macht, weil er, wie alle Menschen, die zu gewissen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, selten daran denkt, zu sparen, sondern sich einen guten Tag zu machen. Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherlei Zusätze vermehren. So verfolgte zum Beispiel ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tausend Schuh fast senkrecht emporsteigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige schmale, hervorragende Bänke hat, von welchen man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger eine Gems, oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank, auf welcher

er stand, herunterglitschte. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen festzuhalten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hilfe kommen können. Der Gemsjäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweifelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinabsteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beständige Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zwei Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußsteige durch Glatteis schlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen, abhängigen Pfad, der an dem Rande des obern Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern einen scheuslichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade glitschte einer von den Abentheurern aus, und stürzte ohne Rettung in den Schlund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichnam kaum eine menschliche Gestalt mehr erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff- oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte.

Meiners.

45.

Albert der Wildfang.

Es war einmal ein kleiner, zehnjähriger Knabe — Albert war sein Name — der kannte kein schöneres Vergnügen, als herumzuschweifen. Sobald er seinen Eltern aus den Augen war, lief und sprang er wie toll, stieg auf die höchsten Felsen, erkletterte Mauern, übersprang tiefe Gräben und hing sich an die Zweige der Bäume. Er überbot alle seine Spielkameraden an Ungezogenheit. Man nannte

ihn daher, besonders seiner herumschweifenden Lebensart wegen, nur Albert den Wildfang.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß seine Eltern um seinetwillen beständig in großer Sorge seyn und unaufhörlich fürchten mußten, daß er zu Schaden, oder wohl gar um's Leben käme, zumal ihre Wohnung am Ufer des Meeres lag. — Jeden Augenblick war er in Gefahr, zu ertrinken.

Eines Tages schwärmte er auch in dem mit einer Mauer umgebenen Garten herum, und kam endlich an eine kleine Thüre, welche in's Freie führte und unglücklicher Weise unverschlossen geblieben war. Sein erster Gedanke war, zu untersuchen, was außerhalb des Gartens wohl vorgehen möchte; er sah sich von allen Seiten um, ob er nicht beobachtet würde, schlüpfte dann schnell durch die Öffnung, und lief nach dem, kaum hundert Schritte entfernten Ufer des Meeres hin. Seine Absicht war, einige hübsche Muscheln aus dem Sande aufzulesen, und hierauf sogleich wieder zurückzukehren, damit diese kleine Streiferei von Niemanden bemerkt werde.

Als er am Ufer ankam, vergaß er das Suchen der Muscheln und sprang in eine Fischer-Barke, die daselbst an einem Pfahle befestigt war. In dieser wiegte er sich von einer Seite zur andern, was ihm ungemein viel Freude machte, und überließ sich so ganz seinem Vergnügen, weil Niemand ihn daran hinderte. Aber was das Schlimmste war, die Barke, die einem armen Manne gehörte, hatte man nur mit einem alten, halbverfaulten Stricke befestigt; dieser riß und die Barke ward von den Wellen des Meeres fortgetrieben. Zum Unglück trat die Ebbe ein, die ihn auf's hohe Meer mit sich fortriß.

Es strömt nämlich in vierundzwanzig Stunden zweimal das Meer mit Heftigkeit gegen das Ufer, und kehrt auf dieselbe Weise bis zu einer gewissen Entfernung, in einem gleichen Zeitraume wieder zurück. Das Strömen nach dem Ufer nennt man die Fluth, das Zurücktreten die Ebbe.

Man kann leicht einsehen, daß das Wasser, indem es sich zurückzieht, Alles mit sich fortnimmt, was an das Ufer nicht befestigt ist — dieß geschah auch mit der Barke. Kaum hatte Albert bemerkt, daß der Strick gerissen war, so verwandelte sich seine ausgelassene Freude in tödtliches Entsetzen; wie versteinert war er, als er sich so schnell von der Küste fortgeschleudert sah. Endlich fing er an,

entsetzlich zu schreien und um Hilfe zu rufen, aber seine schwache Stimme verlor sich im Gebrause der Wellen, und Niemand hörte seinen Jammer. Verzweiflungsvoll rannte er von einem Ende der Barke zum andern, hob die Hände gen Himmel, bat Gott um Hilfe und Erbarmen und weinte bitterlich. Das war auch das Einzige, was er thun konnte; denn wie wäre ein Kind seines Alters im Stande, ein großes Boot zu lenken? — und wenn er auch Kräfte genug dazu gehabt hätte, so fehlte doch Steuer und Ruder. Nach Verlauf von acht bis zehn Minuten war er schon über eine Viertelstunde Weges von der Küste entfernt. Nun hielt er sich für unerrettbar verloren; auch hatte er wohl Ursache dazu, denn die Nacht rückte heran, das Ufer war verlassen, und nicht leicht konnte ihn auf der weiten Fläche des Wassers Jemand entdecken; selbst dann, wenn aus der Ferne Jemand die Barke bemerkt hätte, würde man schwerlich auf die Vermuthung gekommen seyn, daß sie ein armes Kind, einsam und hilflos, durch die Fluthen trüge. Man würde vielmehr der Meinung gewesen seyn, daß sie einem Fischer gehöre, der ausgefahren sey, des Nachts seine Netze zu werfen.

Um das Unglück auf das Höchste zu steigern, erhob sich ein Wind vom Lande her, der das zerbrechliche Fahrzeug mit noch mehr Heftigkeit als die Ebbe forttrieb. Das feste Land schien so entfernt — so entfernt, daß Albert glaubte, auf die Rückkehr nimmer rechnen zu dürfen.

Bis jetzt hatte sich der kleine Unglückliche aufrecht erhalten und spähend um sich hergeschaut, nun aber verlor er ganz den Muth und legte sich schluchzend nieder auf den Boden der Barke.

Während er sich so abhärmte, deckte nach und nach dichte Finsterniß das Meer — ein neuer Schrecken für Albert. Nicht das Geringste konnte er mehr sehen, nur das Brausen der Wellen hörte er, die schäumend sein leichtes Fahrzeug bespülten. Mit jeder Minute fürchtete er, von ihnen verschlungen zu werden, denn der Wind blies stärker, und durchwühlte die Oberfläche des Meeres wie zur Zeit des Sturmes. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel und fingen die Strahlen des Mondes und der Sterne auf. Der herzhafteste Mann würde in solch einer Lage den Muth verloren haben. Albert saß in einem Winkel der Barke auf alten Fischernetzen, die darin liegen geblieben waren, und wagte kaum zu athmen.

Bis ohngefähr um Mitternacht dauerte das Wetter fort, dann

besänftigte sich der Wind. Die Wolken verloren sich langsam unter dem Horizont, und der Mond verbreitete sein blasses Licht über die Fläche des Himmels.

Albert hob spähend das Köpfchen über die Barke und betrachtete das Meer. Der schwache Schimmer der Gestirne ließ ihn die unermeßliche Einöde bemerken, in der er sich befand und die ihn mit größerm Entsetzen erfüllte, als die Finsterniß, die sie früher verborgen hatte. Nur Himmel und Wasser erforschte sein Blick. Er sank auf seine Netze zurück, und weinte von Neuem. Nach und nach wurde der Kopf ihm schwer, die Augen schloßen sich unwillkührlich und die Anstrengungen und sein zartes Alter ließen ihn mitten in den Gefahren, die ihn umgaben, in sanften Schlaf versinken.

Der arme Knabe — er schläft, um vielleicht nicht wieder zu erwachen — oder geht nach seinem Erwachen mitten auf dem Meere dem unvermeidlichen Hungertode entgegen! —

Wie sehr ist er zu beklagen, daß er seinen Eltern ungehorsam war, und dadurch dieß schreckliche Geschick sich selbst bereitet hat! — Wir wollen ihn jetzt, in seiner schwankenden Barke, Gottes weiser Vorsehung überlassen, und sehen, was während seines ruhigen Schlafes in dem väterlichen Hause vorgeht.

Als Albert aus dem Hause gegangen war, um in dem Garten zu spielen, war seine Mutter lange um ihn unbesorgt; nur beim Einbruche der Nacht befremdete es sie, daß er nicht zurückkehre. Man ruft ihn, aber er antwortet nicht, wie man sich leicht vorstellen kann. Von allen Seiten sucht man ihn und findet ihn nicht.

Der ausgesendete Bediente benachrichtigt endlich die Mutter, daß ihr Sohn nicht im Garten sey, da diese Albert recht wohl kannte, so kam sie darüber nicht sogleich in Unruhe. Sie ging mit dem Bedienten, um selbst suchen zu helfen, durchlief den ganzen Garten und kam auch an die kleine Thüre, die sie offen fand. Ihr blieb nun kein Zweifel mehr, daß er durch diese entwischt sey. Sie suchte nun auch außerhalb des Gartens am Ufer des Meeres, rufte laut, und fragte Alle, die ihr begegneten, ob sie nichts von ihrem Sohne gesehen hätten. Niemand konnte ihr die geringste Auskunft geben. — Jetzt fing sie an, auf das Ängstlichste um ihn besorgt zu werden. Ihr Gatte, der eben gekommen war, und einige andere Personen, die aus Theilnahme suchen halfen, gingen die ganze Nacht hindurch vergebens von einem Orte zum andern. Als der Tag anbrach, waren

sie fest überzeugt, daß Albert in das Meer gestürzt sey, und da seinen Tod gefunden habe. Seine Eltern kehrten in ihre Wohnung zurück und beweinten ihn wie einen Verstorbenen. — „Ach Gott!" sagte die Mutter, „so ein schreckliches Unglück habe ich immer erwartet, das lieblose Kind hat stets unsere Ermahnungen verachtet, und schien immer ein Vergnügen daran zu finden, sich jeder Gefahr Preis zu geben."

Da man die Barke nicht vermißte, und der Fischer sie innerhalb zwei bis drei Tagen nicht brauchte, so kam man keinen Augenblick auf den wahren Hergang der Sache. Während man so ängstlich am Ufer suchte, schlief Albert, wie ich schon erzählt habe, ruhig auf den ihn forttragenden Fluthen. Bei seinem Erwachen war die Sonne schon hoch emporgestiegen, und erwärmte seine, durch die rauhe Nachtluft vom Froste erstarrten Glieder. Er rieb die Augen, ermunterte sich und sah sich um, wo er sich befände. Zu seinem großen Erstaunen bemerkte er, daß die Barke zwischen zwei aus dem Wasser hervorragenden Felsenriffen nahe an dem Strande festsaß. Er raffte sich sogleich auf, setzte den Fuß auf den Rand des Fahrzeuges, sprang auf einen der Felsen, und wadete von da nach der Gegend hin, die ihm wie Land vorkam. Als er aber auf dem höchsten Punkte angekommen war, bemerkte er mit Schrecken, daß dieses vermeinte Land nichts sey, als ein Felsen, der kaum einen halben Acker im Umfang hatte. Von da aus sah er das weite Meer um sich her und in einer Entfernung von ungefähr zwei bis drei Stunden das Ufer, das er verlassen hatte. Dieß entmuthigte ihn ganz und gar. Er setzte sich auf die Spitze des Felsen und blieb so eine halbe Stunde fast unbeweglich, sein Auge nach der Gegend gerichtet, wo die Wohnung seiner Eltern lag. Er sprach zu sich selbst: „Ich bin meinem Vater und meiner Mutter ungehorsam gewesen, und dafür hat mich Gott gezüchtigt!" — In seinem Alter hat man guten Appetit und der größte Kummer ist nicht von langer Dauer. Er blickte um sich her, als suche er sein Frühstück. In fünf Minuten durchlief er seine kleine Insel mit großer Aufmerksamkeit. Da gab es aber weder Baum noch Strauch, nur in den Ritzen des Felsen, in denen sich ein wenig Erde befand, keimten einige Grashalme. Das Gras dient nur zur Nahrung für Rinder und Schafe — er mußte weiter suchen. — Indem er an den äußersten Rand der kleinen Insel herabstieg, bemerkte er eine Menge Muscheln an dem Gestein und unter diesen besonders

herrliche Austern, von denen eine durch die Sonnenhitze sich geöffnet hatte. Mit dieser begann er sein Frühstück; die übrigen brach er mit Hilfe eines scharfen Steines auf. Der Hunger würzte sein Mahl. Als dieser gestillt war, machte er noch einen Spaziergang auf seiner Besitzung, und war, als er an den Ort zurückkam, wo er die Barke gelassen hatte, nicht wenig erstaunt, sie nicht mehr zu finden. Die Wellen hatten sie gehoben und von den Steinen weggespült; — schon weit war sie fortgeschwommen. Dieser Verlust ließ ihn auf das Lebhafteste fühlen, wie verlassen er sey. Er überlegte, daß er wohl schwerlich weder seine guten Eltern, noch irgend einen Menschen jemals wieder sehen würde.

Allerdings eine traurige Lage, aber hatte er sie nicht selbst verschuldet?

Er erkannte jetzt alle seine Fehler und gab sich selbst das heilige Versprechen, daß er, wenn er je in das elterliche Haus zurückkommen sollte, mit größerer Aufmerksamkeit und mit mehr Achtung die wohlgemeinten Rathschläge seiner Wohlthäter befolgen wolle. Dieser gute Vorsatz und ein mit zum Himmel erhobenen Augen an die Vorsehung gerichtetes, fußfälliges Gebet gewährten ihm einigen Trost.

Obschon die Strahlen der in den Wellen sich spiegelnden Sonne die Insel wohlthuend erwärmten, so dachte er doch daran, daß die Nacht leer seyn würde und er sich einen Zufluchtsort, wo er ruhen könne, suchen müsse. Denn bei aller seiner Unfolgsamkeit und Unbedachtsamkeit besaß er gesunden Verstand, und überlegte seine Handlungen wohl, wenn er ernstlich wollte oder die Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Er trat demnach seine Wanderung von Neuem an, und fand wirklich eine kleine Öffnung, die gerade seiner Größe nach zu einem Aufenthalte für ihn paßte. Es war eine Höhle in einem Steine, deren Öffnung nach Sonnenaufgang gerichtet war. Sogleich begann er sie zu reinigen, indem er nach Art der Füchse grub und mit den Händen scharrte. Sodann trug er Moos und trockenes Gras herbei und bereitete sich ein Bett, das freilich nicht so bequem und weich, als das, welches er bei seinen Eltern gehabt hatte, doch gut genug war, um ruhig darauf schlafen zu können.

Nach Beendigung dieser Arbeit gab es für ihn nichts weiter zu thun. Er stieg an den Strand des Meeres herab, um seine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine wohlbesetzte Tafel erwartete ihn, doch fingen die Gerichte an, ihm unschmackhaft vorzukommen, und ein

gutes Stück trockenes Brod würde jetzt eine köstliche Speise für ihn gewesen seyn. — Doch das Schlimme muß ertragen werden. —

Auf solche Weise verstrich der Tag. Die Annäherung der Nacht versetzte ihn wieder in die frühere Unruhe. Wäre er nur ein wenig furchtsam gewesen, wie viele Kinder es sind, er würde in dieser schrecklichen Einsamkeit vor Ängstlichkeit umgekommen seyn; aber er war vernünftig genug, einzusehen, daß das, was von Gespenstern erzählt wird, unzubeachtende Hirngespinste sind. Das war es nicht, was ihm Kummer machte, wohl aber seine traurige, beklagenswerthe Lage. Glücklicherweise erlaubte ihm seine Schläfrigkeit nicht, lange Betrachtungen über seine Lage anzustellen; er legte sich auf sein trockenes Gras und schlief bis an den hellen Morgen.

Der zweite Tag verstrich wie der erste. Auch der dritte schien auf diese Weise vorübergehen zu wollen, und schon glaubte Albert, daß sein ganzes Leben so ablaufen würde, als er auf einmal in der Ferne drei Fischerkähne entdeckte, die ihren Weg nach seiner Insel zu richten schienen. Sein Herz klopfte vor Freude, und geschwind lief er nach der Seite hin, nach welcher er die willkommenen Kähne wahrgenommen hatte.

Von einigen Seeleuten hatte er erfahren, daß, wenn man in Noth sey, man Zeichen geben müsse, um Hilfe zu erhalten. Er zog demnach schnell aus seiner Tasche ein kleines weißes Taschentuch, hielt es so hoch in die Luft, als er es vermochte, und schwenkte es aus allen Kräften.

Lange Zeit blieb das weiße Tuch und der kleine gute Mensch, der es schwenkte, von den Fischern unbemerkt, endlich aber wurden sie aufmerksam darauf, und weil sie die Absicht hatten, ihre Netze in der Nähe der Insel auszuwerfen, so war es nicht nöthig, daß sie ihren Lauf anders richteten.

Bald kamen sie an und waren sehr befremdet, ein Kind ganz allein auf dem Felsen zu finden, noch mehr aber waren sie erstaunt, als sie Albert erkannten, den sie bereits für todt hielten. „O! kleiner, unglücklicher Mensch,“ riefen sie ihm zu, „in welche Angst und Noth hast du deine Eltern versetzt! Wie sehr . . . . .“

Albert, der vor Freude ganz außer sich war, ließ sie nicht ausreden, umarmte sie zu wiederholten Malen und erzählte ihnen, wie es sich zugetragen habe, daß die Barke, während er sich darin geschaukelt, vom Ufer losgekommen sey.

Die guten Fischer, die gern recht bald Alberts Eltern tröstende Nachrichten zu bringen wünschten, nahmen ihn in einen ihrer Kähne, verschoben das Fischen auf eine andere Zeit und kehrten sofort zurück.

Ich will mich in die Einzelnheiten bei Alberts Empfang nach seiner Rückkehr in's väterliche Haus nicht weiter einlassen. Seine Eltern waren so sehr erfreut, ihn wiederzusehen, daß sie ihn auf der Stelle umarmten und nicht daran dachten, ihm Vorwürfe zu machen. Albert aber, der alle seine Fehler einsah, warf sich vor Vater und Mutter auf die Kniee und sagte: „Gott hat mich gezüchtigt, weil ich meinen Eltern ungehorsam war; doch ist er immer noch sehr gnädig gegen mich gewesen, und hat das Unglück abgewendet, in welches mein Vergehen mich stürzen konnte. Vergib mir, lieber Vater; vergib, gute Mutter, wie ich hoffe, daß Gott mir vergeben wird." — — „Wir verzeihen dir, mein Sohn," sagte der Vater, indem er ihn zu sich emporhob. „Durch dein eigenes schlimmes Geschick hast du erfahren, daß man seinen Eltern unbedingt gehorchen muß. Du weißt, daß wir dir nur das versagen, was dir schädlich werden kann. Komm noch einmal in unsere Arme, mein Sohn, und sey für die Zukunft recht folgsam."

Albert wurde in der That viel wohlgezogener und verständiger, ging niemals wieder aus dem Hause, ohne hiezu die Erlaubniß erhalten zu haben, und erinnerte sich seiner begangenen Fehler nur darum, um sie zu vermeiden.

v. Houwald.

46.

Die Christbescheerung.

Rudolph, der einzige Sohn des Commerzienrathes Belger, war, das Weihnachtsfest mit den Seinigen zu feiern, von der nahen Hochschule gekommen, und betrachtete des heiligen Abends früh durch's Fenster die Menge von Leuten, welche der Markt und die häuslichen Geschäfte hin- und herjagten. Die Kälte war groß und gab sich auf mannigfaltige Weise zu erkennen an Menschen, Thieren und leblosen Gegenständen. In dem elterlichen Hause waren alle Hände in Bewegung, dem Feste zu einem würdigen Aufenthalte zu verhelfen, oder bevorstehende Lustbarkeiten vorzubereiten, oder die täglichen Geschäfte so zeitig als möglich zu vollenden, damit die frühzeitige Dämmerung des heiligen Abends in Ruhe könn' empfangen werden.

Rudolphs Aufmerksamkeit glitt bald von den Vorübereilenden auf ein gegenüberstehendes Häuschen, das, klein und ärmlich, auf dem Erdgeschosse das Dach trug, und dessen Fenster so über und über gefroren waren, daß es unbewohnt zu seyn schien, wiewohl ein Paar Knaben, die das Ansehen Zurückkehrender hatten, hineingingen und erkennen ließen, daß es bewohnt werde. Der Commerzienrath war erst vor Kurzem hieher in die Vorstadt gezogen, deßwegen fiel Rudolphen jenes Häuschen als noch nie gesehen auf, und mit den Bewohnern desselben war er, wie mit den Bewohnern vieler anderer Gebäude dieser Straße, gänzlich unbekannt. Die kleine Wohnung der Dürftigkeit, in welcher die Kälte und der Mangel zu verkehren schienen, machte tiefen Eindruck auf Rudolphs Gemüth, und er fragte, da eben seine Schwester durch's Zimmer ging, angelegentlich nach den Bewohnern des Hüttchens. Mathilde sah flüchtig hinüber, und entgegnete leicht hin: „Ich weiß nicht, wer dort wohnt.“ Rudolph, der sein Mitleid mit den unbekannten Bewohnern gehemmt fühlte, und gleichgültig behandelt sah, fuhr auf und sagte: „Das weißt du nicht? Wenn ich dich nach den Leuten in den großen Häusern dort und dort gefragt hätte, würdest du mir wohl haben Auskunft geben können! Das Häuschen, das Hüttchen, das Nestchen ist dir zu klein gewesen. Du sitzest alle Tage hier am Fenster, aber die Sorge für den Putz und das eigene Wohlleben, hat dich die kleine Dürftigkeit nicht sehen lassen. Von unserm Überflusse hätte die arme Stube dort wohl oft essen können, wenn du nur dazu gekommen wärest, die Kleinigkeit zu sehen und nach ihr zu fragen. Sieh nur, wie die Fenster starren! Ruft das klägliche Stübchen nicht herüber: Erbarmet euch meiner!?“ — „Du hast nicht Unrecht,“ erwiederte Mathilde, die betroffen und verwundert vor ihrem Bruder dastand. — „Das Häuschen — aber wir sind ja erst vor Kurzem hier eingezogen. Die vielen Geschäfte der neuen Einrichtung in diesem Hause — Ich habe das Hüttchen wohl gesehen, nur so kläglich ist mir's nicht vorgekommen, wie du jetzt mir es zeigst. Ich will mich erkundigen. Du hast mich ordentlich erschreckt.“ „Warst du doch,“ versetzte Rudolph, „so gar theilnahmslos, während mich, der ich mich zu den Bewohnern hinübergedacht hatte, in dieser warmen Stube fror.“ „Das konnt' ich freilich nicht wissen,“ sagte Mathilde lächelnd, als wenn sie seiner Erkundigung noch andere Ursachen zutraute, als das Mitleid. „Wann erfahr' ich's,“ fragte

der Bruder, „wer dort wohnt?“ „Bald,“ antwortete die Schwester, „ich will dir die alte Hanne herschicken.“ Hanne kam und gab Auskunft. „Das Häuschen da drüben ist eigentlich eine überbaute Brandstelle, ein kaltes, düsteres Nest. Der Mann, welcher da wohnt, heißt Frosig, und ist ein Holzhacker. So gut und fleißig er ist, so geht es doch sehr kümmerlich her bei ihm. Denn da wurde seine verwittwete Schwester, hier in Pohlsdorf, krank und starb, und hinterließ zwei Knaben, einen von acht, den andern von zehn Jahren. Frosig hatte seine Schwester sehr lieb und ließ es ihr in der Krankheit an nichts fehlen. Schon das verzehrte seine paar Thaler, und nun hat er auch die Kinder zu sich genommen, die sonst in’s Hirtenhaus gekommen wären. Sein Verdienst mag wohl manchmal nicht zureichen — dazu der harte Winter. Dessen ungeachtet sieht er immer wohlgemuth aus, als wenn ihm die Hand vom Himmel gedrückt würde.“ — „Gut, Hanne, gut,“ sagte Rudolph, „Sie kann immer wieder an Ihre Arbeit gehen.“ Hanne ging. Rudolph aber saß noch ein Weilchen in sich selbst vertieft am Fenster, und ging, im wachen Traume, vergnügt der Theilnahme an Frosig und den beiden Kindern nach, die ihm schnell vormalte, wie er dem Häuschen einen erfreulichen Abend zubereiten könne. Von der heitern Vorstellung entzündet sprang er auf, und holte sich eilig seine Schwester. Wieder an’s Fenster zurückgekehrt, sprach er, seine Schwester haltend: „In der Kajüte, Schwester, lebt ein armer Holzhacker, ein redlicher Mann mit zwei Knaben, vater- und mutterlosen Waisen von seiner unlängst verstorbenen Schwester. Mathilde, du bist gut und gefällig, und hilfst mir ausführen, was ich vorhabe; du kannst es, du mußt es, weil du die armen Menschen schon etliche Wochen versäumt hast.“ „Sag’ an, du lieber, jäher Bruder,“ entgegnete Mathilde. „Du sorgst,“ sprach Rudolph, „bis auf den Abend für etliche Hemden, die Kindern von acht bis zehn Jahren recht sind. Es gibt ja mehrere Händlerinnen, die dergleichen haben. Dazu kaufst du zwei Paar warme Schuhe und zwei Paar tüchtige Handschuhe. Einen Korb voll Äpfel und Nüsse, und einen Stollen gibt uns die Mutter gern. — Wart nur! — Ich — Gestern Abend zwangen mich die Helden bei Rossi’s zum Spielen.“ — „Zwangen dich?“ fragte Mathilde. „Nun,“ antwortete Rudolph, „wie man so sagt; sie neckten und plagten mich, bis ich mich hinsetzte. Wie mir es vorkam, hatten sie es auf mein Geld abgesehen; mir aber

wollte das Glück so wohl, daß ich jeden um etliche Thaler leichter nach Hause schicken konnte. Für dieses Geld kauf' ich noch diesen Vormittag eine Klafter hartes Holz beim Holzhändler und lass' es dort abladen. Die Knaben werden ein Paar Bilderbücher nicht ungern sehen, und zwei Paar Schrittschuhe sollen sie auch haben." Mathilde küßte den Bruder. — „Das Beste kömmt noch," fuhr der Frohe fort. „Heute Abend, ehe bei uns die Herrlichkeit aus der Knospe bricht, tragen wir beide, Niemand sonst darf etwas davon erfahren, die Sächelchen hinüber; du als Christkind mit übergehängtem Schleier; ich vermummt und eine Larve vor dem Gesichte, als dienstfertiger Knecht Ruprecht." „Das ist herrlich!" rief Mathilde. „Du bist mir ein köstlicher Bruder! Aber ich muß mich sputen. Es gibt noch viel zu thun. Sey nur unbesorgt, du sollst mit mir zufrieden seyn." Damit hüpfte sie hinweg. Rudolph aber zog sich rasch an, und sagte, fertig zum Ausgehen: „Die Stube dort an der Erde wird auch einen erfreulichen Christabend bekommen!"

Den Hut weit über das Gesicht herabgerückt, den untern Theil des Kopfes von dem Kragen des Mantels verhüllt, trat er ein bei dem Holzhändler, der am entferntesten wohnte. Der Kauf war bald geschlossen. Nachdem Rudolph Straß' und Haus genau bezeichnet, den Namen Frosig wiederholt genannt, auch dem Knechte ein gutes Trinkgeld gegeben, und ihn angewiesen hatte, wie er das Holz anbringen sollte, sprach er mit Nachdruck: „Aber, Alter, schickt gutes Holz und eine volle Klafter, sonst ladet Ihr einen fressenden Fluch auf Euer Haus, und mit mir bekommt Ihr scharfe Händel. Gleich nach Tische muß das Holz dort seyn, daß der Mann noch etwas damit anfangen kann. Macht Eure Sachen recht. Ich werde zur Hand seyn und aufpassen!"

Im Buchladen fand Rudolph zwei schickliche Büchlein, die Schrittschuhe durfte er nicht lange suchen, und zwei bunte Wachsstöcke kauft' er hurtig noch dazu, da er vor einem Laden vorbeiging, wo ihm die aufgestellte Schaar dieser heitern Lichter zuzurufen schien, daß ihm noch etwas Wesentliches fehle.

Im kleinen Häuschen wurden, der Mittag nahte, Kartoffeln gekocht. Eine gutherzige Nachbarsfrau, der Frosig dafür das Holz spaltete, zurecht legt' im Hause, Wasser trug, und manche Handreichung that, besorgte die kleine Wirthschaft theils eigenhändig, theils durch ihr Dienstmädchen. Die beiden Knaben am Tische beim

Ofen schnitzten an einer Krippe, die sie in einem Winkel der Stube aufzustellen gedachten, um, in Bezug auf's Fest, mit Hilfe von einigen Brettchen und Holztrümmern einen Stall zu Wege zu bringen, in welchem Thiere und Menschen aus Pflöckchen leicht herzustellen waren.

Mit dem Schlage zwölf kam Frosig nach Hause, sehr froh darüber, daß er nun für heute fertig war, und daß er von der Frau des Hauses, wo er bis zu Mittag gearbeitet hatte, mit etwas Fett beschenkt worden war, welches er mit seinen Knaben zu den Erdäpfeln essen konnte.

Bei Tische sagte Frosig zu den Knaben: „Esset mit Bedacht, meine Kinder! Heut könnet ihr auf jeden kleinen Erdapfel und auf die Hälfte jedes größern eine Messerspitze voll Fett nehmen. Es ist heiliger Abend! Nachmittag will ich mit euch über den Markt gehen, daß ihr die vielen hübschen Sachen zu sehen bekommt." Da sagte der ältere Knabe: „Wir sind schon gestern darüber gelaufen, als wir aus der Schule kamen." „Geht Ihr immer mit uns auch heute," sagte der Jüngere, „wir haben gestern Vieles gesehen, was wir nicht kannten und verstanden. — Ich bin satt. Die Krippe muß auch noch fertig werden." „Welche Krippe?" fragte Frosig. „Nun," antworteten die Knaben, „zu Bethlehem, wo das Jesuskind hineinkömmt!" — „So, so!" lächelte Frosig.

Jetzt kam ein Wagen vor die Hausthür. Bald darauf machte des Holzhändlers Knecht, er kannte Frosig, die Stubenthüre auf, und sagt: „He! Frosig! eine Klafter hartes Holz für dich!" „Könnte sie wohl brauchen," erwiederte dieser. „Nun, so hilf mir abladen," sprach der Knecht, „es ist kalt." „Für mich abladen?" fragte Frosig verwundert, „du hast dich wahrscheinlich" — „Nichts wahrscheinlich," unterbrach ihn der Fuhrmann. „Du mußt gute Freunde haben. Ein vermummter Herr hat's den Vormittag bei meinem Herrn für dich gekauft. Du hast weiter gar nichts zu geben oder zu thun, als es dem Ofen maulrecht zu machen." „Gott vergelt's dem Herrn!" sagte Frosig bewegt. „Ich begreif's zwar nicht; will aber auch nicht grübeln. Es ist Gottes Gabe, die mir der Segen meiner Schwester zugewendet hat. Nun sollt' ihr wärmer sitzen, ihr Jungen! In einer Weile kommt und helft hereinschaffen. Die kleinern Scheite könnet ihr tragen." — Während des Abladens rief der glückliche Frosig oft: „Schönes Holz, schönes Holz! Vergelte dir's Gott, du unbekannter Wohlthäter!"

Mit großer Ämsigkeit schleppten und trugen die Bewohner des kleinen Häuschens an dem festen Holze, den Ameisen zu vergleichen, indem bald dieser bald jener von den Dreien redete: „Wer muß der gewesen seyn? — Der mag viel Geld haben! Nun dürfen wir nicht mehr frieren.“

„Diese sechs Scheite,“ sagte Frosig nach einer Stunde, „bleiben draußen. Ich will sie gleich sägen und zerspalten, daß wir die Feiertage warm sitzen können. Ihr gehet unterdessen hinein und bauet an eurer Krippe. Wenn ich fertig bin, die Dämmerung wird ziemlich herankommen, gehen wir noch auf den Markt. Das hätt' ich nicht gedacht, daß ich heute noch mein eigener Holzhacker und so reich seyn sollte!“

Die beiden Geschwister im großen Hause betrachteten die Geschäftigkeit vor dem kleinen Häuschen mit herzlichem Wohlgefallen, nicht weil sie sich etwas darauf einbildeten, daß sie der Armuth zu Hilfe gekommen waren, sondern weil die Armen Freude hatten, die sie zu veranlassen so glücklich gewesen waren.

Als aber die Dämmerung der Finsterniß gewichen war, bereiteten sie die Bescheerung für das Hüttchen, und den Anzug, der dabei dienen sollte, in einem Hinterstübchen. Auf dem Handkorbe voll Nüsse lagen Pfefferkuchen. Aus dem einen Stollen waren zwei kleinere und ein größerer geworden; denn Rudolph meinte: „Der treffliche Frosig dürfe nicht leer ausgehen, wenn er es auch leicht ertrüge.“ Die Mutter hatte mit dem Vorhaben bekannt gemacht werden müssen, damit es um so sicherer vor Andern verborgen werden konnte. Sie hatte nichts einzuwenden, vielmehr freute sie sich der Beihilfe; denn, wiewohl sie sehr genau war, so konnte sie doch dem Mitleiden nicht widerstehen, und wenn Mathildens Bitten oder Rudolphs gutherzige Forderung dazu kamen, so that sie eher zu viel als zu wenig. — Mathilde, hieß es im Betreff der Kleider, müsse ganz weiß gehen, und vom Schleier über und über verhüllt werden. Über die Straße sollte sie, der Kälte wegen, des Vaters Wolfpelz anziehen, den sodann Rudolph nehmen müsse, um in demselben in der Stube zu erscheinen. Für ihn lag überdieß die halbe Maske, braun von Farbe, schon bei dem Korbe. Vorher, ehe sie sich auf den Weg machten, wollte Rudolph einmal hinüberlaufen, ob sie könnten oder nicht?

Unterdessen hatte Frosig, vom Markte mit den erfrornen Knaben

zurückgekehrt, genüglich eingeheizt, und saß vor dem Tisch am Ofen, hinter welchem auf der Ofenbank die Kinder Platz genommen hatten. „Ach," sagte Benjamin, der älteste Knabe, „waren das herrliche Sachen! Wie das leuchtete, wie das glänzte!" „Wer doch," versetzte Karl, der jüngere, „auch so etwas hätte!" „Die Dinge," redete Frosig, „kosten viel Geld und sind nur für die Reichen gemacht; in unsere Stube würden sie sich gar nicht schicken. Wenn eure Mutter noch lebte, würdet ihr vom heiligen Christ wohl auch etwas für euch Schickliches bekommen; aber die hat der liebe Gott zu dem himmlischen Christfeste berufen, und ich, wie gern ich euch auch Freude machte, bin es dieses Jahr nicht im Stande. Vielleicht sieht es ein anderes Jahr besser aus. Traurig müsset ihr mir aber nicht seyn! Wir haben Holz, uns in der Kälte zu wärmen, Holz, das uns zugeschickt worden ist, als wenn's von eurer Mutter käme, die, auf euch und mich bedacht, einen guten Menschen erweckt hätte. Seyd aufgeräumt, meine Kinder! Wir haben mehr als nothdürftig durch die Feiertage Brod, Butter und Erdäpfel; nach den Feiertagen wird es wieder Arbeit geben, und jetzt und in schweren Tagen können wir uns daran erquicken, daß Gott die armen Leute, wenn sie fromm sind, so lieb hat, als die Reichen. Wurde denn Christus nicht auch arm geboren, und blieb arm sein Leben lang?" „Erzählt von Christus!" rief Karl. „Nicht wahr," fragte Benjamin, „das Weihnachtsfest ist der Geburtstag Christi?" „Ja," antwortete Frosig. „Erzählt uns nur davon," baten die Kinder, „die Geschichten hören sich an wie das Lauten der Sonntagsfrühe im Sommer."

„Joseph und Maria," sprach Frosig, „hatten nach Bethlehem reisen müssen, um sich dort, weil sie dahin gehörten, nach Stand und Vermögen aufschreiben zu lassen, wie auch die andern Einwohner des gelobten Landes, die nicht nach Bethlehem gehörten, den Befehl bekommen hatten, in ihren Städten sich aufschreiben zu lassen. Das machte denn, daß in dem Städtchen Bethlehem so viele Leute zusammengekommen waren, daß nicht alle Raum fanden in den Häusern und Herbergen. Die Armen, wie Maria und Joseph, mußten sich zu behelfen suchen. Nun gab's dort Felshöhlen, die zu Ställen für die Thiere benützt wurden. In eine solche Höhle begaben sich Joseph und Maria, und in der Nacht wurde das Jesuskind der Maria in die Arme gelegt." „Von wem denn?" fragte

Benjamin. Frosig antwortete: „Von Gottes Allmacht, die den Menschen in's Leben ruft, und wieder hinwegzugehen gebietet.“ „Erzählt nur weiter,“ sagte Karl, „nun kömmt erst das Rechte.“ Frosig fuhr fort: „Bei Bethlehem, denn dort gibt es keinen solchen Winter wie bei uns, waren Hirten auf dem Felde bei ihren Heerden. Zu diesen Hirten kamen himmlische Boten und sagten: »Freuet euch, der Heiland ist geboren!« Die Hirten erschracken über die Herrlichkeit der Engel und fürchteten sich. Die Engel aber sprachen: »Fürchtet euch nicht! Euch und allen Menschen ist große Freude bereitet. Gehet nur nach Bethlehem, dort werdet ihr, zum Wahrzeichen, das Kind Christus in der Krippe finden.« Und nun wurde die ganze Gegend voll von frohlockenden Schaaren des Himmels, die unter einander jauchzten: »Ehre sey Gott in der Höhe, Fried' auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!«“

Jetzt ward an die Stubenthüre geklopft. Rudolph und Mathilde waren leis' in's Haus gegangen, und als Frosig „herein!“ rief, traten sie, Rudolph vermummt, Mathilde weiß und verschleiert, in die Stube. Frosig betrachtete die Hereintretenden verwundert, die Kinder sahen sie furchtsam und erstaunt an. „Wie hab' ich mir,“ fragte Frosig, „den Besuch auszulegen?“ Statt der Antwort fragte Rudolph: „Sind die beiden Knaben hier fleißig und gut gewesen?“ Frosig erwiederte: „Sie haben so Jeder nach seinen Kräften gethan, wenn sie auch etwa manchmal des Leichtsinns Schmetterlinge sollten gewesen seyn. Aber gute Jungen sind's, die wissentlich keinem Menschen etwas zuwider thun.“ „Solche Kinder,“ sprach Rudolph, „hat der heilige Christ lieb.“ — Nun legte Mathilde jedem Knaben aus dem größern Korbe, den ihr der Bruder darhielt, das Hemde hin, darauf die Strümpfe, Schritt- und Handschuhe. Jedem Häufchen ward ein Wachsstock aufgesetzt und der Stollen aufgeschoben. Während dessen holten die Knaben kaum Athem und Frosig ließ abgebrochene Worte hören: „Es ist mir, wie wenn ich berauscht wäre — Irdisch und überirdisch — Hab' ich doch immer vom Weihnachtsabende gehört — Wenn's die verklärte Schwester! — Das nimmt kein Ende — Böse kann's nicht gemeint seyn, die Gestalt und ihr Thun ist anmuthig und herzerfreuend!“ — Als Mathilde bis an die Äpfel und Nüsse und an den großen Stollen gekommen war, sprach Rudolph zu Frosig: „Euch, dem treuen Bruder und liebevollen Vetter, soll dieser Bissen ein herzlicher Händedruck der

heiligen Pflicht seyn!" Mathilde setzte hinzu: „Äpfel und Nüsse gehören Allen zu gleichen Theilen!" — „Wem habe ich das Alles zu verdanken?" fragte Frosig erschüttert. Die Geschwister antworteten: „Euch selbst!" Frosig aber faltete die Hände, und rief: „Ehre sey Gott in der Höhe! — Er lass' Euch die Freuden, die Ihr mir und den Kindern gemacht habet, zu sonnenheller Gesundheit werden, und lege sie an jedem Abende Eurer beschwerlichen Tage auf's Kopfkissen!" — Wonnevoll eilten die Geschwister aus der beseligten Stube.

Erdmann Müller.

47.

Befreiung des deutschen Heeres aus dem Engpasse von Chiusa durch Otto den Großen von Wittelsbach.

Da Friedrich der Rothbart im Jahre 1155 als gekrönter Kaiser von Rom nach Deutschland zurückkehrte, wollten ihm die feindselig gesinnten Veroneser den Zug durch ihre Stadt nicht gestatten, indem sie sich auf alte kaiserliche Privilegien beriefen, vermöge welchen kein Kriegsheer durch ihre Thore ziehen dürfte. Sie hatten also ober Verona eine Schiffbrücke geschlagen, welche sie aber absichtlich so schlecht und schwach mit Stricken befestigen ließen, daß der Übergang des Heeres mit der äußersten Gefahr verbunden war. Überdieß hatten sie unterhalb der Stadt eine Menge Bäume und zusammengebundene große Holzblöcke hergerichtet, in der teuflischen Absicht, um sie gerade im Augenblicke des Überganges in den reißenden Strom zu werfen, dadurch die Brücke zu zerstören, das kaiserliche Heer zum Theile zu ersäufen, die übrigen zu trennen, und die auf dem linken Ufer zurückgebliebenen Soldaten durch das Schwert aufzureiben. Allein dieses mörderische Vorhaben mißlang nicht nur, sondern die Verräther fielen selbst in die Schlinge, welche sie Andern gelegt hatten; denn die Holzstöße kamen zu spät und erst dann an, als das Heer schon übergesetzt hatte, und sich eben die Verfolger auf der Brücke befanden, welche theils mit derselben in den Strom gestürzt, theils was sich schon auf jenseitigem Ufer befand und abgeschnitten war, von den kaiserlichen Soldaten zusammengehauen wurde.

Als nach dieser überstandenen Gefahr das Heer den andern Morgen seinen Marsch fortsetzte, kam es bald an den engen Paß —

bei Chiusa — wo die schmale Straße, auf einer Seite von der reißenden Etsch, auf der andern von der Felsenwand eingeengt, den Durchzug auch ohne sonstige Hindernisse beschwerlich genug gemacht hätte. Aber ein Edelmann aus Verona, Alberich mit Namen, hatte die über die Straße hangenden Felsen mit räuberischem Gesindel von 500 rasenden Köpfen besetzt und vermessen gedroht, das ganze durchziehende kaiserliche Heer mit Felsenstücken zu zerschmettern, wenn nicht jeder Reiter seinen Panzer und sein Pferd für sie zurücklassen und der Kaiser noch eine beträchtliche Summe als Lösegeld auf einen bestimmten Ort hinlegen würde.

„Ha!“ rief Friedrich, „dieß sind harte Bedingungen, einem teutschen Kaiser von einer Räuberhorde auferlegt. Aber was Raths? Was ist zu thun? Den Fluß zu durchwaden, ist — eben so unmöglich, als eine Brücke zu schlagen. — Gegen die Stadt zurückzukehren? die Schiffbrücke ist weggerissen, und die Felsenwände hinter uns sind ebenfalls von den Feinden besetzt. Was ist also zu thun?“ — Als Niemand Rath wußte, wendete sich der Kaiser zum Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und sagte: „Das würde Eurer Tapferkeit anstehen, diesen Schimpf zu rächen.“

Pfalzgraf Otto, jung und klug, rüstig und tapfer, der sich auf dem ganzen kriegerischen Römerzuge bei den Belagerungen der aufrührischen Städte: Mantua, Cremona, Brescia, Ferrara, Mailand 2c., durch Großthaten, welche die Helden unserer Zeit anstaunen müssen, ausgezeichnet hatte, — Pfalzgraf Otto vernahm kaum dieß Wort des Kaisers, als der Entschluß schon gefaßt war. Friedrich befahl, daß das Heer das Gepäcke ablegen, und sich zur Schlagung eines Lagers anschicken sollte, als wollte er auf diesem Platze die nächste Nacht zubringen. Dann hielt er an seine Soldaten folgende kurze, und wie Bischof Otto sagt, nach Virgils Worten abgefaßte Rede: „Wie? Hier schon so nahe an der Gränze unsers Vaterlandes, hier, nach so vielen ausgestandenen Gefahren, hier soll das Ziel unserer Heldenthaten, hier unser Untergang seyn? —

Waffengefährten! ihr habet schon härtere Kämpfe bestanden,
[...]gere Übel besiegt: der Himmel wird dieses auch enden!
Und ihr werdet mit Ruhm euch heutiges Tages erinnern.“

Alle griffen zu den Waffen. Aber Otto von Wittelsbach wählte 200 junge und rüstige Männer aus. Er führte sie durch Wälder

und steile Umwege hinter den Felsenberg, so daß sie von den Räubern nicht bemerkt werden konnten. Die Mannschaft war schon sehr ermüdet, als sie an eine senkrechte Felsenwand kam. „Hier," sagte Otto, „hier diesen Gipfel müssen wir erklettern, was es auch koste." — Die stärksten Soldaten ließen andere auf ihren Rücken stehen, diese wieder auf ihre Schultern steigen, andere machten Leitern aus ihren Lanzen und zogen die Untern herauf. Alle erreichten den Gipfel des Felsen. —

Pfalzgraf Otto läßt nun die kaiserliche Fahne, welche er bisher verborgen getragen, auf der Bergspitze wehen. Bei Ansicht derselben erhob das Heer im Thale ein schreckliches Freudengeschrei, und stellte sich an, als wollte es den Felsen bestürmen. Otto fiel unterdessen mit seinen Helden den erstaunten Räubern, welche dieses Alles für unmöglich gehalten hatten, in den Rücken. Die meisten derselben, weil kein Ausweg war, wurden über die Felsen herabgestürzt, die übrigen niedergehauen; Alberich aber und 11 andere Rädelsführer wurden zu Gefangenen gemacht, und auf Befehl des Kaisers alle, bis auf einen, welcher als der minder Schuldige die Nachrichtersstelle vertreten mußte, aufgehangen. Von den 500 Räubern kamen nur zwei, nämlich der eben bemerkte und ein anderer, welcher sich in eine Felsenhöhle verkrochen hatte, mit dem Leben davon. Die Leichen aller übrigen, was davon nicht an den Felsenspitzen hangen blieb, wurden zum ewigen Andenken zunächst an der Straße unter dem großen Hügel begraben. Friedrich setzte nun seinen Zug ungehindert nach Trient und so weiter fort. Der Freudenruf: „Otto der Wittelsbacher hat die Ehre des Kaisers und der teutschen Nation gerettet!" erscholl durch alle Thäler bis in die Ferne.

v. Pallhausen.

48.

Zweikampf des Herzogs Christoph von Bayern-München mit einem polnischen Grafen.

Im Wintermonate des Jahres 1475 vermählte sich der Herzog Georg der Reiche, von Bayern-Landshut, mit Hedwig, der Tochter des Königs Kasimir III. von Polen. Bei den hiezu eingeleiteten Festen strahlte die ganze Fülle des herzoglichen, ungeheuern Reichthums. Die vornehmsten Fürsten des Reiches, Gesandte fremder Könige und Städte, und eine große Anzahl weltlicher und geistlicher

Herren aus Franken, Schwaben, Österreich, Bayern und Polen verherrlichten das Hochzeitfest mit ihrer Gegenwart, das zugleich eine Versöhnungsfeier vieler Fürsten wurde. Man zählte über 9000 Pferde anwesender Fremder, und ein achttägiger Aufwand erforderte die Summe von 80,000 Dukaten. Noch lange nachher pries man mit Bewunderung in den umliegenden Ländern die Herrlichkeit dieses Festes.

Unter den höchsten Gästen sah man den Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohne Maximilian, den Markgrafen von Brandenburg, Herzog Albrecht den Achilles, und Herzog Albrecht IV. von Bayern-München mit seinen Brüdern Sigmund, Christoph und Wolfgang.

Die Fürsten strahlten in Gold, Hermelin, Purpur und andern reichen und köstlichen Kleidern mit Perlen besetzt. Das edle Brautpaar schimmerte aber aus Allen hervor. Der Bräutigam trug einen geschlitzten Leibrock mit funkelnden Rubinen und Saphiren übersäet; sein Hut umfaßte ein Kranz von Perlen und edlen Steinen; ein schneeweißer Reigerbusch wogte von demselben herab. Dazu war Herzog Georg ein schön gestalteter Jüngling, mit sehr angenehmen Gesichtszügen und lichtbraunem Barte. Mit wundersamer Schönheit aber bezauberte die polnische Königstochter Hedwig, eine herrlich aufblühende Jungfrau von vierzehn Jahren. Sie trug eine blendende Perlen- und Diamantenkrone auf dem Haupte, und, nach der Sitte ihres Vaterlandes, das Haar in einen Zopf gewunden; den schlanken Körper umschloß ein goldstoffenes Kleid.

Der Kaiser selbst führte die Braut zum Altar, und eröffnete mit ihr den Tanz auf dem Rathhause. Unter den vielen Festlichkeiten fand auch ein glänzendes Turnier zur Belustigung des Adels statt. Die Pracht der Rüstungen blendete alle Augen, das Riemenwerk der Rosse strahlte von Gold, Perlen, Silber und edlen Steinen aller Art; die Decken schimmerten in Damast und Sammet, und hohe kostbare Federn wankten auf den Köpfen der stolzen Streitrosse.

Alle Anwesenden ergaben sich dem ganzen Genuß der Freude, da drohte plötzlich ein seltsamer Vorfall die allgemeine Lust zu stören.

In die Schranken ritt der Wojewod von Lublin in dem reichsten Schmucke, selbst die Hufe seines Rosses waren von gediegenem Silber; der Pole, im Vertrauen auf seine ungemeine Größe, Stärke und Gewandtheit, spottete des Speerbrechens der Teutschen mit Hohn und Verachtung, nannte ihre ritterlichen Übungen Kinderspiele,

und forderte mit dem höchsten Übermuthe den Tapfersten von ihnen zum Zweikampf auf, indem er 1000 Gulden zur Wette aussetzte, daß es Niemand mit ihm im scharfen Rennen aufnehmen werde. Seine Riesengestalt machte selbst die Muthigsten zaghaft, und schon beklagte der Kaiser die Ehre der teutschen Ritterschaft, da sprengte plötzlich der Herzog Christoph von Bayern-München in die Schranken und nahm Kampf und Wette an. Nach teutscher Gewohnheit schwang sich Christoph vom Pferde, und forderte seinen Gegner auf, durch ein Gleiches zu beweisen, daß keiner sich eines unritterlichen Vortheils bediene. Lange widerstand der polnische Graf diesem Begehren, vorgebend, daß seine Leibesschwere ihn nur hart wieder zu Pferde kommen lassen würde; endlich aber nöthigte ihn der allgemeine Ausspruch der sämmtlichen Ritter zum Absitzen, und nun löste sich die bange Besorgniß und die Furcht der Zuschauer in ein allgemeines Hohngelächter auf. Es fand sich nämlich, daß der Wojewode mit zwei starken Riemen an das Pferd geschnallt war, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden.

Behende saß jetzt Herzog Christoph wieder auf, während der tiefbeschämte, racheschnaubende Pole von seiner Dienerschaft mit großer Mühe auf's Pferd gehoben werden mußte. Wie zwei Gewitterwolken stürzten nun die Kämpfenden einander entgegen. Die polnische Lanze zersplitterte an der bayrischen Herzogsbrust; der nervige Bayernfürst aber versetzte seinem riesenhaften Gegner einen solchen Stoß, daß er zwei Pferdeslängen weit über sein Roß blutend in den Sand flog. Ein allgemeines Frohlocken umjauchzte den Sieger; Herzog Georg erkannte ihm hocherfreut den ersten Preis des Stechens zu, und verdoppelte ihn; der Pole aber starb zwei Tage nachher an dem unglücklichen Sturze.

Herzog Christoph war wegen seiner außerordentlichen Stärke in ganz Teutschland berühmt. Noch heut zu Tage sieht man im königlichen Schlosse zu München einen 3 Zentner schweren Stein, den er springend, in eine Höhe von 12 Fuß, an die Mauer schleuderte.

Krämer.

49.

Geistesgegenwart, Muth und Stärke der Bayern.

Im Jahre 1064 vereinigten sich mehrere tausend Bayern zu einer Pilgrimschaft nach Paläſtina. An ihrer Spitze standen die

Bischöfe Günther von Bamberg und Otto von Regensburg, ferner der Kapellan der Kaiserin Agnes: Altmann, und die Grafen Eckart von Scheyern, Friederich von Dießen und Arnold von Hohenwart. Im Gefolge befanden sich noch viele andere geistliche und weltliche Herren.

Nach mancherlei Mühseligkeiten kamen sie endlich glücklich im gelobten Lande an.

Eine Abtheilung von ihnen wurde unweit der Stadt Ramlach von einer Horde räuberischer Araber überfallen, und theils niedergehauen, theils verwundet und geplündert. Indessen vertheidigten sich die übrigen Pilger, unter welchen sich die obengenannten Bischöfe und Grafen befanden, mit Steinwürfen und Baumästen, und erreichten, sich unter diesem ungleichen Kampfe immer zurückziehend, glücklich ein Dorf, das sie für Kapharnaum hielten. Hier warfen sie sich in ein Haus, welches ein geräumiger Hof umschloß, wurden aber jeden Augenblick mit dem Einsturze der halbverfallenen Mauern bedroht.

Bis jetzt war ihre Vertheidigung nur ein Drang der Natur gewesen, ihr Leben zu erhalten; allein nun schien ihr Untergang unvermeidlich; denn eine immer wachsende Menge der Feinde umgab das Haus von allen Seiten, und fing zu stürmen an. Dennoch vertheidigten sich die Bayern gegen den unaufhörlichen Angriff der Araber, vom grünen Donnerstage bis zum Ostermontage, ohne Nahrung, oder einen Augenblick der Ruhe zu genießen.

Endlich, vom Hunger und den außerordentlichen Anstrengungen überwältigt, schickten sie eine Gesandtschaft an die raubsüchtigen Barbaren und erboten sich zur Übergabe.

Der Anführer derselben näherte sich hierauf eilig in Begleitung seines Sohnes, und verbot bei Lebensstrafe seiner Bande die Plünderung, um die Beute für sich in Sicherheit bringen zu können. Er besetzte hierauf mit seinem kleinen Gefolge den Eingang des Hauses, und verfügte sich nun in den Saal, in welchem sich die Bischöfe und Ritter befanden. Da trat Günther von Bamberg vor, und versprach dem Araber für den freien Abzug ihren ganzen Besitz. „Ich will nicht allein eure Güter und Habseligkeiten," entgegnete der räuberische Anführer, „die Rache für meine erschlagenen Landsleute fordert auch euer Blut, und du, Christenhund, sollst zuerst es opfern!" Bei diesen Worten riß er seinen Turban ab,

faltete ihn auseinander, verfertigte eine Schlinge daraus, und warf sie dem Bischof Günther um den Hals. Dieser, ein noch junger und kräftiger Mann, empört durch eine so schimpfliche Behandlung, stürzte den Barbaren durch einen mörderischen Faustschlag zur Erde, und setzte seinen Fuß auf dessen Gurgel. Zu gleicher Zeit fielen die übrigen Pilger über die Begleiter des Anführers her, bemächtigten sich derselben, und fesselten ihre Hände so fest auf den Rücken, daß den Gefangenen das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Hierauf besetzten sie neuerdings alle Zugänge des Hauses, nun fest entschlossen, sich bis zu dem letzten Athemzuge zu vertheidigen.

Kaum hatten die Araber von diesem unerwarteten Ereignisse Nachricht erhalten, so erneuerten sie den Sturm mit aller Wuth; aber wie erstarrten sie vor Schrecken, als sie ihre getödtet geglaubten Landsleute von den Pilgrimen gefesselt, und jedesmal dem hitzigsten Gefechte entgegengestellt erblickten, mit deren Leibern sich die Belagerten deckten! Sogleich hielten nun die Araber mit dem Angriffe ein, und zogen, um ihre Freunde nicht selbst zu tödten, sich in der größten Verwirrung zurück. In diesem Augenblicke trafen auch die von den Bayern an den Statthalter von Ramlach um Hilfe abgesandten Boten bei den Ihrigen, mit der frohen Nachricht des nahen Entsatzes, glücklich ein, und auf dem Fuße folgte ihnen der Statthalter selbst, umzingelte die Räuber, und nahm sie gefangen. Er zollte dem Muthe und der Geistesgegenwart der Bayern die höchste Bewunderung, und dankte ihnen für den wichtigen Dienst, den sie dadurch dem ganzen Lande geleistet hatten, daß durch ihren kühnen und tapfern Widerstand die Vernichtung einer so allgemein gefürchteten, meuchelmörderischen Bande erfolgt sey.

So trugen die Bayern schon vor 800 Jahren ihren Ruhm in ferne Welttheile, und sie bewährten denselben zu allen Zeiten!

Krämer.

50.

Ludwig, König von Bayern, als Lebensretter.

Humphrey Davy, der berühmte englische Naturforscher, welcher 1830 auf seiner Rückreise aus Italien in Genf starb, erzählt in seinem Tagebuche von einem früheren Ausfluge in das Hochland: „Der Traunfall ist ein Wassersturz, der mit dem Rheinfall bei Schaffhausen verglichen werden kann, wenn das Wasser hoch ist. Seine

Wirbel und Tiefen, sein schneller Lauf und die Farben des ruhigen und bewegten Wassers sind ebenfalls sehr reizend. Hier und dort großartige Felsen und dichtes Gebüsch. Hier hätte ich ohne eine wunderbare Rettung meinen Tod in den Wellen gefunden. Mein Neffe Henry, der für sein Leben gern fischte, brachte viel Zeit damit zu, Äschen zu angeln, deren es hier sehr schöne gibt. So war es auch einmal vor Tisch, und um ein Gericht dieser Fische zu haben, fing er sie in der Strömung nahe vor dem Wasserfall. Ich nahm einen von den Kähnen, deren man sich bedient, um Salz und Holz nach Oberösterreich zu führen. Dieß geschieht auf dem künstlichen, neben dem Falle hinstreichenden Kanal. Ich bat zwei Bauern, meinem Bedienten zu helfen, das Schiff auf beiden Seiten in's Seil zu nehmen, denn ich wollte auf diese Weise bis dicht an den Wasserfall kommen, um mich an der schnellen, immer reißender werdenden Bewegung zu ergötzen. Dieß ging auch eine Zeitlang recht gut, und ich weidete mich an dem schönen Anblick eines Regenbogens, der sich wie eine Brücke über den Wasserfall baute. Auf einmal hörte ich den Schrei meines Bedienten, und sah, daß das Stück Holz, an welchem man das Seil hielt, in's Wasser gefallen war, und daß nun der Kahn unaufgehalten dem Sturze zueilte. Vorgehaltene Stangen waren nicht lang genug, um mich zu erreichen. Ich gerieth nun gleich in das schäumende Wasser vor dem Fall und sah ein, daß nichts mich zurückhalten könne. Einen Augenblick wollte ich aus dem Kahne springen, um durch Schwimmen meine Rettung zu versuchen, der Strom war aber zu reißend und der Fall zu nahe. Also noch einen Blick nach dem heitern Himmel, der hellglänzenden Sonne und der lachenden Erde unter dem Regenbogen, ein Paar Worte des Gebetes an den Urquell des Lichtes und des Lebens — und im Augenblick umgab mich ungeheures Toben und Nacht. Ich verlor die Besinnung. Ich weiß nicht, wie lange ich so geblieben bin, nur so viel erinnere ich mich dunkel nach dem Sturze, daß glänzendes Licht über mir war, und daß ich an mehreren Theilen des Körpers Drücken fühlte, dabei aber das betäubende Getöse des Wasserfalls vernahm. Mir war es, als erwachte ich aus tiefem Schlafe, und ich bemühte mich, zur Besinnung zu kommen, aber vergebens; denn die Besinnung verließ mich von Neuem, oder ich schlief wieder ein. Endlich erweckte mich eine Stimme, die mir nicht ganz unbekannt schien, ich schlug die Augen

auf, und wen erblickte ich! den edlen Fremden, den ich voriges Jahr hatte in Pästum kennen gelernt. Mit schwacher Stimme fragte ich ihn: „Bin ich in einer andern Welt?“ — „Nein,“ erwiederte der Fremde, „Sie sind gesund und wohl in dieser, zwar ein Bischen zerstoßen und zerschlagen, aber doch ganz; in Kurzem werden Sie wieder hergestellt seyn, halten Sie sich nur hübsch ruhig.“ Am folgenden Morgen erfuhr ich von ihm die genaueren Umstände meiner Rettung, die an das Wunderbare gränzten. Gerade als ich herunterstürzte, war er unten am Wasserfalle beschäftigt, große Donaulachse zu fangen, wozu man, glücklicher Weise für mich, starke Eisenhaken gebraucht. Während er nun auf einen Lachs wartet, sieht er mich, zu seinem Staunen und Schrecken, in einem Kahn den Wasserfall herunterstürzen. Gleich war sein Entschluß gefaßt; denn kaum tauchte ich von dem Sturze wieder auf, so warf er den Lachshaken nach mir aus, packte meine Kleider, und so zog er mich mit Hilfe seines Bedienten glücklich an's Land. Da wurde ich gleich entkleidet, in ein Bett gebracht und behandelt, wie man Ertrunkene zu behandeln pflegt, wo ich dann nach einer halben Stunde wieder zum Leben kam. Der Fremde, der mich rettete, war — der Kronprinz von Bayern, der nachmalige König Ludwig.

51.

Reise durch Neapel nach der Insel Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Überall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern, auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab, und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen und das Herz und die Brust sogen zugleich den

Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war, hell wie eine Sonne, an dem hohen Himmel heraufgezogen und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstre Wolkensäule des Vesuvs im Osten allein.

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horenglöckchen vermehrten den Tag und der Mondschein schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen, gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah den eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Gränzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palästen hinauf, bis wo das hohe Sant Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfaßte die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten, auf dem Posilippo trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte, und umspannte seine Wogen und seine Schiffe, und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Äther der Vulkan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen. Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipp's hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich an's Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrento's Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuvs Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg

zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf, wie über eine fremde Welt.

O, es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlte ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — Alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agatha wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe das Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen in's Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirge des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuvs den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Palästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf, und sein grünender Thron von St. Elmo, standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischia's Epomeo wie ein Riese des Meeres in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit kahlem weißen Haupt. Allmählig erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nacheinander, wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wadeten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete und vereinzelte starre Land, das Wasser, reich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie, und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbeikamen, wo einst Brutus und Cato nach Cäsar's Tod Schutzwehr suchten, — als wir vor dem zauberischen Bajä und dem Zauberschlosse, wo einst drei Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge

vorübergingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Cumä hinabsahen, hinter welchem Scipio Africanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen, und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich in Plinius oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel gibt, — mitten aus dem Freudenmeere der Natur wachsen, und tragen ihre Lorbeer so gut wie aus dem Eismeere Teutschlands und Englands, oder aus Arabien's Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort, und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt hinter ihren Ruinen?“ —

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochenen Aschenkrüge todter Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meere, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elyseischen Felder, des Avernus, des todten Meeres, wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen untereinander auf der bunten Lava — Alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Insel standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Äther über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Überfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuvs und Posilipp's herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es Einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet Ihr bleich? es ist nur der Vesuv.“ Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten aus drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens

rauschend aufgeblättert und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes, den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Berges, es war schon das holde Ischia.

Jean Paul Richter.

52.

Die Insel Ischia.

Ischia erhebt sich Anfangs mählig, dann steil bis zum Gipfel des hohen, ehemals feuerspeienden Berges Epomeus.

Man sieht sie sehr weit, und mit ihrer phantastischen Gestalt verschönert sie auf allen Seiten die Aussicht, ja sie scheinet der Mittelpunkt dieser paradiesischen Gegend zu seyn; Inseln und Gestade scheinen, sie gränzend, ihr huldigen zu wollen.

Nach Procida zu liegt vor ihr ein hoher Fels im Meer, welcher mit einem kleinen Städtchen und vielen Bäumen bedeckt ist. Hier wohnt der Bischof von Ischia. Auf dem Gipfel des Felsens ist ein sehr festes Schloß, in welchem eine Besatzung liegt. Nach diesem heißt der Felsen Castello d'Ischia. Eine lange Brücke vereinigt den Felsen mit der Insel. Sie hilft den Hafen des lebhaften Borgo d'Ischia, oder Vorstädtchen von Ischia, welches auf der Insel liegt, bilden. So heißt es nach dem Städtchen auf dem Felsen. Das Borgo d'Ischia liegt unmittelbar am Ufer, und ist wohl gebaut. Wir kamen früh genug an, um noch vor Sonnenuntergang zum Lago del Rè (Königssee) zu gehen. Hier sind warme Bäder, welche von vornehmen Neapolitanern besucht werden. Es fehlt an Anstalten; die wenigen Häuser sind klein, und Badegäste müssen die Wanne mitbringen. Der warme Quell ergießt sich in den See. Dieser hat salziges Wasser, und hängt durch einen Kanal mit dem Meere zusammen. Der Kanal ist mit einer Schleuse versehen, deren Öffnung diesen kleinen See, dessen Gestalt dem Lukriner gleichet, mit frischem Wasser und einer Menge großer Fische von Zeit zu Zeit anfüllet. An dieser Fischerei ergötzet sich der König dann und wann.

Wir setzten uns auf Esel und ritten zuerst nach Casamiccia, wo warme Quellen sind. Es sind deren mehrere in der Insel und von verschiedenen Heilungskräften. In Casamiccia ist eine große Anstalt, welche Monte di Misericordia genannt wird. Dort werden jährlich

sechshundert arme Badegäste auf Unkosten einer aus Vermächtnissen und Geschenken gegründeten Privatstiftung vierzehn Tage lang verpflegt und genähret. Das Gebäude ist groß und sehr gut eingerichtet. Hohe Maulbeerbäume beschatten den Hof. Zu oft findet man, daß für die Bedürfnisse der Dürftigen nicht gesorgt wird. Hier ist dieß nicht der Fall. Diese Badeanstalten für Arme sind weit besser, als die Bäder der Reichen am Lago del Rè.

Wir bestiegen wieder unsere Esel und ritten nach Lacco. Dieses Städtchen hat eine Anfurt, in welcher ein Fels, der die Gestalt eines Pilzes hat, sich aus den Wogen erhebt. Um den Stiel des Pilzes liegen große Steine, an welchen, statt zu ankern, die Fahrzeuge mit Seilen gebunden werden. Wir hielten Mittag in Furia d'Ischia, welches dem Castello d'Ischia den Vorzug, Hauptstädtchen zu seyn, abstreitet. Furia liegt an der westlichen Seite der Insel auf einer Landspitze. Alle genannten Städtchen liegen am Meere, längs welchem wir bald ritten, bald es verließen, wenn uns der Weg in blühende Thäler oder über Hügel führte, von deren Gipfel wir oft wieder die Küste sahen. Sie ist im höchsten Grade ergötzend. Hier hängt ein weit vorstehender Fels durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammen, dort thürmen sich über den Wellen einzelne Klippen. Wie mit spielender kühner Hand ist das Gestade zackig ausgeschnitten, und gewährt mit jedem Augenblick eine neue Aussicht. Diese Anhöhe ist mit Reben, nach Art teutscher Weinberge bepflanzt; in jenem Thale winden sich die Arme gewaltiger Baumreben um schlanke Pappeln oder um ästige Maulbeerbäume, und ranken von Stamm zu Stamm. Dazwischen breitet sich aus der saftige Feigenbaum. Große Kirsch- und Pflaumbäume standen noch in voller Blüthe. Mit den Wohlgerüchen der Pomeranzen- und Citronenblüthen mischten sich die Düfte des blühenden Birnbaums oder der schönen rothknospenden Blume des Apfelbaums. Große Aprikosenbäume trugen schon Früchte von der Größe einer Kirsche, Pfirsichbäume blühten noch. In tiefen Klüften waren die Pomeranzen- und Citronenbäume noch schwer bedeckt mit reifen Früchten, und wenn wir uns wandten, hauchten uns Bäume eben dieser Arten von sonnigen Hügeln ihre Düfte von weißblühenden Zweigen her. Mit anderer Schönheit schmückt sich die Insel, wenn ihre Granatbäume blühen, dann der Oleander, und die gleich ihm hier gemeine Aloe, deren stachlichte Pflanzen zu Zäunen dienen, oder wildwachsend

wie sie, mit indianischen Feigen auf zackigen Felsen emporstarren. Nirgends sah ich eine solche Mannigfaltigkeit der Blumen, nirgends duftete mir so starkes Aroma wohlriechender Kräuter. Viele Blumen blühen unter diesem beglückten Himmelsstrich, welche wir nie sahen; andere, welche nur flüchtig uns erscheinen, verweilen hier, genährt von milderer Muttererde, befreundet vom kräftigen Strahl, welcher nicht senget, weil er durch reine Lüfte fällt, durch Lüfte, die sich an Hauchen des Meeres kühlen, oder die aus dem schattigen Thal, aus der tiefen Felsenkluft und von Quellen erfrischet werden. Eben die wildwachsende rothe Ranunkel, welche im ganzen Winter in Rom zwischen Trümmern des Alterthums blühete, blühet hier noch immer, und mit der frühen Ros' sah ich noch späte Primeln und Veilchen.

Nur kleine Plätzchen sind auf dieser Insel mit Getreide besäet; vortheilhafter wird der Boden durch den Anbau des Gemüses genutzet. Die Bewohner des unglaublich volkreichen Inselchens haben fast keine Wiesen. Sie entbehren leicht der Pferde, da ihnen die Esel nützlicher sind, sogar der Kühe, deren Mangel durch Ziegen ersetzt wird. Diese finden auf staudenvollen, aromatischen Höhen eine Weide, welche ihrer Milch einen trefflichen Geschmack gibt. Mit den Ziegen weiden Schafe. Enten und Gänse, welche überhaupt in Italien selten sind, habe ich in Ischia nicht gesehen. An einigen Orten fehlet das frische Wasser; da sammelt man den Regen in Cisternen und schätzet das Wasser, welches sich immer mehr läutert, nach den Jahren. Man rühmte uns in einer Stadt (wenn ich nicht irre, in Furia) dreijähriges Wasser, wie man bei uns den Wein nach seinem Alter empfiehlt. Und es war in der That recht gut. Der Wein würde trefflich seyn, wenn man ihn nur eben so lange aufbewahrte. Er gleichet an Farbe dem dunklen Madera von jener Art, die in's Röthliche spielt.

Wir verlangten auf den Epomeus zu reiten. Die Ischiesen nennen ihn Monte di Santo Nicolo, nach dem Kloster, welches oben steht. Unsere Führer, welche stolz auf ihr schönes Vaterländchen schienen, erboten sich, uns einen Umweg zu leiten.

Anfangs ritten wir zwischen Gartenmauern, überwölbet von blühenden Zweigen der Fruchtbäume. Bald genoßen wir einer freiern Aussicht auf Land und Meer, bald ritten wir steile Pfade, welche so eng und tief waren, daß wir von unsern Eseln auf beiden Seiten Blumen pflücken konnten, und unsere Kniee desto mehr zwischen den

Felsen in Acht nehmen mußten, da der Esel sich, wie schwer antreiben und zurückhalten, auch schwer lenken läßt. Oft lief der Pfad am Rande tiefer Klüfte, welche alle, gleich den Höhen, mit Fruchtbäumen bepflanzt waren, oft auch hoch am bebuschten Felsen, wo wir unmittelbar uns zur Seite den grauenvollen Abgrund sahen. Bei den Windungen solcher Pfade geräth man oft plötzlich auf Stellen, welche so schmal sind, daß sie nicht Raum zum Absteigen gewähren, und man sich dem Esel wie blindlings überlassen muß. — Der obere Theil des Berges ist rauh, doch verlassen blühende Stauden dich nicht; zwischen ihnen irren Ziegen und Schafe. Je dürrer der höhere Boden wird, desto duftender das Aroma der Kräuter. Ungefähr fünftehalb Stunden, nachdem wir von Furia ausgeritten waren, erreichten wir die Einsiedelei auf dem Gipfel des Berges, welche in den Tuffstein zwischen vorragenden Zacken hineingehauen ist. Zwei Mönche wohnen hier. In der That würde ein Einsiedler im eigentlichen Sinne des Wortes, so weit von menschlichen Wohnungen auf diesem nackten Gipfel ein zu hilfloses, und im Falle einer Krankheit ein zu gefährdetes Leben haben.

Ein gegen Abend umwölkter Himmel nahm uns den Anblick der untergehenden Sonne. Graue Wolken zogen östlich vorüber, an ihnen sahen wir den Schatten des gezackten Berges, auf dem wir standen. Unter den Wolken sahen wir im Meer die andern Inseln, sahen auch die Küste. Meer und Himmel verloren sich unmerklich in einander; eine Erscheinung, welche in diesem Lande viel gewöhnlicher ist, als in Gegenden anderer Meere, die ich gesehen. Man sieht zuweilen ein Schiff aus Gegenden kommen, wo man glaubte, daß der Horizont diesseits wäre; man sieht Regenbogen, wo man noch eben das Meer zu sehen glaubte.

Die Sonne ging am folgenden Tage unter Wolken auf, doch war der Blick auf die ferne Gegend sehr schön. Von der Insel Ponza, ja von Monte Dragone, sahen wir Meer und Erde bis hin nach dem Monte Cava, der sich hinter dem sorrentinischen Felsengestade thürmt. Diese Aussicht ward jeden Augenblick schöner, da nach und nach die Gewölke der steigenden Sonne wichen. Wir machten uns nun auf den Rückweg, und zwar gerade nach Borgo d'Ischia. Dieser Weg ist lange nicht so beschwerlich, als der von Furia d'Ischia nach dem Kloster, und gleich jenem an Abwechslungen reich. Anfangs ritten wir wieder oft an tiefen Thälern, oder vielmehr an grünenden

und belaubten Spalten des Berges, welche von Ergüssen unterirdischer Feuer und Erdbeben entstanden zu seyn scheinen. Der rauheren Gegend folgte bald eine milde, und vor der Hälfte des Weges lächelte uns wieder die freundlichste Natur. Rechts auf einer dicht beschatteten Höhe sangen Nachtigallen aus Hainen junger Kastanienbäume, zur Seite rieselte uns eine Quelle. Links wechselten Pappelhaine mit hohen Kirschbäumen, Maulbeerbäumen, Obstbäumen jeder Art, kleinen Gemüsefeldern und Äckern. Wir sahen schon Roggensaat in der Blüthe. Zwischen blühenden Bäumen öffnete sich der Anblick des Meeres, der Inseln und Gestade. Diese Inseln, diese Gestade, wo hinter Procida sich der Posilippo streckt, hinter diesem die theils niedrige Landzunge, welche mit dem hohen, runden Misenusberge endet, geben eine Linienperspektive, wie man sie selten findet. Und wer, es sey denn, daß er in Italien gewesen, wer kann sich die Wirkung der Luftperspektive denken, welche diesem Lande eigen ist? Ein zarter lichter Dunst schwebt über den Gegenständen, vorzüglich über dem Meer, seinen Inseln und Gestaden, einen Zauberschleier um sie werfend, der ihre Reize auf eine nicht zu beschreibende, nicht zu vergessende Art erhöhet. Dieser Zauberschleier verdient desto mehr so genannt zu werden, weil er Alles verschönert und nichts verhüllet, ja er bringt die Gegenstände näher, er schmeichelt dem Auge mit sanften Abschattungen. Nirgends sah ich so weit in die Ferne wie in diesem Lande, wo jeder Blick in die Nähe und in die Ferne so belohnet wird.

Zwei Stunden, nachdem wir den Gipfel des Epomeo verlassen hatten, kamen wir wieder an in Borgo d'Ischia.

Fr. Gr. zu Stolberg.

53.

Das Bad zu Brückenau.

Am Fuße des Rhöngebirges liegt in einem weiten Thale rings umher von waldigen Bergen umgeben, das bayerische Städtchen Brückenau, und eine halbe Stunde davon in einer höchst romantischen Gegend befinden sich Mineralquellen, die im Sommer sehr stark besucht werden.

In keinem andern Brunnenorte leben wohl die Badegäste ungezwungener und traulicher als hier; in keinem macht man leichter Bekanntschaft. Jene wohnen sämmtlich in einem kleinen, freund-

lichen Thale so nahe bei einander, haben Spaziergänge, Wohnung, Kost, Tanz, Schauspiel, Alles so gemeinschaftlich, daß es nicht fehlen kann, sie müssen sich einander näher kennen lernen. Dennoch würde dieß allein noch kein vertrauliches Zusammenleben bewirken, wie leider andere Brunnen und Bäder beweisen, wenn nicht der einmal eingeführte Ton das Meiste thäte. Jeder vergißt hier seinen Stand. Der Adelige geht mit dem geringsten Bürgerlichen um; ein ehrlicher Pächter setzt sich an der Tafel ohne Bedenken neben eine Excellenz. Die Geistlichen speisen mit den andern Kurgästen an dem öffentlichen Tische, und ihre Gegenwart stört die allgemeine Fröhlichkeit nicht. Damen setzen sich in ihren Reisekleidern mitten unter die Gesellschaft, und Prinzen verschmähen die frugalen vier Schüsseln nicht.

Unter den Spaziergängen zeichnet sich vorzüglich der nach Art eines englischen Parks angelegte Weg von dem Städtchen Brückenau nach dem Brunnenplatze aus, der durch einen Buchenwald neben dem Wiesengrund hinabführt. Auch verdient eine alte majestätische Eiche bewundert zu werden, unter deren Schatten mehr als hundert Personen auf den rings umher angebrachten Rasenbänken Platz finden. An Raum und bequemer Wohnung für die Kurgäste ist kein Mangel.

Die Haupt-Kurzeit fängt gegen die Mitte des Julius an. Früh wird auf dem Altan des großen Kurhauses Musik gemacht, wobei die Kurgäste unten spazieren gehen und das Wasser trinken. Mittags speist man gewöhnlich mit dem größten Theile der Gäste in dem Saale des großen Baues, oder im Saale des rothen Hauses, oder in kleinern Gesellschaften, Jeder nach seinem Belieben.

Jeden Abend wird nach dem Essen getanzt. Zuweilen gibt es besondere Bälle, Frühstücke, Maskeraden, Feuerwerke, manchmal auch Schauspiel. Man kann Miethkutschen und Miethpferde zu kleinen Lustreisen erhalten.

Von dem hiesigen Mineralwasser werden jährlich an 30,000 Stück steinerner Krüge ausgeführt. — Gegen Ende Augusts oder zu Anfang Septembers entfernen sich die meisten Gäste, und öde Stille herrscht weithin an dem Orte, der sonst so viele fröhliche Menschen in sich vereinigte.

Selchow.

54.
Das Seebad zu Dobberan.

Dobberan, ein neuer hübscher, aber unregelmäßig gebauter Marktflecken, mit einem Jagdschlosse, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, ist berühmt wegen seines Seebades, das in manchem Sommer von mehr als 1200 Fremden besucht wird. Der Ort liegt zwei Meilen von Rostock und eine Stunde von der Ostsee. Er hat einen hübschen englischen Garten, und liegt in einem Thale von Hügeln eingeschlossen, von denen man eine herrliche Aussicht bis nach Rostock hat. Besonders reizend nehmen sich die Umgebungen auf dem Schloßberge aus.

Das Badehaus befindet sich in einer sehr schönen Lage zwischen der See, die hier eine Bucht macht, und einem aus hochstämmigen Bäumen bestehenden Lustgehölze, in welches Spaziergänge ausgehauen sind. In diesem Gebäude, das zwar nur ein Stockwerk hoch, aber 180 Fuß lang ist, befinden sich elf Bäder, in welche das Seewasser kalt oder erwärmt geleitet wird. Jedes Badezimmer hat ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden und zum Ruhen. Auch zu Tropf- und Dampfbädern sind die nöthigen Anstalten vorhanden. Zur Unterhaltung haben die Gäste einen schönen Conversationssaal. Sie wohnen aber nicht in dem Badhause, sondern zu Dobberan, wohin man auf einem sehr guten Wege bequem in einer halben Stunde fährt.

Für solche Personen, die lieber kalt in der offenen See baden wollen, sind Badeboote vorhanden, von denen jedes ein Badezimmer und einen in den Boden eingesenkten Badekasten enthält. Diese Boote sind 29 Fuß lang und 10 Fuß breit, auch wie ein Schiff mit Segel, Rudern und Ankern wohl versehen. In den Badekasten dringt das Seewasser durch kleine Öffnungen, die nicht so groß sind, daß Fische oder Krebse durchschlüpfen können. Bei jeder Bewegung des Schiffes erneuert sich das Wasser. Es sollen diese Seebäder sehr dienlich seyn bei Lähmungen, Gicht, rheumatischen Übeln und Hautkrankheiten.

Das Seegestade, an welchem die Bäder zu Dobberan angelegt sind, gewährt einen ganz eigenthümlichen schönen Anblick durch die ungeheure Menge verschiedenartig gefärbter Kieselsteine, die das Meer hier ausgeworfen hat, und die, von dem Schimmer der Morgensonne bestrahlt, einen Glanz verbreiten, den das Auge kaum

ertragen kann. Man nennt dieses Steingestade den heiligen Damm. Von hier aus sieht man theils in weiter Ferne, theils ziemlich nah die Schiffe vorbeisegeln, die nach den Häfen Travemünde, Wernemünde, Wismar 2c. 2c. steuern, und mit einem guten Fernrohre kann man die Geschäftigkeit der Matrosen deutlich erkennen.

Meistens ist die Badegesellschaft sehr zahlreich, am glänzendsten aber im Monate Julius. Ein Drittheil ungefähr kommen des Badens, die andern zwei Drittheile aber blos ihres Vergnügens wegen. Seit zwei Jahren besuchte Bayerns liebreizende Herrscherin das Bad. Der Großherzog von Mecklenburg mit den Vornehmsten seines Hofes erscheint fast alle Sommer selbst unter den Badgästen, speist mit ihnen an der Gasttafel und befördert durch seine gütevolle Herablassung den Genuß aller gesellschaftlichen Freuden. An den Sonntagen Abends läßt er gemeiniglich in dem Garten zu Dobberan eine Illumination veranstalten und Feuerwerke abbrennen. An den andern Tagen sind Schauspiele, Bälle, Concerte 2c. 2c. Am liebsten belustigt man sich des Morgens mit Spazierengehen, oder kleinen Spazierfahrten auf der See, wo stets für die Badegäste ein Boot in Bereitschaft liegt, das sie auch noch weiter nach Wernemünde, oder auf die romantische Insel Rügen führt. Zu Lande macht man auch Ausflüge nach Schwerin und dem reizenden Residenzschlosse Ludwigslust mit seinen schönen englischen Gärten, seinen Wasserwerken, Kanälen und Baumgängen.

Selchow.

55.

Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es gibt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier wie Einsiedler in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang, Jeder lebt für sich, selten läßt sich Jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Dorfe erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen,

welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchsten Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Ängstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weitersetzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja, wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten, über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasirten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet, Alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein Gärtchen, dadurch stehen sie weit genug auseinander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des Hauses; Letztere wird nur bei den drei Haupt-Epochen des Lebens mit großer Feierlichkeit eröffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesem einige Fuß über der Erde erhabenen Eingange hinaufführt, so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres

Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt, und mit allerlei krausem Schnitzwerk auf das Überladenste geschmückt. Über derselben prangt eine Art Haut-Relief aus Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohre stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen; Alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen, die Stämme werden zur großen Zierlichkeit mit weißer Ölfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein buntgemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten steifsten Symmetrie, gleichen diese Garten-Parterres colossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachläßigten armen Kinder haben muß. Überall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachläße, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die ächt holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth schien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldenen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren ängstlich abgezählt, und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig.

Schopenhauer.

56.

Pilgerzug von Konstantinopel nach Jerusalem.

Jährlich geht von Konstantinopel ein Schiff mit griechischen Pilgrimen nach Syrien ab. Diese Gelegenheit kam mir eben jetzt sehr erwünscht zur Ausführung meines Plans, Jerusalem zu besuchen. Der Handel wurde bald mit dem Kapitän abgeschlossen. Am 18. September 1806 schiffte ich mich mit zwei griechischen Bedienten, Namens Julius und Johann, von denen mir Letzterer als Dolmetscher diente, auf diesem Fahrzeuge ein.

Auf dem Schiffe befanden sich an zweihundert Reisende, Männer, Weiber, Kinder und Greise. Auf den beiden Seiten des Zwischenverdecks waren eben so viele Matten ausgebreitet. Ein an den Rand des Schiffs geklebter Papierstreif bezeichnete den Namen des Eigenthümers der einzelnen Matten. Jeder Pilger hatte seinen Stab, sein Skapulier und ein kleines Kreuz zu Haupten aufgehangen. In der Kajüte wohnten die Papas, die Anführer des Haufens. Beim Eingange der Kajüte hatte man zwei Vorzimmer angebracht, in deren einem ich die Ehre hatte, nebst meinem Bedienten zu wohnen. Es war ein finsteres Loch, etwa sechs Fuß in's Gevierte. Eine Familie hatte das andere inne.

In dieser Art von Republik richtete sich Jeder nach Belieben ein. Die Weiber warteten die Kinder; die Männer rauchten und bereiteten das Mittagsmahl, die Papas schwatzten zusammen. Man hörte überall Mandolinen, Violinen und Leyern erklingen; man

sang, tanzte, lachte, betete; Alles war voller Freude. Man rief mir zu: Jerusalem! und zeigte gegen Süden, und ich erwiederte: Jerusalem! Hätten wir nicht Furcht gehabt, wir wären die glücklichsten Menschen auf der Welt gewesen; allein bei dem geringsten Windstoße zogen die Matrosen die Segel ein; die Pilger aber riefen: Christos! Kyrie Eleison! Sobald jedoch der Sturm vorüber war, kehrte unser Muth zurück.

Am ersten Abend unserer Abreise verrichteten die Geistlichen das Gebet, bei dem sich Jedermann mit Andacht einfand. Man segnete das Schiff ein, eine Feierlichkeit, die bei jedem Sturm wiederholt wurde. Die Gesänge der griechischen Kirche sind sehr sanft, aber nicht würdig genug.

Am 21. September früh um 6 Uhr wurde gemeldet, daß wir nun das Schloß der Dardanellen umsegeln würden. Ich begab mich auf das Verdeck. Meine ersten Blicke fielen auf ein hohes, mit neun Mühlen gekröntes Vorgebirge; es war das Vorgebirge Sigeum. Am Fuße dieses Vorgebirges bemerkte ich zwei Grabhügel, die Gräber des Achilles und Patroklus. Die Mündung des Simois befand sich zur Linken des neuen asiatischen Schlosses. Weiter hin, hinter uns, gegen den Hellespont aufwärts, erschien das Vorgebirge Thetea und der Grabhügel des Ajax.

Wir warfen vor Tschesme die Anker aus, um die Pilger von Chio zu erwarten. Johann stieg an das Land und brachte mir eine Menge Granaten. Dieser Johann war der verschlossenste Mensch, den ich je gefunden habe. Zwei kleine, tief im Kopf liegende und durch eine lange Nase gleichsam versteckte Augen, ein rother Schnurrbart, ein stetes Lächeln, etwas Biegsames, Geschmeidiges in seiner Haltung bildete ungefähr sein Äußeres. Wenn er mir Etwas zu sagen hatte, näherte er sich erst von der Seite, und nach langem Umschweif zischelte er mir fast kriechend eine oft gar nicht geheime Sache in das Ohr. Wenn gespeist wurde, hatte er niemals Appetit, so weit war er über die gemeinen Bedürfnisse weg; allein sobald man oben abgespeist hatte, stieg der arme Johann in die Schaluppe, wo sich mein Mundvorrath befand, und unter dem Vorwande, die Körbe in Ordnung zu bringen, verschlang er schnell Stücke Schinken, Geflügel, eine Flasche Wein, und dieß alles mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man ihn die Lippen nicht bewegen sah. Dann kam er mit trauriger Miene zu mir, und fragte:

ob ich etwas zu befehlen habe? Ich rieth ihm, dem Grame sich nicht zu ergeben und etwas Nahrung zu sich zu nehmen, weil er sonst krank werden könne. Der Schelm glaubte, ich merke nichts, und dieß machte ihm so viel Vergnügen, daß ich ihn dabei ließ. Sonst war er aber ehrlich und verdiente wohl das Zutrauen, das seine Herren ihm bewiesen.

Wir schifften mit sechszehn Pilgern von Chio, die wir aufnahmen, zwischen Nikaria und Samos, dem Vaterlande des Weltweisen Pythagoras, hin, und warfen am 25. die Anker vor Rhodus aus, das seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, zweihundert Jahre lang, ein Eigenthum der Johanniterritter gewesen war, bis sie von Soliman II. vertrieben wurden. Der ehemalige Palast des Großmeisters steht noch, und dient jetzt zum Gefängniß. An dem Eingang des Hafens stand einst der Colossus; es ist aber nichts an dem, daß die Schiffe zwischen seinen Beinen durchgingen. Ehedem lieferte Rhodus Öl für ganz Natolien, jetzt hat es aber nicht mehr genug zu seinem eigenen Bedarf. Die Weinberge aber geben einen sehr guten Wein.

Wir gingen wieder zu Schiffe. Die Strömungen vom festen Lande her waren heftig. Es brach uns die Spitze des großen Mastes und die Segelstange am Fockmaste. Für so unerfahrene Seeleute war dieß immer ein großes Unglück.

Man erstaunt in der That, wenn man die Griechen ein Schiff leiten sieht. Der Steuermann sitzt da mit gebeugten Beinen, die Pfeife im Munde und hält den Griff des Steuerruders. Vor diesem halbliegenden, mithin seiner Kraft nicht mächtigen Piloten befindet sich ein Compaß, den er nicht versteht und nicht ansieht. Bei dem geringsten Anschein von Gefahr breitet man italienische oder französische Karten auf dem Verdecke auf; die ganze Mannschaft legt sich platt auf den Bauch, der Kapitän an der Spitze; man folgt der Zeichnung mit dem Finger; man versucht den Ort aufzufinden, wo man ist, Jeder sagt seine Meinung. Endlich gesteht man, nichts von dem Geschmiere der Franken zu verstehen, man macht die Karte zu, greift zur Pfeife, zum Rosenkranz, empfiehlt sich der göttlichen Vorsehung, und erwartet, was geschehen wird. So kömmt wohl endlich das Schiff nach Afrika, statt nach Syrien; allein das hindert die Mannschaft nicht, beim ersten Sonnenstrahle zu tanzen. Die alten Griechen waren in mehreren Hinsichten nur

leichtgläubige Kinder, die mit außerordentlicher Schnelligkeit vom Leid zur Freude übergingen, und die Neugriechen haben noch immer einen Theil dieses Charakters.

Abends erhob sich ein Nordwind, und der Pilote meldete, daß wir mit Tagesanbruch das Cap Sanct Stephan auf der Insel Cypern sehen würden. Nun dachte Jeder nur auf den Genuß des Lebens. Alle Abendmahlzeiten wurden auf das Verdeck gebracht. Man theilte sich in Gruppen; Jeder sandte seinem Nachbar, was diesem fehlte. Ich nahm mich der Familie an, die vor mir wohnte, und die aus einer Frau, zwei Kindern und dem alten Vater der jungen Pilgerin bestand. Ich speiste mit der Familie zu Abend. Nie habe ich angenehmere und malerischere Scenen gesehen. Der Wind war frisch, das Meer schön, die Nacht heiter. Der Mond schien sich zwischen den Masten und dem Tauwerk des Schiffes zu wiegen. Wer hätte nicht die Religion segnen sollen, wenn er dachte, daß diese zweihundert Menschen, die sich in diesem Augenblicke so glücklich fühlten, doch nichts als Sklaven waren, gebeugt unter einem verhaßten Joche? Am Grabe des Erlösers wollten sie den verschwundenen Ruhm ihres Vaterlandes vergessen und sich über ihr gegenwärtiges Elend trösten.

Wir sahen die sandigen, niedrigen, dem Anscheine nach unfruchtbaren Küsten von Cypern. Das Wetter war so schön, die Luft so mild, daß alle Reisenden die Nacht auf dem Verdecke zubrachten. Wir entdeckten am Morgen in weiter Ferne den Berg Karmel. Jeder bemühte sich, mir ihn mit der Hand zu zeigen. Alle Pilger, das Skapulier in der Hand, standen schweigend in gleicher Stellung, und erwarteten die Erscheinung des heiligen Landes. Der Oberpriester betete laut; man vernahm nichts als dieses Gebet und den Lauf des Schiffes, das ein günstiger Wind über das glänzende Meer trieb. Bald sollte ich nun das Land der Wunder betreten, die Gegenden, woselbst, menschlich zu reden, das größte Ereigniß sich zugetragen hatte, wodurch die Gestalt der Welt verändert wurde, ich meine die Erscheinung des Messias. Ich sollte an die Küsten steigen, welche, wie ich, Gottfried von Bouillon, Raimund von Saint-Gilles, Tankred der Tapfere, Robert der Starke, Richard Löwenherz und der heilige Ludwig besucht hatten.

Wir näherten uns indessen Jaffa. Man hatte uns in der

Stadt bemerkt. Ein Boot lief aus dem Hafen und kam uns entgegen. Eine Stunde darauf lagen wir vor Anker. Der Ort erscheint, als eine elende Häusermasse amphitheatralisch auf dem Abhang einer hohen Küste.

Von allen Seiten näherten sich uns sogleich Fahrzeuge, um die Pilger aufzunehmen. Die Kleidung, die Gesichtszüge, die Farbe, die Sprache der Schiffer verkündeten mir sogleich die arabische Abkunft und die Nähe der Wüste. Das Ausschiffen ging ohne Unruhe, obgleich mit großer Schnelle vor sich. Auch ich bestieg mit Johann ein Boot. Die Araber von der Küste traten bis an den Gürtel in das Wasser, um uns auf ihre Schultern zu laden, und hier ereignete sich ein lustiger Auftritt. Mein Bedienter hatte einen weißen Regenmantel an; da nun weiß bei den Arabern die vornehmste Farbe ist, so hielten sie meinen Bedienten für den Sheik und trugen ihn, aller Gegenversicherungen ungeachtet, im Triumphe fort, indeß ich, Dank meinem blauen Rocke, mich ganz incognito auf den Rücken eines zerlumpten Bettlers setzte.

Wir begaben uns in das Hospiz der Väter von Jaffa, an die ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Sie nahmen mich freundlich auf, und führten mich zuerst in die Kapelle, die ich erleuchtet fand, und wo sie Gott dankten, daß er ihnen einen Bruder zugesandt habe. Hierauf brachten sie mich in eine Zelle, wo ein Tisch, ein Bett, Tinte, Papier, frisches Wasser und weiße Wäsche sich befand. Um acht Uhr Abends begaben wir uns in das Refektorium. Man setzte mir auf einem kleinen, alleinstehenden, reinlichen Tische Geflügel, Fische, treffliche Früchte, z. B. Granaten, Melonen, Trauben und frische Datteln, vor, und ich hatte die Wahl zwischen Cyperwein und levantischem Kaffee. Die Väter aber genoßen indeß nur ein wenig Fleisch ohne Salz und Öl. Sie waren dabei lustig mit Mäßigung, vertraulich mit Artigkeit und Herzlichkeit. „Wir empfangen Sie," sagte Einer, „mit klarem und reinem Herzen." Ihre christliche und liebevolle Aufnahme in einem Lande, wo das Christenthum und die Liebe ihren Ursprung genommen hatte, diese apostolische Gastfreiheit an einem Orte, wo der erste aller Apostel das Evangelium predigte, rührte mich im Innersten des Herzens.

Um zehn Uhr Abends führten mich meine Wirthe durch einen langen Gang in meine Zelle. Die Wogen brachen sich mit Geräusch an den Felsen des Hafens, daß es bei verschlossenen Fenstern klang

wie ein Sturm, bei offenem Fenster aber sah man einen schönen Himmel und klaren Mondschein. Einen Theil der Nacht hindurch betrachtete ich das syrische Meer, das die Flotten des Königs David trug, wenn sie die Cedern vom Libanon und den Purpur von Sidon holten.

Jaffa hieß ehedem Joppe. In die Nachbarschaft dieser Stadt versetzten die alten Griechen die Scene des Abentheuers des Perseus und der Andromeda, die er hier von einem Meerungeheuer befreite. Zu Joppe landeten die Schiffe des phönizischen Königs Hiram, beladen mit Cedern zum Tempelbau. Hier schiffte sich der Prophet Jonas ein, als er vor dem Angesicht des Herrn floh. Mehrmals wurde diese Stadt zerstört und wieder aufgebaut. Sie verschwand eine Zeit lang, aber man findet sie wieder in der Geschichte der Kreuzzüge.

Mit Sehnsucht erwartete ich den Augenblick meiner Abreise nach Jerusalem. Den 3. Oktober zogen meine Bedienten Kleider von Ziegenhaaren an, wie sie von den Beduinen getragen werden. Ich that über mein Kleid ein ähnliches Gewand an, und so setzten wir uns auf kleine Pferde. Statt den gewöhnlichen Sattel hatten wir Packsättel und Stricke dienten uns statt der Steigbügel. Ein fast nackter Araber zeigte uns den Weg, und ein anderer folgte uns mit unserm Gepäcke.

So rückten wir in die Ebene von Saron vor, deren Schönheit die Schrift rühmt. Im Frühling sieht man da Tulpen, Narzissen, weiße und rothe Rosen, Anemonen, weiße und gelbe Lilien und Levkoyen blühen. Die Ebene erstreckt sich am Meere von Gaja bis zum Berge Karmel.

Gute Nachrichten warteten meiner zu Rama. Ich fand hier einen Dragoman des Klosters von Jerusalem, den ich meinem Empfehlungsschreiben der Väter von Jaffa zu verdanken hatte. Rama ist das alte Arimathia, die Vaterstadt Josephs, der Jesum, unsern Herrn, begrub. Wir verließen die Stadt am 4. Oktober um Mitternacht. Unsere Gesellschaft bestand aus einem arabischen Anführer, dem Dragoman von Jerusalem, meinen zwei Bedienten, dem Beduinen von Jaffa, der einen Esel mit dem Gepäcke führte. Wir trugen die Kleider armer lateinischer Pilgrime; aber wir hatten Waffen unter den Kleidern.

Drei Meilen von da kamen wir in die Gebirge. Aus den

Felsenspalten sproßten Ölbäume hervor, und zuweilen bildeten diese Bäume ganze Wälder an den Seiten der Berge. Weiter hin öffnete sich vor uns das Thal Sanct Jeremias, und in derselben Richtung auf der Höhe eines Felsens sah man in der Ferne eine alte Festung, das Schloß der Makkabäer genannt. Man glaubt, der Prophet Jeremias sey in dem Dorfe geboren worden, das mitten in diesen Gebirgen liegt und seinen Namen führt. Als wir uns diesem Orte näherten, wurden wir durch einen unerwarteten Anblick erheitert. Haufen von Ziegen mit hängenden Ohren, Schafe mit breiten Schwänzen, Esel, die durch ihre Schönheit an die wilden Esel erinnerten, deren die Schrift gedenkt, kamen uns bei Tagesanbruch entgegen. Arabische Frauen trockneten Trauben in den Weingärten; einige hatten das Gesicht mit einem Schleier bedeckt, gleich den Töchtern der Midianiter.

Wir zogen von da hinab in das Thal Terebinth. Wir kamen an den Waldstrom, wo David als Hirtenknabe die fünf Steine fand, womit er den Riesen Goliath erlegte.

Immer mehr vertieften wir uns jetzt in eine Wüste, wo einzeln stehende Feigenbäume den Südwinden ihr schwärzliches Laub entfalteten. Der Boden wurde ganz öde; die Seiten der Gebirge erweiterten sich, und gewannen auf einmal ein größeres und unfruchtbareres Ansehen. Bald hörte alle Vegetation auf; selbst die Moose verschwanden. Eine ganze Stunde lang zogen wir auf einer nackten, mit rollendem Gestein bedeckten Bergebene hin. Plötzlich bemerkte ich am Ende dieser Ebene eine Linie von gothischen Mauern mit viereckigen Thürmen besetzt, hinter denen sich einige Spitzen von Gebäuden zeigten. Am Fuße dieser Mauern war ein Lager türkischer Reiterei, in ganzer Pracht des Morgenlandes zu sehen. Da rief der Führer: El-Cods! Die Heilige! (Jerusalem) und eilte im gestreckten Galopp davon. Er fürchtete, von dem Pascha von Damask, der hier lagerte, geplündert und geprügelt zu werden.

Ich stand da, die Augen fest auf Jerusalem geheftet, die Höhe seiner Mauern messend, alle Erinnerungen der Geschichte von Abraham bis auf Gottfried von Bouillon wiederholend, der ganzen Welt gedenkend, welche durch die Sendung des Menschensohnes eine andere Gestalt erhalten hat und vergebens den Tempel suchend, an dem kein Stein auf dem andern geblieben ist.

Der Ruf des Dragomans, unsere Haufen dichter zu schließen,

weil wir in's Lager kämen, riß mich aus meinem Nachdenken. Wir zogen mitten durch die Zelte, die aus schwarzen Schaffellen bestanden. Einige waren auch von gestreifter Leinwand, unter andern das Zelt des Pascha. Die Pferde standen gesattelt und gezäumt an Pfählen. Unser schlichter Aufzug und unsere Pilgerkleider erregten das Gelächter der Soldaten.

Wir traten in Jerusalem durch das Pilgerthor ein. Dicht an diesem Thore erhebt sich der Thurm Davids. Wir zahlten den Tribut und zogen nach dem Kloster der lateinischen Väter, wo unsere Ankunft große Freude erregte.

Gewisse Umstände erregten in mir den Wunsch, vor allen Dingen Bethlehem zu sehen. Der Guardian schickte zu einem Türken, Namens Ali-Aga, der mich hinbegleiten sollte. Um fünf Uhr des Abends erhielten wir drei gute Pferde. Michael, der Dragoman des Klosters, schloß sich an uns an, und Ali setzte sich als Anführer an unsere Spitze. Wir kamen an dem Kloster des Elias vorüber. Man machte uns aufmerksam auf den Ort, wo dieser Prophet ausruhete, als er nach Jerusalem ging. Es ist ein Felsen, dicht am Wege. Diese Pfade hatte einst auch Jesus betreten!

Auf einem schmalen und sandigen Wege gelangten wir langsam nach Bethlehem. Wir klopften an der Klosterpforte an. Die Mönche geriethen in Bestürzung, aber bald wurden sie wieder beruhigt.

Bethlehem war nicht nur der Geburtsort Jesu, sondern auch des Königs David. Auch der Apostel Matthias war hier geboren. Die ersten Gläubigen hatten an der Stelle, wo einst die Krippe des Heilands war, ein Bethaus errichten lassen, das in der Folge in eine ansehnliche Kirche verwandelt wurde. Unter dieser Kirche ist noch eine andere unterirdische befindlich, zu welcher zwei Wendeltreppen hinabführen. Dieß ist die ewig verehrte Geburtsstätte des Erlösers. Ehe ich sie betrat, gab mir der Superior eine Wachskerze in die Hand und hielt mir eine kurze Ermahnung. Diese heilige Grotte ist unregelmäßig, weil sie den unregelmäßigen Raum des Stalles und der Krippe einnimmt. Sie mag 37 Fuß lang, nicht ganz 12 Fuß breit und 9 Fuß hoch seyn. Sie ist in den Felsen gehauen und die Seiten des Felsens sind mit Marmor bekleidet, auch der Fußboden ist damit belegt. Die Kirche bekömmt kein Licht von Außen, sondern wird bloß durch 32 Lampen erleuchtet.

Ganz in der Tiefe der Grotte, auf der Morgenseite, ist die Stelle, wo die Jungfrau den Erlöser gebar. Sie wird durch einen Marmor bezeichnet, auf dem man diese Worte liest:

Hic de virgine Maria
Jesus Christus natus est *).

Sieben Schritte davon, gegen Süden, findet man die Krippe, zu der man auf zwei Stufen hinabsteigt. Es ist ein nicht sehr hohes in den Felsen gehauenes Gewölbe.

Nichts stimmt mehr zur Andacht, als diese unterirdische Kirche. Sie ist mit Gemälden aus der italienischen und spanischen Schule geschmückt, welche die Mysterien dieser Orte vorstellen, die gewöhnlichen Verzierungen der Krippe sind blaue, mit Silber gestickte Atlasbehänge.

Wir sahen auch das Grab des heiligen Hieronymus, der hier zu Bethlehem den größten Theil seines Lebens zubrachte, und des heiligen Eusebius.

Das Kloster ist eine wahre Festung, mit so dicken Mauern, daß sie leicht eine Belagerung der Türken aushalten könnten.

Ich schickte mich jetzt an, unter einer arabischen Bedeckung weiter nach dem todten Meer zu reisen. Sie bestand aus 6 bethlehemitischen Arabern zu Fuß, mit Dolchen und langen Luntenflinten bewaffnet. Drei gingen vor, drei hinter unsern Pferden. Ein Esel trug uns Wasser und Lebensmittel nach. Wir schlugen den Weg nach dem Kloster von St. Saba ein.

Wir kamen über einen Gebirgsrücken vor der Grotte der Hirten vorüber. Man behauptet, Abraham habe hier seine Heerde geweidet, und die Engel seyen hier den Hirten erschienen, ihnen die Geburt des Herrn zu verkündigen.

Als wir uns um eine Bergspitze wendeten, erblickten wir zwei Beduinenlager, das eine aus sieben, das andere aus zwölf Zelten bestehend. Einige Kameele und Pferde weideten in der Gegend. Schon war es zu spät, umzukehren; wir mußten also Fassung zeigen und durch das zweite Lager hinziehen. Anfangs ging Alles recht gut. Die Araber gaben den Bethlehemiten die Hände und berührten den Bart des Ali-Aga. Allein kaum hatten wir die letzten

*) An dieser Stelle wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren.

Zelte hinter uns, so hielt ein Araber den Esel mit den Lebensmitteln an. Die Bethlehemiten stießen ihn zurück. Der Araber rief seine Brüder zú Hilfe; diese sprangen auf ihre Pferde. Man bewaffnete sich und umringte uns. Es gelang dem Ali-Aga, Alles mit Geld abzumachen. Die Beduinen verlangten einen Durchgangszoll. Allein dieß war nur das Vorspiel zu einem noch gewaltsameren Auftritte.

Als wir uns nämlich dem Kloster St. Saba näherten, überfiel ein neuer Haufe Araber, die in einem Hohlwege gelegen hatten, mit großem Geschrei unsere Bedeckung. In einem Augenblicke sahen wir Steine fliegen, Dolche blinken, Flinten anschlagen. Ali stürzte sich in's Getümmel; wir eilten ihm zu Hilfe. Er faßte den Anführer der Beduinen beim Barte, zog ihn unter sein Pferd, und drohte, ihn zu tödten, wenn er nicht sogleich dem Streit ein Ende machte. Während des Handgemengs schrie ein Geistlicher und gestikulirte von der Höhe eines Thurmes herab; vergebens aber suchte er Frieden zu stiften. Wir befanden uns sämmtlich an dem Thore von St. Saba. Die Brüder dreheten von innen den Schlüssel langsam herum, denn sie fürchteten, man möchte in dieser Unordnung das Kloster plündern. Der Janitschar, verdrießlich darüber, gerieth in Wuth, theils gegen die Geistlichen, theils gegen die Araber. Endlich zog er den Säbel und wollte dem Beduinenanführer, den er noch immer beim Barte hielt, den Kopf abhauen; da that sich aber die Klosterpforte auf. Wir stürzten uns alle unter einander in einen Thurm und die Thüre wurde hinter uns verschlossen. Nun aber gab es einen noch ernsthafteren Auftritt. Wir waren im Innern des Klosters; wir mußten noch über einen Hof, und die Pforten zu diesem waren nicht offen. Sämmtlich sahen wir uns nunmehr in einen kleinen Raum eingeschlossen, wo wir uns mit unsern Waffen verwundeten, und wo unsere Pferde, durch das Getöse erschreckt, wild geworden waren. Die letzte Thüre des Klosters ging aber endlich auf und durch ein Paar Worte des obersten Geistlichen wurde der Lärm gestillt.

Nun erfuhren wir erst die Ursache des Streites. Die letzten Araber nämlich, die uns angegriffen hatten, behaupteten, allein das Recht zu haben, die Fremden nach St. Saba zu geleiten, die Bethlehemiten aber wollten nicht zurücktreten. Der Superior des

Klosters hatte versprochen, daß ich die Beduinen zufrieden stellen würde, und so hatte der Handel ein Ende.

Wir befanden uns hier in keinem sehr sichern Aufenthalt, denn man zeigt in diesem Kloster drei- bis viertausend Todtenköpfe, nur allein von Geistlichen, die nach und nach hier ermordet wurden. Auch verweilten wir nicht lange in seinen Mauern und zogen weiter vorwärts.

Der Anblick der Gebirge blieb sich immer gleich; sie waren weiß, staubig, ohne Schatten, ohne Bäume, ohne Gras und Moos. Nach einer sehr beschwerlichen Reise gelangten wir endlich zu der letzten Reihe Berge, welche im Westen das Thal des Jordans und die Gewässer des todten Meeres umschließen, das wir vor uns liegen sahen. Die Sonne neigte sich zum Untergange; wir stiegen ab, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, und ich betrachtete mit Muße den See, das Thal und den Fluß.

Wenn man sonst von einem Thale spricht, so stellt man sich entweder ein angebautes oder ein wildes vor, in dem letztern Wald, Bäume, oder auch nur Gras, Kräuter, einen Fluß und dergleichen. Allein hier findet sich durchaus nichts von dem Allen. Auf beiden Seiten sieht man öde, unfruchtbare Felsen, auf denen kein Vogel nistet, kein grünes Sprößchen keimt. Arbeitet sich auch hier und da aus dem Boden ein dürftiges Gestrüppe hervor, so sind die Blätter ganz mit Salz bedeckt. Statt Dörfern bemerkt man die Trümmer einiger Thürme. Mitten durch das Thal schleicht ein farbenloser Fluß einem verpesteten See zu, der ihn verschlingt. Man kann seinen Lauf in dem Sande kaum erkennen. Weiden und Schilf wachsen an seinen Ufern. Und dieser Fluß ist der Jordan, dieser See ist das todte Meer, dieses Land das gelobte Land! Der See sieht glänzend aus, seine Fluthen aber scheinen vergiftet zu seyn; sie können, wie man glaubt, obgleich irrig, kein lebendiges Wesen nähren und nie sind sie von einem Schiffe durchschnitten worden. Die Ufer sind ohne Vögel, ohne Bäume, ohne Grün, und sein fürchterliches Wasser ist so schwer, daß es kaum von dem heftigsten Winde bewegt werden kann.

Die Sonne neigte sich immer mehr. Wir stiegen von dem Gebirge herab, um die Nacht an dem Ufer des todten Meeres zuzubringen, und dann den Jordan hinaufzugehen. Beim Eintritte in das Thal schloß sich unser kleiner Haufe dichter zusammen; unsere

Bethlehemiten machten aus Furcht vor den Arabern, die öfters hier auf Beute lauern, ihre Flinten zurecht und gingen vorsichtig voraus. So zogen wir zwei Stunden lang fort, das Pistol in der Hand, ganz wie in Feindes Lande.

Plötzlich standen wir an dem See. Kein Geräusch, keine Kühlung hatte uns seine Nähe angekündigt; das flache Ufer war mit Steinen bedeckt. Ich stieg vom Pferde, um von seinem Wasser zu kosten, konnte es aber nicht in dem Munde behalten. Der Salzgeschmack war stärker, als beim Seewasser, und schmeckte wie eine starke Alaunauflösung. Meine Stiefel waren kaum trocken, als ich sie schon ganz mit Salz bedeckt fand; auch unsere Kleider, unsere Hüte, unsere Hände waren in weniger als drei Stunden ganz mit Salz überzogen.

Gegen Mitternacht hörte ich ein Geräusch auf dem See und vernahm, daß es Legionen kleiner Fische seyen, die in die Nähe des Ufers kommen. Hiedurch wird nun die gemeine Meinung widerlegt, daß das todte Meer gar kein lebendiges Wesen erzeuge. Es würde wohl auch Schiffe tragen, wenn dergleichen da wären.

Von diesem Meere wurden Sodom und Gomorra und noch mehr andere Städte verschlungen. Strabo versichert, es seyen dreizehn in demselben untergegangen. Es sollen auch noch von mehreren die Trümmer vorhanden seyn; ich habe aber nichts davon bemerkt.

Wir brachen am 5ten Oktober unser Lager wieder ab, und wanderten durch einen weißen feinen Sand dem Jordan zu. Ali-Aga führte uns an ein kleines Balsam- und Tamarinthengebüsche, das sich zu meiner großen Verwunderung mitten aus dem unfruchtbaren Boden erhob. Plötzlich hielten die Bethlehemiten und zeigten mir mit der Hand in einem Hohlwege etwas, was ich nicht bemerkt hatte. Ich sah eine Art von beweglichem Sand auf einem unbeweglichen Boden. Ich näherte mich und erblickte einen gelblichen Fluß, den ich kaum von dem Sandboden seiner beiden Ufer unterscheiden konnte. Er war sehr tief eingepreßt und wälzte langsam sein dickes Wasser hin. Das war der Jordan.

Die Bethlehemiten entkleideten sich und badeten sich im Jordan; ich aber sank mit meinen zwei Bedienten und dem Dragoman des Klosters auf die Kniee nieder, und Letzterer sprach ein Gebet. Ich schöpfte aus dem Flusse und trank. Das Wasser schmeckte bitter; es würde aber vielleicht angenehm schmecken, wenn es von dem

Sande gereinigt würde. Selbst Ali-Aga wusch sich damit, denn der Jordan ist auch für die Türken und Araber ein heiliger Fluß. Seine Breite beträgt ungefähr 50 Fuß.

Meine Führer wollten nicht länger verweilen. Ich nahm eine Flasche Wasser und etwas Schilf mit. Wir brachen auf und wendeten uns nach dem Dorfe Rihha, dem alten Jericho, an dem Fuße des Gebirges von Judäa, und langten auch wohlbehalten in dem Orte an.

Wir suchten die Quelle auf, deren bitteres Wasser einst vom Propheten Elisa versüßt wurde, und fanden sie oberhalb der Stadt, am Fuße des Gebirges, wo Jesus Christus 40 Tage fastete und betete. Es gibt aber weder Rosen, noch Palmen mehr um Jericho, nur eine alte Akazie beschattete die Quelle, an der ich mein Mittagsmahl einnahm. Sie wird jetzt die Königsquelle genannt. Nachmittags um 3 Uhr verließen wir sie wieder, um nach Jerusalem zurückzukehren. Wir sahen den Berg Abarim, von wo aus Moses, ehe er starb, das Land der Verheißung erblickte. Der Weg, den wir in dem Gebirge einschlugen, war breit und zuweilen gepflastert. Es war vielleicht eine alte römische Straße.

Wir kamen nach Bahurim, wo David, vor Absalon fliehend, fast von Semei gesteinigt worden wäre. Wir fingen an, den Abhang des Ölbergs hinaufzuklimmen, zogen durch das Dorf Bethanien, wo man uns die Trümmer des Hauses der Martha und das Grab des Lazarus zeigte. Endlich zogen wir den Ölberg hinab, welcher Jerusalem beherrscht und durch das Thal Josaphat über den Bach Kidron. Es war Mitternacht, als wir zur Pforte der Pilger kamen. Ali-Aga ließ sie öffnen. Die sechs Araber kehrten gut belohnt nach Bethlehem, wir aber in das Kloster zurück.

Gleich am folgenden Tage trat ich meine Wanderungen durch das Innere der Stadt in Begleitung zweier Geistlichen, eines Dragomans, eines Bedienten und eines Janitscharen an. Zuerst gingen wir nach der Kirche, in der sich das Grab Christi befindet.

Das heilige Grab und die meisten heiligen Orte werden von Franziskanermönchen bedient, die ihr Kloster nur zweihundert Schritte von der Kirche haben. Diese ist ein sehr unregelmäßiges Gebäude, ungefähr von der Gestalt eines Kreuzes, 120 Fuß in der Länge und 70 Fuß in der Breite. Beim Eintritt findet man zuerst den Stein der Salbung, auf dem der Leichnam unsers Herrn mit

Myrrhen und Aloe gesalbt ward, ehe man ihn in die Gruft legte. Man hat ihn mit weißem Marmor überzogen; auch brennen darüber immerwährend acht Lampen.

Das heilige Grab ist 30 Fuß von diesem Steine entfernt, gerade in der Mitte des großen Doms. Es ist eine kleine Kammer, die in den nämlichen Felsen gehauen ist. Man hat in der Mitte beim Aushauen einen viereckigen festen Tisch von demselben Gestein gelassen, auf dem der Leichnam Christi lag. Es wird jetzt die Messe darauf gelesen, und es brennen beständig 24 Lampen da. Beim Eingange zum Grabe liegt der Stein, auf dem der Engel saß, der mit Maria sprach. Ein anderer großer Stein bezeichnet den Ort, wo sich Jesus der Maria Magdalena in Gärtnergestalt zeigte. An dem Orte, wo angeblich Jesus von den Soldaten entkleidet wurde, ehe man ihn an's Kreuz heftete, und wo man sich in seine Kleider theilte, steht eine Kapelle. Wenn man aus dieser Kapelle tritt, so findet man links eine große Treppe, auf welcher man in eine Art von Keller hinabsteigt, wo das Kreuz Christi nebst den Nägeln, der Dornenkrone und dem Speer gefunden worden seyn soll, nachdem Alles hier über 300 Jahre versteckt gelegen hatte.

Eine schmale Treppe führt zum Kalvariberg, der durch eine Kapelle bezeichnet ist. Der Theil gegen Norden ist der Ort, wo Christus an das Kreuz geschlagen wurde. Er wird beständig durch 32 Lampen erleuchtet. Man sieht noch im Felsen das Loch, wo das Kreuz errichtet war. Unter der Kapelle sind die Gräber Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin, beide Könige von Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge.

Zu Jesu Zeiten war Golgatha, wo er starb, und der Garten, in dem er begraben wurde, vor der Stadt, im neuen Jerusalem sind der Kalvariberg, und die Gärten an demselben in die Ringmauern eingeschlossen worden. Seit meiner Zurückkunft von Jerusalem ist die Kirche des heiligen Grabes von Grund aus niedergebrannt, und ich weiß nicht, ob sie seitdem wieder aufgebaut worden ist.

Um 11 Uhr kehrten wir in das Kloster zurück, verließen es aber wieder gegen Mittag, um den Weg zu verfolgen, den Jesus zum Kreuze ging.

Das Haus des Pilatus ist eine Ruine, von der man den weiten Umfang des salomonischen Tempels und die auf dieser Stelle erbaute Moschee übersieht.

In derselben Straße wurde uns der Ort gezeigt, wo Simon von Cyrene Jesu das Kreuz tragen half, und wo Christus den heiligen Weibern begegnete. Von dem Gerichtsthore, wodurch die Verbrecher zum Tode geführt wurden, ist noch ungefähr 220 Schritte nach Golgatha.

Weit von hier in dem südlichen Theile der Stadt, an dem Fuße des Berges Zion, nicht weit von dem Thore Davids, sind die Ruinen von dem Hause des Hohenpriesters. Wir sahen ferner das Haus Simons des Pharisäers, das Gefängniß des heiligen Petrus, das Haus des Zebedäus, den Ort der Marter des heiligen Jakob, jetzt ein armenisches Kloster, u. a. m.

Nun zu den äußern Umgebungen der heiligen Stadt! Wir durchwanderten sie sämmtlich bewaffnet. Von dem südlichen Stadtthore aus wandten wir uns links und kamen zuerst an Bethsaba's Fischteich, einen breiten und tiefen, aber wasserlosen Graben. Hierauf bestiegen wir den Berg Zion, wovon sich jetzt ein Theil außer den Ringmauern befindet. Es ist ein kleiner Berg von gelblichem und unfruchtbarem Ansehen. Auf seinem Gipfel finden sich drei merkwürdige Ruinen, nämlich der Palast und das Grab Davids, das Haus des Kaiphas und das heilige Cönakel. Das Grab Davids ist ein kleiner gewölbter Saal mit drei schwärzlichen Grabsteinen. Das Haus des Kaiphas eine von den Armeniern verlassene Kirche; das heilige Cönakel eine türkische Moschee nebst Hospital. Jesus feierte hier sein letztes Osterfest, und erschien da seinen Jüngern an dem Tage seiner Auferstehung; der heilige Geist ließ sich hier auf die Apostel herab. Das heilige Cönakel wurde der erste christliche Tempel, den die Welt gesehen hat.

Von dem Berge Zion gingen wir zu der Quelle und dem Fischteiche von Siloa, wo der Heiland dem Blinden das Gesicht wieder gab. Die Quelle springt aus einem Felsen, und rinnt stille fort. Weiterhin kamen wir an den Fuß des Berges Moria, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, und in das Thal Josaphat, das sich zwischen Morea und dem Ölberge hinzieht. In der Mitte fließt der Bach Kidron, der aber den größten Theil des Jahres hindurch trocken ist. Eine Menge Grabmäler sind in diesem Thale. Die Trauerlieder, die David hier dichtete, die Klaglieder, die Jeremias erschallen ließ, eigneten es ganz zu einem Orte der Todten und zur

Stille der Gräber. Die öden Berge, von denen das Thal eingeschlossen ist, machen seinen Anblick höchst traurig.

Fast bei der Quelle des Baches Kidron traten wir in den Ölgarten. Wir stiegen am Eingange ab, um die Stationen zu Fuße zu besuchen. Das Dorf Gethsemane lag in einiger Entfernung davon. Wir besahen zuerst das Grab der heiligen Jungfrau, eine unterirdische Kirche, zu der man auf fünfzig Stufen hinabsteigt. Maria ist zwar nicht zu Jerusalem gestorben, sie wurde aber nach der Meinung mehrerer Kirchenväter zu Gethsemane von den Aposteln begraben. Hierauf traten wir in die Grotte, wo der Erlöser blutigen Schweiß vergossen hatte, indem er die Worte aussprach: „Vater, ist's möglich, so laß diesen Kelch vorübergehen." Einige Schritte davon sieht man außerhalb die Stelle, wo Jesus von Judas mit einem Kusse verrathen ward. Weiter oben auf dem Gebirge zeigte man uns eine Moschee, ehemals eine Kirche, die auf die Stelle erbaut wurde, von wo aus der auferstandene Heiland vor den Augen seiner Jünger gen Himmel fuhr. Man sieht auf dem Felsen noch die angebliche Spur seines Fußes.

Wir kehrten in die Stadt zurück und besahen auch die Denkmale, die mehr der neuen, als der alten Zeit angehören. Jerusalem wurde, nach seiner Zerstörung durch Titus, vom Kaiser Hadrian wieder gerade auf die Stelle aufgebaut, auf der es heute steht. Wir bestiegen zuerst die Citadelle, die in Trümmern liegt, aber gerade an dem Orte seyn soll, wo sich sonst die Burg Davids befand. Sie hat nichts Merkwürdiges und ist eine gothische Festung mit innern Höfen, bedeckten Wegen, Gräben, wie es dergleichen überall gibt. Ich sah nicht eine einzige Kanone darin.

Wir verfolgten hierauf eine Straße, die sich von Westen nach Osten zieht, und die man die Straße des Bazars zu nennen pflegt; sie ist die Hauptstraße und der schönste Theil von Jerusalem. Allein welche Veränderung, welches Elend! Wir begegneten keinem Menschen, denn die meisten Einwohner hatten sich bei der Ankunft des Pascha in die Gebirge zurückgezogen.

Rechts vom Bazar, zwischen dem Tempel und dem Fuße des Berges Zion, sahen wir das Quartier der Juden. Diese, durch ihr Elend geschützt, waren nicht vor dem Pascha geflohen. Sie saßen alle zerlumpt in dem Staube Zions, und suchten die Insekten, die sie verzehrten, die Augen auf den Tempel geheftet.

Von da begaben wir uns in das Haus des Pilatus, um durch ein Fenster die Moschee des Tempels zu besichtigen. Es ist jedem Christen bei Todesstrafe verboten, auch nur den Vorhof zu betreten, der diese Moschee umgibt. In einiger Entfernung von dem Gerichtshause des Pilatus sahen wir die Ruinen des Palastes des Herodes.

Die Stadt ist übrigens nichts als ein Haufen Schutt und Trümmer, in welchen es den Bewohnern gefallen hat, einigen wüsten und öden Gegenden den Namen Straßen zu geben, von denen jede ihren eigenen Namen hat.

Noch habe ich ein Wort von dem Kloster zu sagen, das mir zum Aufenthalt diente. Das Zimmer, welches ich bewohnte, hieß das große Pilgergemach. Das Geräthe bestand in einem Hospitalbette mit Vorhängen von grünem Wollenzeuge, einem Tisch und einem Koffer. Meine Bedienten waren in zwei Zellen ziemlich fern von mir. Ein Krug mit Wasser und eine italienische Lampe waren Alles, was ich zur Hand hatte. Die Pilger speisen nicht, wie zu Jaffa, mit den Vätern. Man trägt ihnen allein auf, und sie begehren so viel sie wollen. Sind sie arm, so werden sie unentgeldlich gespeist; sind sie reich, so bezahlen sie, was für sie gekauft wird. Das Kloster selbst bekömmt keinen Heller davon. Quartier, Bette, Licht, Wäsche werden stets unentgeldlich aus Gastfreundschaft gegeben.

Man hatte einen Koch besonders für mich bestimmt. Ich bekam gewöhnlich eine Linsensuppe mit Öl zubereitet, dann Kalbfleisch mit Gurken und Zwiebeln, und geröstetes Lamm- oder Schöpsenfleisch mit Reis. Rindfleisch ißt man hier nicht, und das Büffelfleisch hat einen rohen Geschmack. Als Braten hatte ich zuweilen Tauben, auch eine Art weißer Repphühner, *Repphühner der Wüste* genannt. Wildpret ist in der Ebene von Rama und in den Gebirgen von Judäa sehr gemein; es besteht in Repphühnern, Schnepfen, Hasen, wilden Schweinen und Gazellen.

Der Wein von Jerusalem ist trefflich. Er wächst noch immer wie sonst auf den Hügeln von Bethlehem. An Früchten genoß ich große Rosinen, Datteln, Granaten, Melonen, Äpfel und Feigen. Das im Kloster gebackene Brod war gut und schmackhaft.

Jerusalem gehört zu dem Gebiete des Pascha von Damask und steht also unter der Willkühr eines fast unabhängigen Befehlshabers und seiner Unterbeamten. Die Plackereien und Bedrückungen, welche sich letztere erlauben, sind unbeschreiblich; der Pascha selbst ist aber

die größte Geißel der Einwohner von Jerusalem. Man fürchtet seine Ankunft, als ob feindliche Heerbanden kämen, man schließt die Buden, man verbirgt sich in unterirdischen Gemächern, man legt sich todtkrank auf die Matte, oder entflieht in's Gebirge. Eines seiner gewöhnlichsten Erpressungsmittel besteht darin, für alle Lebensbedürfnisse einen sehr niedrigen Preis zu bestimmen. Das Volk ruft freudig Wunder; aber die Verkäufer schließen ihre Buden. Die Theurung beginnt. Der Pascha läßt indeß heimlich mit den Kaufleuten unterhandeln, und ertheilt ihnen endlich für eine gewisse Summe die Erlaubniß, zu verkaufen so hoch sie wollen. Natürlich suchen die Kaufleute das Geld, welches sie dem Pascha gegeben haben, wieder an den Waaren herauszuschlagen, und steigern die Lebensmittel zu unerschwinglichen Preisen.

Noch erlaubte sich der Pascha bei meiner Anwesenheit eine weit sinnreichere Erpressung. Er hatte seine Leute ausgeschickt, die Ackerbau treibenden Araber jenseits des Jordans zu plündern. Die guten Leute, die doch ihren Miri schon bezahlt hatten, wurden mitten unter ihren Zelten und Heerden überfallen. Man nahm ihnen 2200 Ziegen und Schafe, 94 Kälber, 1000 Esel und 6 Stuten der besten Art. Die Kameele allein entkamen. Und was machte nun der Pascha mit dieser Menge Vieh? Ein Europäer wird es wohl schwerlich errathen. Er schätzte jedes Thier zu einem Preise, der zweimal seinen Werth überstieg, jede Ziege und jeden Hammel zu 20 Piastern und jedes Kalb zu 24 (ein Piaster ist 54 kr. rhn.). Die geschätzten Thiere wurden den Fleischern und verschiedenen andern Einwohnern von Jerusalem und den Vorstehern der benachbarten Dörfer zugesandt. Jeder mußte bei Todesstrafe um den gesetzten Preis nehmen, was man ihm geschickt hatte. Die erbeuteten Esel und Pferde blieben den Reitern.

Ich hatte alle Merkwürdigkeiten von Jerusalem gesehen; ich kannte das Innere und das Äußere dieser Stadt, und bereitete mich nun zur Rückkehr. Noch einmal durchwanderte ich aber vorher die Stadt. Ihre Häuser sind plumpe, viereckige, sehr niedrige Massen ohne Schornsteine und ohne Fenster. Sie haben oben platte Terrassen oder Kuppeln und sehen mehr Gefängnissen und Gräbern, als bürgerlichen Wohnungen ähnlich. Man verirrt sich in schmalen, ungepflasterten Straßen, die auf einem ungleichen Boden auf- und niedersteigen; man geht durch Staubwolken oder zwischen rollenden

Kieseln. Schirmdächer, die von einem Hause zum andern ausgespannt sind, machen dieses Labyrinth noch dunkler, und bedeckte stinkende Bazars rauben der verödeten Stadt vollends das Licht. In einigen elenden Buden sieht man nur armselige Waaren. Niemand ist auf den Straßen, Niemand vor den Thoren der Stadt. Zuweilen nur schleicht ein Bauer durch die Dämmerung, und verbirgt, die Raubsucht der Soldaten fürchtend, die Früchte seiner Arbeit. Man vernimmt kein Geräusch in der gottesmörderischen Stadt, als den Hufschlag der Pferde aus der Wüste, es ist ein Janitschar, der den Kopf eines Beduinen bringt, oder ausgeschickt wird, Bauern zu plündern. Siebenzehnmal ist Jerusalem nach und nach zerstört worden, und in einem Zustande der Zerstörung scheint es noch heute. Man möchte mit dem Propheten Jeremias ausrufen: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Sie ist wie eine Wittwe! die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Die Straßen gegen Zion liegen wüste, weil Niemand auf ein Fest kömmt; alle ihre Thore stehen öde, ihre Priester seufzen, ihre Jungfrauen sehen jämmerlich. Ach, du Tochter Jerusalem, wem soll ich dich vergleichen, und wofür soll ich dich rechnen, du Tochter Zion? Alle, die vorübergehen, klappen mit den Händen und pfeifen dich an, und schütteln den Kopf über die Tochter Jerusalem. Ist das die Stadt, von der man sagte, sie sey die schönste, und der sich das ganze Land freute?"

Jerusalem ist von so geringem Umfange, daß es in einer Stunde bequem umgangen werden kann. Die öden Berge machen das Äußere so traurig, als das Innere.

Mit tiefer Traurigkeit nahm ich Abschied von den frommen Mönchen, die mich so liebreich aufgenommen hatten, und dankte ihnen für ihre Gastfreundschaft. Ich ließ sie zurück wie Verbannte in einem Lande der Sklaverei.

Am 12. Oktober stieg ich mit Ali-Aga, Johann, Julius und dem Dragoman zu Pferde und bei Sonnenuntergang zogen wir durch das Pilgerthor aus der Stadt. Ich sah am Gebirge nochmals zurück nach Jerusalem und erblickte zum Letztenmal den Dom der Kirche des heiligen Grabes, der über die hohen Mauern hervorragte. Er wird fortan nicht mehr von dem Pilger begrüßt werden, denn die Flammen haben ihn seitdem verzehrt, und das Grab des Heilands ist vielleicht noch jetzt den Unbilden der Witterung ausgesetzt.

Als ich so die Stadt noch eine Zeit lang betrachtet hatte, nahm ich meinen Weg in das Gebirge, das sich vor mir öffnete, und kehrte nach Jaffa zurück, wo ich mich wieder einschiffte.

Chateaubriand.

57.

Rio Janeiro und seine Umgegend.

Am Morgen des 14. Julius erschien endlich im Westen gleichsam im Nebel schwimmend eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmählig zertheilten sich die täuschenden Wolken, und wir erkannten in grauer Ferne deutlich ein waldiges Gebirg von Brasilien, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend, klar und helle, und bald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erhoben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsen, Berge, von den Wellen des Meeres bespült. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspektive uns nähernd, bis zu seinen colossalen Felsenthoren und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte. Bis wir die Erlaubniß erhielten, weiter zu segeln, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannigfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten.

Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze, und aus ihrem lebendigen Grün blinken zahlreiche weiße Häuser, Kapellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühne Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Üppigkeit und Fülle eines Palmenwaldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen herrlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unsern erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt, von der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir Abends fünf Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unser Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continents hinabrauschte, und der Donner der Kanonen

mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise verkündete.

Am Morgen des folgenden Tages ließen wir uns, durch das bunte Gewimmel europäischer Schiffe und kleiner, mit Negern und Mestizen besetzten Canots hindurchsegelnd, an's Land bringen. Mit vieler Mühe nur konnten wir uns von der lärmenden Menge schwarzer und brauner, halbnackter Menschen befreien, welche uns mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit ihre Dienste anboten. Endlich gelangten wir zu dem italienischen, damals in der Hauptstadt Brasiliens einzigen Gasthause, wo wir für das erste Bedürfniß Unterkunft fanden. Nach einigen Tagen aber mietheten wir ein kleines Haus in der Vorstadt St. Anna, welches sich uns durch seine erhöhte Lage, am Abhang einiger Hügel, empfahl. Wir trafen bald zu unserm Vergnügen den äußerst gefälligen, durch seine Weltumseglung mit Kapitän von Krusenstern bekannten russischen Staatsrath und Generalconsul von Langsdorf, welcher uns mit Herzlichkeit empfing. Auch mehrere teutsche Landsleute, die sich in merkantilischen Geschäften hier niedergelassen hatten, suchten uns, wo immer möglich, nützlich zu werden. Auf Veranlassung des österreichischen Ministers von Neveu erhielten wir alsbald einen königlichen Geleitsbrief (Portaria), welcher uns freie Bereisung und Untersuchung der Provinz von Rio de Janeiro erlaubte, und uns in jedem vorkommenden Bedürfniß der Hilfe der obrigkeitlichen Personen nachdrücklich empfahl.

Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluß der Industrie-Produkte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Außenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, daß er sich in einem fremden Welttheile befinde, ist vor Allem das bunte Gewühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihm, als die arbeitende Klasse, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuß an's Land setzt.

Übrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm, als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen verletzt das Gefühl des Europäers, der sich so eben aus dem Vaterlande feiner Sitten und gefälliger Formen versetzt sieht.

Rio de Janeiro oder eigentlich St. Sebastiano, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief nach Norden in das feste Land erstreckt, als man bis zum Ankerplatz rechnet. Der ältere, nordöst-

liche Theil der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten, und durch viele rechtwinklige Querstraßen in Quadrate abgetheilt. Ein großer Platz im Westen der Altstadt, Campo de St. Anna, trennt diese von der Neustadt. Letztere, meist erst seit Anwesenheit des Hofes entstanden, hängt durch eine über einen Meeresarm geschlagene Brücke mit dem südwestlichen Viertel und dem königlichen Lustschloß St. Christovao zusammen. Die Straßen sind größtentheils mit Granitsteinen gepflastert, jedoch werden sie sehr sparsam, und fast nur einige Stunden der Nacht, mittelst der an den Muttergottesbildern befindlichen Laternen, erleuchtet. Vorzüglich gewähren einige Klostergebäude und der bischöfliche Palast, besonders vom Meere aus eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche, nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Karmeliten-Kloster vergrößert und für die königliche Familie eingerichtet wurde, ist keineswegs in dem großen Style europäischer Residenzen erbaut, und erscheint im Äußern nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Das schönste und zweckmäßigste Denkmal der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweist, ist die im Jahre 1740 vollendete Wasserleitung, durch deren hochgewölbte Bogen das Trinkwasser zu den Fontänen der Stadt geführt wird. Übrigens scheint es, daß sich hier die Baukunst schneller als die übrigen Künste vervollkommnen werde. Die Anwesenheit des Hofes fängt schon an, günstig auf den Geschmack der Baukunst zu wirken, wie unter andern das neue Münzgebäude und mehrere Privathäuser beweisen; auch ist man noch immer begriffen, die Stadt durch neue Gebäude zu verschönern.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, als der hiesige, ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse und die Märkte stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. — Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin- und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen, zweiräderigen Ochsenkarrens, auf welchem die Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den aus allen Weltgegenden ein-

laufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, — vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio machen Portugiesen, oder deren Abkömmlinge, sowohl weißer als gemischter Farbe aus. Amerikanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen. Sie vermeiden wo möglich die Stadt, und erscheinen nur äußerst selten und zufällig, gleich Zugvögeln, in dem ihnen fremdartigen Geräusche. Der erste ursprüngliche Amerikaner, den wir hier sahen, war ein Knabe vom menschenfressenden Stamme der Botocudos; er befand sich in dem Hause unsers Freundes von Langsdorf; er war bei einem Gefechte mit den Wilden gefangen worden, und ging seinem nunmehrigen Gebieter beim Einsammeln von Naturalien an die Hand.

Vor der Ankunft des Königs bestand die Gesammtbevölkerung von Rio aus etwa 50,000 Seelen, so zwar, daß die Anzahl der schwarzen und farbigen Einwohner jene der weißen um ein Beträchtliches überstieg. Im Jahre 1819 hingegen zählte die Stadt, und was zu ihr gerechnet wird, 110,000 Einwohner. Man darf annehmen, daß seit dem Jahre 1800 nach und nach über 40,000 Portugiesen aus Europa hieher gekommen sind. Diese bedeutende Einwanderung von Portugiesen, wozu noch eine Menge Engländer, Franzosen, Holländer, Teutsche und Italiener kommen, welche sich, nach Eröffnung des Hafens, theils hier als Kaufleute, theils als Handwerker niederließen, mußte nothwendig auf die Veränderung des Charakters der Einwohner wirken, und das frühere Zahlverhältniß der weißen Menschen zu den schwarzen und farbigen ganz umkehren. Durch den König wurden auch viele Gutsbesitzer und andere reiche Privatpersonen, die im Innern des Landes lebten, nach der Hauptstadt gezogen, von wo aus sie, bei der Rückkehr in ihre Heimath, bekannt mit dem Luxus und der Lebensweise des Europäers, Einfluß auf die übrigen Klassen des Volkes zu äußern anfingen. Selbst die entferntesten Provinzen des jungen Königreichs, deren Einwohner, von Neugierde, Eigennutz oder Privatverhältnissen bestimmt, Rio besuchten, gewöhnten sich bald, die Sitten, welche, nach der Ankunft des Hofes, als europäisch auffielen, anzunehmen. Überhaupt ist der Einfluß des Hofes zu Rio auf Brasilien in jeder Beziehung nicht

zu berechnen. Der König bezeichnete seine Gegenwart in dem jungen Reiche durch Errichtung derselben Behörden und Obertribunale, welche in Portugal bestehen. Englische Maschinisten und Schiffsbauer, schwedische Eisenarbeiter, französische Künstler und Fabrikanten wurden von der Regierung zur Verbreitung der Nationalindustrie und nützlicher Kenntnisse gerufen.

Das gastfreie Haus des Herrn von Langsdorf war für viele in Rio anwesende Europäer am Abend ein sehr angenehmer Vereinigungspunkt. Es herrschte hier stets der Geist froher und belebter Unterhaltung, die durch das musikalische Talent der Hausfrau noch mehr erhöht wurde. Eine so große Menge von Naturforschern, wie gerade zur Zeit unsers Aufenthalts, war aber hier noch nie vereinigt gewesen. Die gegenseitige Mittheilung der Beobachtungen und Gefühle, welche uns allen der Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Natur einflößte, gewann doppelten Reiz durch die Anmuth der Umgebung. Herr von Langsdorf bewohnte nämlich ein kleines Landhaus am Abhang der Hügelreihe, welche sich südwestlich von der Stadt hinzieht, und genoß von da aus, mitten zwischen den duftenden Gebüschen Brasiliens, eine entzückende Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts läßt sich mit der Schönheit dieses Ortes vergleichen, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber sind, und leichte Winde, vermengt mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlen. Dieser Genuß steigt immer höher, sobald die Nacht sich über das Land und die aus der Ferne glänzende See ausbreitet, und die ruhig gewordene Stadt sich allmählig erleuchtet. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Beobachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hellleuchtend zwischen schweren, sonderbar gruppirten Wolken und die von ihm beleuchteten Gegenstände treten mit hellen und scharfen Umrissen hervor. Kaum regt sich ein Lüftchen, plötzlich fällt ein Wind ein, und die Bäume lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallen langsam über dem stillen Dache, welches sie beschatten; helle Töne der Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort, und versenken durch ihre Einförmigkeit in süße Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt

dazwischen ein Bach den Berg hinab, und mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte. Stets abwechselnd öffnen die Blüthen in der Nacht ihre Kelche, und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches. Während die stille Pflanzenwelt, von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte ohne Unterlaß feurige Blitze, und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Firmamente über Festland und Ocean prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor Kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath nicht mehr mit Sehnsucht, da ihm hier durch die reiche Natur ein zweites Vaterland geworden ist. Man kann in Rio diese schönen Nächte ohne Besorgniß vor Krankheiten genießen; jedoch ist es rathsam, jene Momente, wo nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung der Luft eintritt und der erste Nebel fällt, nicht im Freien zuzubringen. Der frühe Morgen scheint übrigens auf den Körper immer weniger nachtheilig zu wirken, als der Abend, weil mit der wiederkehrenden Sonne die unterdrückte Transpiration sich sogleich wiederherstellt. In dem Mittelstande der Bürger von Rio, welcher die Sitten Portugals noch nicht ganz angenommen hat, genießt man verhältnißmäßig nicht viele animalische Nahrung, indem man sich mit den trefflichen Früchten und mit dem aus Minas eingeführten Käse, welcher, nebst einigen Früchten auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Weizenbrod ißt der Brasilianer nur sparsam. Neben der Einfachheit der brasilianischen Speisen ist es auch die rühmliche Mäßigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heißen Erdstriches zu Statten kömmt. Der Brasilianer ißt von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt größtentheils Wasser, und genießt überdieß von Allem mit großer Regelmäßigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am Abend nimmt er weislich fast nichts zu sich, höchstens trinkt er eine Tasse Thee oder Kaffee, und meidet besonders Nachts den Genuß kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Übereinstimmung mit der Natur des Klima's bewahrt ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinn und Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist es deßhalb den Fremden zu rathen, eine gleiche Diät wie der Brasi-

lianer zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien, während der heißesten Tageszeit, wo alle Straßen von Menschen leer sind, dem tödtlichen Sonnenstiche, noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen. Nahe am Meere liegt die öffentliche Promenade, ein kleiner mit Mauern umgebener Garten. Seine schattenreichen Alleen, zwischen welchen die prächtigsten Blumenbüsche prangen, sind am Abend, wenn die Seewinde die Hitze mildern, allerdings sehr einladend. In der Nachbarschaft dieser Promenaden bieten auch die Viktualienmärkte dem europäischen Ankömmling einen interessanten Anblick dar. Vorzüglich reich an den sonderbarsten Gestalten von allerlei Fischen, Krebsen und Seeschildkröten ist der neue, zunächst dem Meeresufer gelegene Fischmarkt. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Platzes zieht das lärmende Geschrei der zum Verkaufe aufgestellten Papageien, anderer einheimischen Thiere und aus fremden Welttheilen hergebrachter Vögel im schönsten Federschmucke die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Gemüsemarkt werden neben den in Europa gebräuchlichen Arten von Kohl, Gurken, Salat, Lauch, Zwiebeln, auch Vegetabilien von indischer und afrikanischer Abkunft feilgeboten.

Wenige Tage nach unserer Ankunft wurden wir von Einem unserer Landsleute eingeladen, einem Kirchenfeste beizuwohnen, welches die Neger am Tage ihrer Schutzpatronin Nossa Senhora do Rozario anstellten. Eine Kapelle füllte sich gegen Abend mit einer unzähligen Menge schwarzer und brauner Leute, und das Orchester der Neger stimmte eine fröhliche, fast lustige Musik an, auf die eine Kanzelrede folgte; Raketen und Prasselfeuer vor der Kirche im Angesicht der stillen See mußten die Feierlichkeit erhöhen. In dem Beobachter erregt der Anblick der unter die edleren Verhältnisse europäischer Civilisation versetzten Söhne Afrika's zwei ganz verschiedenartige Gefühle; er bemerkt nämlich einerseits mit Freude die Spuren von Humanität, welche sich allmählig in dem Neger durch die Nähe der Weißen entwickeln, anderseits muß er aber darüber trauern, daß es eines so grausamen und die Menschenrechte verletzenden Instituts, wie der Sklavenhandel ist, bedurfte, um jener erniedrigten, in ihrem Lande selbst verwahrlosten Menschenklasse die erste Schule für Bildung zu ertheilen. Dieselben Gefühle wurden noch lauter in uns, als wir auf dem Sklavenmarkte einen jungen Neger für uns zum Kaufe aussuchen mußten. Die meisten Negersklaven, welche gegen-

wärtig nach Rio gebracht werden, sind von Kabinda und Benguela. Sie werden in ihrem Vaterlande, auf Befehl der Häuptlinge, aufgefangen, und im Tausche gegen europäische Waaren verhandelt; vor der Ablieferung an die Sklavenhändler läßt ihnen der Gewalthaber ein gewisses Zeichen im Rücken oder an der Stirne einbrennen. Mit einem Stücke wollenen Tuches um die Lenden bekleidet, packt man sie dann, oft in unverhältnißmäßig großer Zahl, in die Schiffe, und führt sie ihrer neuen Bestimmung zu. Sobald solche Sklaven in Rio anlangen, werden sie in der Straße Vallongo, nahe am Meere, in hiezu gemietheten Häusern einquartiert. Man sieht hier Kinder vom 6ten Jahre an und Erwachsene beiderlei Geschlechts von jedem Alter. Sie liegen halbnackt der Sonne ausgesetzt in dem Hofraume oder außerhalb der Häuser umher, oder sind, nach den Geschlechtern getrennt, in einzelne Zimmer vertheilt. Ein Mulatte, oder ein alter, durch langen Dienst erfahrener Neger besorgt die Nahrung und die nöthige Pflege der Ankömmlinge. Ihre hauptsächlichste Nahrung ist Maismehl mit Wasser gekocht, seltener Salzfleisch. Negern und Negerinnen, die sich gut aufführen, wird zur Belohnung Schnupf- oder Rauchtabak gereicht. Die Nächte bringen sie auf Strohmatten, mit wollenen Decken versehen, zu. Sehr viele dieser Sklaven gehören dem Regenten, und werden als Tribut aus den afrikanischen Colonien hieher gebracht. Wer nun Sklaven kaufen will, begibt sich, um die Auswahl zu treffen, nach Vallongo, wo jeder Aufseher die ganz nackten Sklaven in Reihe und Glied zur Prüfung aufstellt. Der Käufer sucht sich theils durch Befühlung des ganzen Körpers, theils durch die raschen Bewegungen von der Körperkraft und Gesundheit derselben zu überzeugen. Ist die Auswahl getroffen, so wird der Kaufpreis, welcher sich hier für einen gesunden männlichen Neger auf 350 — 700 Gulden beläuft, festgesetzt, wobei der Verkäufer gewöhnlich noch für die innerhalb 14 Tage zu entdeckenden körperlichen Gebrechen gutsteht. Der Käufer nimmt hierauf seinen Klienten, den er nach Bedürfniß zu einem Handwerker, Eseltreiber oder Bedienten bestimmt, mit sich hinweg. Der neue Eigenthümer ist jetzt unumschränkter Herr über die Arbeit und Erzeugnisse des Sklaven. Bei unmenschlicher Behandlung desselben ist er aber der Strafe der Polizei oder der Gerichte unterworfen. Letztere sorgen dagegen auch durch besondere Anstalten, entflohene Sklaven den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zuzustellen, und be-

strafen die Flüchtlinge, bei wiederholter Flucht, durch Anlegung eines eisernen Ringes um den Hals. Will der Herr die Unarten seines Sklaven nicht selbst strafen, so geschieht dieß, nach Erlegung einer gewissen Summe, von der Polizei. Übrigens bürgern sich die Neger hier, wie in Brasilien überhaupt, leicht ein. Es ist dieses die Folge ihres leichtsinnigen Temperaments sowohl, als der Ähnlichkeit des Klima's mit dem ihres Vaterlandes und der Milde, womit sie in Brasilien behandelt werden.

Vor der Versetzung des Hofes von Lissabon nach Rio war der Handel dieser und aller andern Städte Brasiliens lediglich auf Portugal beschränkt. Der portugiesische Handelsstand bestimmte daher selbstständig nicht nur die Preise aller Produkte Brasiliens, da Letzteres nur an ihn verkaufen durfte, sondern konnte auch überdieß die Rückzahlungen mit den Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes und unter den von ihm ausgehenden Bedingungen machen. So hatte Lissabon in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts eine Thätigkeit und einen Reichthum erworben, die es nach London zum ersten Handelsplatze der Welt erhoben. Nachdem aber ein königlicher Befehl im Jahre 1808 die Selbstständigkeit des brasilianischen Handels begründete, änderte sich dieses Verhältniß in kurzer Zeit. Von der Freigebung des brasilianischen Commerzes, welchen die Eifersucht des Mutterlandes bisher gelähmt hatte, und von der Eröffnung der Häfen für alle Nationen datirt sich eine neue Epoche in der Geschichte Brasiliens. Man darf annehmen, daß von allen Maaßregeln, welche die Regierung seit ihrer Auswanderung in die ehemalige Colonie ergriffen, keine einen so denkwürdigen Umschwung und eine so große Veränderung in allen Beziehungen hervorgebracht habe, als eben diese. Ohne Zweifel ist auch diese Veränderung Brasilien heilsamer als Portugal. Letzteres wird, nachdem das vorige enge Band zwischen ihm und der ehemaligen Colonie gelöst worden ist, niemals zu dem frühern commerziellen Glanze zurückkehren.

Den Lockungen jener schönen Natur, welche sich unmittelbar vor unsern Fenstern in allem Glanze des Südens entfaltete, widerstanden wir nur so lange, bis wir die dringendsten Bedürfnisse unserer häuslichen Einrichtung befriedigt hatten. Vorzüglich war es das benachbarte, in dichtes Grün gehüllte Gebirge, was uns mächtig anzog, und dorthin unternahmen wir auch unsere erste Wanderung. Kaum hatten wir die Straßen und das Geräusch der Stadt hinter uns,

so standen wir wie bezaubert mitten in einer fremden, üppigen Natur. Bald waren es buntfarbige Vögel, bald blendende Schmetterlinge, bald die wunderbaren Formen der Insekten und der von den Bäumen herabhängenden Nester von Wespen, bald die lieblichsten, durch das enge Thal und an dem sanft ansteigenden Hügel zerstreuten Pflanzen, welche unsere Blicke auf sich zogen; genug, wir glaubten uns in ein Zauberland versetzt zu sehen. Endlich gelangten wir auf die Terrasse der Anhöhe, längs welcher das Quellwasser in die Stadt hinabgeleitet wird. Eine entzückende Aussicht auf den Hafen mit seinen zahlreichen Masten und Flaggen, und die am Fuße der anmuthigsten Hügel ausgebreitete Stadt, deren Häuser und Thürme im Sonnenglanze schimmerten, entfaltete sich vor unsern Augen. Lange fesselte uns der zauberische Anblick einer großen europäischen Stadt, welche sich hier erhebt. Wir verfolgten hierauf den Weg längs den Krümmungen der Wasserleitung. Zwischen den waldigen Hügeln eröffnen sich bunt abwechselnd romantische Aussichten in die Thäler hinab. Manchmal wandert man über freie Plätze, wo ein grelles Sonnenlicht von dem blumenreichen Boden, oder dem glänzenden Laube der benachbarten hohen Bäume zurückstrahlt; manchmal tritt man in ein kühles, schattenreiches Laubgewölbe. Der Wald, zu welchem man endlich gelangt, bildet ein Dickicht, woraus sich ungeheure Stämme von wolletragendem Bombax, von silberblättrigen Cecrogien, stachligen Brasilienholzbäumen, schlanke Schäfte der Kohlpalme und viele andere, zum Theil noch namenlose Zierden der Wälder erheben. Der majestätische Anblick, die sanfte Ruhe und Stille dieser Wälder, welche nur durch das Schwirren der bunten, von Blume zu Blume fliegenden Colibris und durch die wunderbaren Töne fremdartiger Vögel und Insekten unterbrochen wird, wirken mit einem Zauber von ganz eigener Art auf das Gemüth des gefühlvollen Menschen, der sich hier im Anblicke des herrlichen Landes gleichsam neugeboren fühlt.

Auf dem Rückwege schimmerte uns aus dem Gebüsche eine einsame Hütte entgegen. Sie gehört dem Grafen von Hogendorp, der, bedrängt von den Schicksalen der letzten Zeit, hier, fern von Menschen und Politik, im Umgang mit der freien Natur seine Tage verlebt, und es nicht unter der Würde hält, seine Subsistenz durch Bereitung von Kohlen und Bäumen seines Landgutes für die Stadt zu sichern. Wir hatten ihn schon früher kennen gelernt, und

bewunderten die Standhaftigkeit und den Charakter eines Mannes, der, entfernt vom Geräusche unstäter Verhältnisse, in der kleinen Behausung und im Anblicke des von Helena herwogenden Meeres sich glücklich fühlt.

Einen nicht minder interessanten Ausflug machten wir nach Tijuca, einem ehemals von den Einwohnern häufig besuchten Ort, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt. Der Weg führt auf der großen Straße vor dem königlichen Lustschlosse von St. Christovao vorbei, welches nach der Ankunft des Monarchen erbaut und durch die Verschönerung der umgebenden Gärten zu einem lieblichen Aufenthaltsorte gemacht worden ist. Städter und Landleute zu Fuß und zu Pferde, und zwar nicht selten zwei Personen auf einem einzigen Thiere, beleben diesen Weg. Es ist erfreulich, in dieser paradiesischen Gegend schon die Spuren europäischer Betriebsamkeit, fleißig angebautes Land und schöne Landhäuser zu erblicken. Zwischen häufigen Landsitzen hindurch gelangt man endlich zu der Höhe, auf welcher man durch eine herrliche Aussicht belohnt wird.

Der Tag neigte sich bereits, als wir hier ankamen, und wir wünschten, von unserer Fußreise müde, hier ein Nachtquartier zu finden. Ein schmaler Pfad führte uns endlich zu einem Häuschen mitten im Walde, wo wir mit einigen gerösteten Bataten und einer hölzernen Bank als Nachtlager vorlieb nehmen mußten. Der Himmel war majestätisch gestirnt; ein blasses Licht lag auf den dunkeln Wäldern; nur das Rauschen ferner Gewässer unterbrach die Stille dieser Einsamkeit, und in Betrachtung dieser Herrlichkeiten versenkt, überließen wir uns heitern Gemüthes dem erquickenden Schlafe. Vor Anbruch des Tages zogen wir jenem Geräusche des Wassers nach und standen, als eben die Sonne aufging, an einem hohen Felsenabhange, von dem sich ein krystallheller Bach, zum Theil in Staubregen aufgelöst, fast 100 Fuß tief in das Rinnthal hinabstürzt. Im Grunde des Thales steht eine einfache, freundliche Hütte, in der uns ein achtungswerther französischer Maler, mit Namen Tonay, begrüßte, der, in stille Einsamkeit zurückgezogen, mit seiner Familie der schönen Natur lebt. Nur ungern verließen wir diesen Ort.

Auf unserm Rückwege kamen wir zur Kaffeeplantage des Herrn Doktors Lesersne, der ein großes Stück Landes gepachtet und mit 60,000 Bäumchen bepflanzt hat. Nach der Anweisung dieses

erfahrenen Pflanzers säet man die frischen Bohnen vorzüglich im Schatten anderer Kaffeebäume und hebt die Pflänzchen sammt der Erde aus, sobald sie eine Höhe von 10 — 12 Zoll erreicht haben. Die auf diese Weise behandelten Bäumchen bringen bereits nach 32 Monaten die ersten Früchte. Man steckt die Bäume in einer Distanz von 4 — 6 Fuß, und man läßt sie in der Mitte nur 12 Fuß wachsen, damit die Früchte desto leichter zu pflücken sind, und die Äste sich mehr in die Breite ausdehnen. Es gibt drei Lesen, welche fast das ganze Jahr hindurch beschäftigen; die erste fängt in Brasilien im Monate April an. Man nimmt nur die ganz reifen rothen Beeren, die sich leicht vom Stiele ablösen, und deren Samen sich ohne Mühe vom Fleische trennen. Diese Kirschen werden nun nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, auf einen Haufen geschüttet und der Fäulniß überlassen, sondern die ganze Frucht wird, wenn man besonders verfahren will, mit ihrem Fleische getrocknet, außerdem wird eine Art von Ölmühle angewendet, um das Fleisch wegzunehmen, und die nackten Samen werden bis zu vollkommener Trocknung über ein Monat lang der Sonne ausgesetzt. Der ganz dürre Kaffee wird in geflochtenen Körben an trocknen, dem Winde ausgesetzten Orten aufbewahrt.

Einigemale begaben wir uns auch in eine Pflanzschule für ausländische Gewächse, die den Namen eines botanischen Gartens führt, und eine Stunde von der Stadt entfernt ist. Daselbst führen mehrere schöne Alleen von Brodbäumen auf der Südseite zu einer in regelmäßige Quadrate abgetheilten Anlage, deren wichtiger Culturgegenstand die chinesische Theestaude ist. Bis jetzt sind 6000 Stämmchen derselben, drei Schuh weit von einander entfernt, in Reihen gepflanzt. Das Klima scheint ihrem Wachsthum günstig zu seyn; sie blühen in den Monaten Julius bis September und ihre Samen reifen vollkommen aus. Der Thee wird hier auf dieselbe Art wie in China gepflanzt, gepflückt und gedörrt. Die portugiesische Regierung hat auf die Cultur dieses Gewächses, von dessen Produkt aus China nach England jährlich für den Werth von 20 Millionen Thalern eingeführt wird, ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Man hat zu dem Ende einige hundert chinesische Colonisten hieher berufen, um durch sie die Vortheile des Baues und der Zubereitung des Thees bekannter zu machen. Diese Chinesen waren angeblich nicht von jenen Küstenbewohnern, welche sich

aus Noth vom Vaterlande hinweg nach Java und auf die benachbarten Inseln begeben, und dort Arbeit suchen, sondern man hatte Leute aus dem Innern dazu auserwählt, die mit der Cultur der Theepflanze vollkommen vertraut waren. Die meisten dieser Chinesen wohnen jedoch gegenwärtig nicht am botanischen Garten, sondern in der Nähe des königlichen Landgutes von St. Cruz bis auf einige wenige, welche hier zur Pflege der Theestaude und zur Einsammlung und Zubereitung der Blätter verwendet werden. Man bricht die Blätter dreimal im Jahre, und bringt sie auf gelind erhitzte Dörr-Öfen von Thon, worauf sie getrocknet und gerollt werden. Der Vorsteher der Anstalt gab uns Proben der verschiedenen Arten, welche hier erzeugt werden. Der Geschmack war kräftig, doch bei weitem nicht so ätherisch und fein aromatisch, wie der von guten chinesischen Sorten, sondern etwas erdig und rauh. Diese unangenehme Eigenschaft darf aber bei keinem Zweige der beginnenden Cultur ausländischer Gewächse entmuthigen, denn sie ist eine natürliche Folge der noch nicht vollendeten Angewöhnung an das Klima. Außer der Theestaude zeigte man uns noch mehrere ostindische Gewächse; den Zimmtbaum, den Gewürznelkenbaum, den Pfefferstrauch, den Muskatnußbaum u. a. m. Obgleich zum Theil erst einige Jahre alt, hatten doch die meisten dieser Bäume schon Früchte getragen. Eine fortgesetzte Pflege wird noch alle diese Gewächse hier einheimisch machen, denn der hiesige Boden scheint von Natur geeignet zu seyn, um die Produkte aller Klimate in sich aufzunehmen, und gleich dem ursprünglichen Vaterlande ausbilden zu können.

Unser Freund, Herr General-Consul von Langsdorf, hatte kurze Zeit zuvor, ehe wir nach Rio kamen, ein großes Landgut am Wege von der Nordseite der Bai nach Minas Geraees gekauft, auch eben angefangen, daselbst ein Landhaus für sich nebst den nöthigen Wirthschaftsgebäuden herzustellen. Wir folgten gerne seiner Einladung, diese neue Schöpfung, von der er uns ein reizendes Bild entwarf, in seiner Gesellschaft zu besichtigen. Das Landgut wird Mandiocca genannt, wegen der trefflichen Mandioccawurzeln, die hier gebaut werden. Unweit dieses Landsitzes betrat ich zum ersten Male einen brasilianischen Urwald. Diese Wälder führen darum diesen Namen, weil sie noch unentweiht durch eine menschliche Einwirkung dastehen, daher man sie in Brasilien auch jungfräuliche Wälder (Mato-Virgem) nennt. In ihnen weht den Wanderer

europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmälern ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Baumarten in europäischen, besonders in nördlichen Ländern, entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinen Nachbarn. Während die Wollbäume, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet, nur in beträchtlicher Höhe weithin ihre dicken Äste verbreiten und ihre gefingerten Blätter zu leichten, beweglichen Massen gruppiren, treiben die mächtig wuchernden Lecythen und der brasilianische Spreubaum schon aus geringerer Höhe viele dicht mit Blättern bedeckte Äste aus, die sich zu einem rund belaubten Gewölbe vereinigen. Die Jacuranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer doppelt gefiederten Blätter an; die großen, goldgelben Blumen dieser und der Ipe strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Auch die Spondias wölbt ihre gefiederten Blätter in leichte, längliche Formen zusammen. Ganz eigenthümlich und von größter Wirkung in dem Gemälde steht die Ambauba zwischen den andern hohen Gestalten der Urwälder da. Die glatten, weißgrauen Stämme erheben sich unter geringer Krümmung zu einer sehr bedeutenden Höhe; Weichheit und Härte, Steifheit und Schwung scheinen zugleich in den Umrissen des Baumes zu liegen, und dem Maler eine eben so interessante als schwierige Aufgabe zu machen. Die blüthenreichen Cansalpinien, die luftigen Lorbeerbäume, die hochstämmigen Geoffräen und Andiren, die Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern, die schlanken Cedrelen, die fiederblättrigen Ormosien, die Tagia mit heftig nach Knoblauch riechender Rinde, die Mania und tausend noch nicht gekannte Bäume stehen in bunter Reihe neben einander. Hie und da blickt zwischen dem frischen Grün die düstere Krone einer chilesischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt hier erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Wipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen

Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und niedrigeren Gewächsen, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannigfaltigkeit unter einander stehen. Die violetten Blüthen der Rhexien, die vollen Blumentrauben der Melastomen, Myrten und Eugenien, das zarte, mit niedlichen Blumen geschmückte Laub vieler Rubiaceen und Ardisien, dazwischen die sonderbare Blattbildung der Theoprasta, des Cochocarpus und rohrartiger Erdpalmen, die glänzenden Blüthenkolben des Costus, die sparrigen Hecken der Maranten, aus welchen sich ein schuppiger Farnbaum erhebt, prächtige Stiftien, stachelige Solanen, großblüthige Gardenien und Cautareen, alle durch die Guirlanden der Mikanien und Bignonien, die weitläufigen Ranken der honigduftenden Paulinien, der brennenden Dalechampien und der Bausinien mit seltsam gelappten Blättern dicht verflochten, die Schnüre blattloser, milchiger Lianen, welche von den erhabenen Gipfeln frei herabhängen, oder die stärksten Stämme eng umschlingen; endlich jene parasitischen Gestalten, durch welche veraltete Bäume wie mit dem Kleide der Jugend geschmückt sind, die grotesken Pathos- und Arum-Arten, die prachtvollen Blumen der Orchideen, die das Regenwasser aufbewahrenden Stauden der Bromelien, alle diese herrlichen Produkte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken erhält. Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Farben, Formen oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Natur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schwirren und Schmettern der Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume

überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbstgebahnten Straßen; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigen, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge eilen von Blume zu Blume. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich-weiße Idea und der große Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln, unverrückt am Stamme festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken, gleich Edelsteinen, aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jakus, Hoikus und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die blau, grün oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tukan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung der Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Flugs die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen, thut indessen die Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsch

bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme umpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegungen und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Kolibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pekari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hilfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cikaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun, gleich Irrlichtern, umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Nacht.

Aus von Spix und von Martius Reise.

Zweite Abtheilung.

1.

Kleanthes.

Kleanthes, ein junger Athener, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm. Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden. Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen. Gar zu gerne hätte nun Kleanthes dieses Zeno Unterricht genossen; aber wovon sollte er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? und wenn er wie ein Taglöhner arbeiten mußte, wie konnt' er denn in Zeno's Schule gehen? Kleanthes wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark. Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. „Wovon," sagten sie, „mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?" Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern ordentlich zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sehe, daß er sich etwas erwerbe. Die Richter ließen ihn vor sich kommen. Da nun Kleanthes hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärtner und die

Frau, für die er bisher gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe. Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschloßen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von tausend Thalern zu belohnen; aber sein Lehrer, Zeno, verbot ihm, dieß Geschenk anzunehmen. Warum mocht' er das wohl thun?

Campe.

2.

Ein wahrer Seelsorger.

Einer der vornehmsten Geistlichen speiste einst bei einem Prinzen vom Hause. Die Frau eines Taglöhners drang durch die Wache, und ließ den Prediger herausrufen. „Euer Begehren?" fragte der Prediger. — „O! mein Mann, Ihre Hochwürden, fleht Sie noch im Tode um Ihren Zuspruch an." Der Prediger fuhr sogleich in die Hütte des Kranken, und erquickte ihn mit seinem Troste. Zwei Kinder, in Lumpen gehüllt, zerfloßen vor dem Bette ihres sterbenden Vaters fast in Thränen. „Ihr könnt mir Etwas vermachen," sagte der Prediger zum Sterbenden. „Und was denn?" „Eure Kinder; ich werde für sie als Vater sorgen, und auch Euer Weib nicht verlassen." — Noch einmal flammte das Leben im Sterbenden empor. — „Gott vergelt's Ihnen! Sie sind ein Engel!" rief er, — und starb. Der Prediger nahm sogleich die Kinder in seine Kutsche nach Hause, und sorgte seitdem für sie, wie für seine eigenen Kinder; der Wittwe aber setzte er einen hinreichenden wöchentlichen Gehalt aus.

Schubart.

3.

Der errettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging unweit Presburg in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündel über die Haide. Seine Kleider waren dünn, und seine Strümpfe zerrissen. Ach! da fror's ihn sehr; er weinte, und die hellen Zähren froren ihm an die Augenwimper. „Lieber Gott!" seufzt' er, „weit und breit kein Dorf und keine Stadt, und keine Kohlhütte! ich werde erfrieren; ach, was wird meine Mutter sagen! — Mein Vater ist gestorben, und nun hat sie Niemand, der ihr Brod erwirbt!" — Er wollte laufen, aber seine

Glieder waren starr: er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf seinen Bündel und schlief ein. Ein Postknecht ritt vorbei, und sah ihn starr liegen; er bemerkte jedoch einige Lebenszeichen an ihm, ritt schneller, und zeigte es unterm Thor der benachbarten Stadt an. — „Was hilft's? bis wir hinauskommen, ist er todt!" sagten die Unempfindlichen. Ein armer Taglöhner ist in der Wachtstube, sich zu wärmen; der hört's, und ihm brach das Herz. Ohne ein Wort zu sagen, ging er auf die Landstraße, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher, und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit sich in die Stadt, und theilte sein Holz und seinen Tisch, ob er gleich selbst nicht Viel hatte, mit dem Handwerksburschen so lange, bis er im Stande war, weiter zu reisen. Kaiser Joseph II. erfuhr die schöne Handlung, rief den Taglöhner nach Wien, und belohnte ihn, wie er alle guten Handlungen, die ihm bekannt wurden, zu belohnen pflegte.

Schubart.

4.

Gerichte Gottes.

Merkwürdig ist die Geschichte eines angesehenen Bürgers, eines Vaters sieben wohlgewachsener Söhne, die aber sämmtlich stumm waren. Der Kummer über das Unglück seiner Kinder nagte dem Vater beständig am Herzen, und er konnte es nicht begreifen, wie ihn Gott vor andern Vätern so schrecklich heimsuchte. Einst führte er seine stummen Söhne auf einen benachbarten Meierhof, wo man bei einem alten Schweizer frische Milch, Butter und Käse aß. Der bedrängte Vater warf mitleidige Blicke auf seine Söhne, die gesund und rosenwangig um den Tisch saßen; aber — stumm waren. Thränen träufelten von seinen Wangen, und er ächzte gen Himmel: „O Gott! womit habe ich das verdient?" Der alte Schweizer, der dieß Alles bemerkte, nahm den Vater auf die Seite, und sagte mit teutscher Treuherzigkeit zu ihm: „Ich sehe wohl, es kränkt Euch, daß Eure Söhne stumm sind; aber mich wundert's nicht! Wißt Ihr noch, ich kenne Euch ja von Jugend auf, wie Ihr als Knabe den Vöglein Schlingen legtet, und wenn Ihr sie finget, ihnen die Zunge aus dem Halse risset, und sie mit boshafter Freude wieder fliegen ließet? — Wißt Ihr's noch? — Wie oft habe ich Euch gewarnt! — O, die Vöglein unter dem Himmel, die nun mit

ihrem Gesange Gott nicht preisen konnten, haben Euch verklagt, und Ihr sollt aus dem Munde Eurer Kinder nie den süßen Vaternamen hören."

Schubart.

5.

Feinden Gutes thun.

Herzog Leopold, der Morgarten berühmt gemacht hat, belagerte die Stadt Solothurn. Er hatte an der obern Seite derselben eine Brücke über die Aar geschlagen, die von Wolkengüssen so sehr anlief, und so ungestüm wüthete, daß die Brücke in großer Gefahr stand, weggerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brücke zu legen, daß sie desto mehr widerstehen möchte. In dieser Arbeit wuchs der Strom beständig, und zog Brücke, Truppen und Steine in's Wasser. Die von Solothurn hatten es wohl bemerkt, und sahen die Nothleidenden auf den Trümmern der Brücke gegen die Stadt zu fließen, und sich, so gut sie konnten, an den Pfählen, die sie ergriffen, festhalten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hilfe kommen, und die Leute von Solothurn hätten ihren Untergang befördern, oder ihm wenigstens zusehen können; aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleidens, gingen mit ihren besten Schiffen in's Wasser, und brachten sie an das Gestade; alsdann schickten sie Alle, die sie gerettet hatten, dem Herzoge wieder in sein Lager. Er empfand die Schönheit ihrer Handlung, und hob die Belagerung auf.

Bodmer.

6.

Der Näscher.

Der Hofrath Wallo, ein reicher Mann und Bewohner einer großen Stadt, war Vater eines achtjährigen Sohnes, der einer zügellosen Lüsternheit nach Näscherei ergeben war. Er trug nicht nur sein gesammtes Taschengeld zum Zuckerbäcker, sondern bemächtigte sich auch im Hause aller Leckereien, denen er heimlich beikommen konnte. Wollte man zum Beispiel die zierlich gedeckte Gasttafel mit einer kurz zuvor in's Haus gebrachten und nicht unter Schloß und Riegel verwahrten Torte schmücken, so hatte Julius bereits das bunte Fruchtfeld ihrer Oberfläche so rein geplündert, daß man das

entstellte Prachtstück nicht aufsetzen konnte. Weder Abmahnung noch Strafen waren vermögend, ihm diese Unart abzugewöhnen.

Der Vater betrübte sich darüber; aber die Mutter suchte ihn damit zu trösten, daß Julius seiner kindlichen Naschhaftigkeit bald entwachsen werde. „Nein, er entwächst ihr nicht;“ sagte Jener; „die Unart wächst im Gegentheil mit ihm. Benascht er einst keine Torten mehr, so wird er als Staatsbeamter Landkassen bestehlen. Die Fehler der Jugend vergrößern sich mit der Zeit zu Verbrechen.“

Eines Morgens war der Hofrath ausgegangen, kam in der Mittagsstunde zurück, und ein fremder Knabe trug ein hohes Kästchen von Mahagonyholz hinter ihm her. Wallo nahm es ihm auf der Hausflur ab, und ging damit in's Wohnzimmer.

„Sieh,“ sprach er zu seiner Gattin, „da hab' ich einen doppelten Einkauf gemacht. Das Kästchen fand ich in der Werkstatt eines geschickten Tischlers, und es gefiel mir so sehr, daß ich es kaufte. Um es jedoch nicht leer zu bringen, ließ ich mir's bei einem Zuckerbäcker mit Marcipan füllen, den wir bei der nächsten Gasterei zum Nachtisch anwenden wollen.“

Er öffnete das mit einem Schlosse versehene Kästchen, und zeigte den Marcipan. Die Hofräthin fragte nach der Zahl der kleinen, mannigfaltig gebildeten Stücke.

„Solche Kleinigkeiten zähle ich nicht;“ war seine Antwort. „Ich ließ mir den Kram zuwiegen, und wir wollen auch jetzt die Heerde nicht zählen, damit wir uns nicht ärgern, wenn etwa ein gewisser Wolf ein Paar Schäfchen entführen sollte.“

Er sah bei diesen Worten scharf auf den horchenden Julius, der sich getroffen fühlte, und erröthend sagte: „Du meinst mich, Vater! Ich will aber kein Wolf mehr seyn.“

„Halte Wort!“ sprach der Vater und drohte ihm mit dem Finger. „Vergehst du dich dießmal, so wird dir's übel bekommen.“

Er trug dann das Kästchen, das unverschlossen blieb, in ein anderes Zimmer, worin man dergleichen Sachen, die nicht sogleich gebraucht wurden, aufzubewahren pflegte. Nachher setzte man sich zu Tische.

Dem kleinen Näscher behagte das Essen nicht sonderlich, weil er bei jedem Bissen daran dachte, daß Marcipan süßer schmecke. Es ärgerte ihn, daß er vorhin ausdrücklich versprochen hatte, kein Raubwolf mehr zu seyn. Er hätte sonst gern die Zahl seiner

Sünden noch vermehrt. Die nahe Beute war gar zu lockend, und er konnte sich ihrer, da Zimmer und Kästchen unverschlossen waren, mit leichter Mühe bemächtigen.

Nach der Mahlzeit begleitete ihn der Gedanke an den wundersüßen Marcipan zu seinem Lehrer, bei dem er bis sechs Uhr aushalten mußte.

Als er zurück kam, schlich er an das Zimmer, das den Schatz enthielt. Er guckte durch's Schlüsselloch; das Kästlein stand noch an seinem Platze. Er versuchte leise, ob das Zimmer verschlossen sey; es ließ sich öffnen. Nun stand er, wie Herkules, am Scheidewege. Sollt' er den Lockungen der Lüsternheit folgen oder sich den Zügel der Enthaltsamkeit anlegen? Er sann und sann, trippelte bald von der Thüre hinweg, bald wieder dahin, sah und horchte links und rechts; und als weder Auge noch Ohr eine störende Bewegung vernahmen, husch! war er im Zimmer.

Wie der Habicht nach der Taube, schoß er auf das Kästchen zu, und riß es auf. Bestürzt fand er es leer; aber plötzlich, wie ein Pistolenschuß, fuhr ein Kerlchen, eine Spanne lang, aus dem Boden herauf, setzte eine Trompete an den Mund, und schmetterte so grimmig, als sollten die Todten auferstehen. Julius sprang fliehend nach der Thüre; man hatte sie von außen leise verschlossen. Er wollte durch's Nebenzimmer flüchten; dort trat ihm sein Vater, von zwei fremden Männern begleitet, entgegen. „Warte, mein Sohn!" sprach er, „wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden. Vorher aber will ich den Herold deiner Schande zum Schweigen bringen."

Er ging zum Kästchen, berührte eine verborgene Feder, und das lärmende Männlein verschwand.

„Es ahnte mir," fuhr er dann fort, „daß du deine Zusage nicht erfüllen würdest. Du wolltest dir, nach alter Gewohnheit, ein Stückchen Marcipan zueignen, geriethest aber in's Quartier eines Trompeters, der deinen bösen Willen so laut verkündigte, daß kein Läugnen stattfindet. Das Trompetenwerk kostet viel Geld; aber auch dir soll dein Wortbruch theuer zu stehen kommen. Sieh, der berühmte Herausgeber der Wespe, der Herr Doctor Zwickbold, dessen vielgelesene Wochenschrift eine fortlaufende Chronik aller hier vorfallenden Schandgeschichten ist, hat sich auf mein Ersuchen hieher bemüht, um den lustigen Vorgang niederzuschreiben, und ihn, mit öffentlicher Nennung deines vollen Namens, in der Wespe bekannt

zu machen. Um dich aber auch den Lesern von Person darzustellen, ist gegenwärtiger Herr Professor Griffel, unser Hogarth, gefällig entschlossen, dich und den kleinen Trompeter auf der Stelle nach dem Leben zu zeichnen, und das spaßhafte Blättchen, sauber in Kupfer gestochen, durch Stadt und Land mit der Wespe fliegen zu lassen."

Julius schlug schweigend die Augen nieder. Doctor Zwickbold setzte sich an einen Tisch und schrieb. Professor Griffel wählte seinen Platz auf der andern Seite des Zimmers. Wallo stellte den kleinen Helden, der verewigt werden sollte, in die Mitte, und ließ den Trompeter wieder erscheinen, und blasen. Jene Männer arbeiteten rasch, und wurden fast zu gleicher Zeit fertig.

„Haben Sie die Güte, uns ihren Schwank vorzulesen," sagte Wallo zum Doctor.

Es geschah; die Zuhörer lachten laut über den possierlichen Aufsatz; nur Julius brach in Thränen aus.

Der Professor legte dann seine komische Zeichnung zur Ansicht vor, und das Gelächter erneuerte sich.

Sie ward jetzt auch dem weinenden Knaben gezeigt. Mit Schrecken sah er sich, wie er leibte und lebte, abgebildet. Erschüttert warf er sich vor dem Vater nieder, bat schluchzend, ihn nicht vor aller Welt zu beschimpfen, und versprach mit den herzlichsten Worten, sich die Unart des Naschens ganz abzugewöhnen, und jede heimliche Entwendung einer ihm nicht gehörigen Sache sein Leben lang zu verabscheuen.

„Deine Worte sind gut," sagte der Vater; „aber ich traue dir nicht. Du hast mir schon oft Besserung angelobt, und dich doch immer wieder von deinem unersättlichen Naschhunger zu neuen Vergehungen hinreißen lassen. Ein altes Sittengesetz sagt: Was nicht dein ist, laß liegen! oder: Was du nicht hingelegt hast, das nimm auch nicht weg! Diesem Gesetze handelst du täglich entgegen. Darum übergeb' ich dich der strafenden Wespe, und du wirst öffentlich von ihr gestochen, wenn du dich auch darüber zu Tode grämen solltest. Wer als Kind Leckereien entwendet, bleibt auch in spätern Jahren zu Veruntreuungen geneigt. Aber ein Mensch, dem fremdes Eigenthum nicht heilig ist, verdient nicht zu leben."

Julius drückte sein Gesicht auf den Fußboden, und weinte laut. Die beiden Herren, denen es bekannt war, daß Wallo nur einen

tüchtigen Schreckschuß thun wollte, schlugen sich jetzt in's Mittel, und baten ihn, seinem reumüthigen Sohne zu verzeihen. Er sträubte sich lange. Endlich sprach er: „Nun wohlan! In Rücksicht Ihrer Fürbitten, meine Herren, will ich noch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen. Steh auf, Julius, und sündige hinfort nicht mehr! Bei dem nächsten Fehltritte der heutigen Art bist du ohne Rettung dem Stachel der Wespe verfallen. Ich hebe diese beiden Blätter indessen auf. Sobald du dich auf's Neue vergehst, werden sie sogleich zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie versprechen mir doch dann, meine Herren, Ihren schleunigen Beistand?"

Diese Frage ward bejaht; aber Wallo hatte die Freude, der Wespe nie zu bedürfen. Julius besserte sich ernstlich, lebt jetzt als Staatsbeamter in Ehren, und genießt den allgemeinen Ruhm eines sehr rechtlichen Mannes.

Langbein.

7.

Die offene Hand.

Navarra, das Heinrich der Vierte bei der Besteigung des französischen Thrones mit Frankreich vereinigte, war früher ein selbstständiges Reich. Im zwölften Jahrhunderte ward es von einem guten Könige beherrscht, der im Jahre 1173 ohne Erben starb. Die Stände des Reiches wünschten einen Nachfolger aus seinem Geschlechte. Es war in demselben kein Prinz vorhanden; aber des Verstorbenen Schwester, die mit einem fremden Fürsten vermählt war, hatte einige Monate vorher Zwillingssöhne geboren. Man beschloß, eine Gesandtschaft an diese Fürstin abzuordnen, und einem ihrer Söhne die Krone von Navarra anzutragen.

Zu diesem Geschäfte wurden drei ehrsame und verständige Männer erkoren. Sie kamen an jenem Hofe an, und trugen Navarra's Wunsch dem fürstlichen Paare vor. Beide waren nicht abgeneigt, einem der Knaben die angebotene königliche Krone zu gönnen, und überließen es den Gesandten, von den Zwillingen den zu wählen, zu welchem sie das meiste Vertrauen empfinden würden. Die Mutter führte die drei Männer in das Zimmer, wo die Knaben in einer Wiege beisammen lagen und eben sanft schliefen. „Entscheidet, ihr Herren," sagte sie leise, „auf welches dieser jungen Häupter ihr Navarra's Krone setzen wollt."

Die Brüder sahen sich sehr ähnlich. Nur der einzige Unterschied war an ihnen zu bemerken, daß der eine mit geschlossenen, der andere mit offenen Händen schlief.

Die Gesandten hefteten lange den Blick auf die ruhigen Schläfer. Endlich baten sie, sich in einem andern Zimmer berathen zu dürfen.

Dort schlug der erste Gesandte vor, über die sich ganz gleichen Knaben das Loos zu werfen.

„Wir wollen die Sache nicht dem Zufall überlassen," sagte der Zweite. „Gleichen sich die Prinzen auch an Gestalt, so bemerke ich doch an der Haltung ihrer Hände eine wichtige Verschiedenheit ihres Gemüths. Ich gebe meine Stimme dem, der sie geschlossen hat. Das zeigt, daß er einst ein kräftiger Mann werden, und jedem Feinde des Reichs den Daumen auf's Auge setzen wird."

„Wohl möglich!" versetzte der Dritte. „Die festgeschlossene Hand kann aber auch Kargheit und Strenge bedeuten. Mir gefällt die offene Hand. Sie ist ein Zeichen der Freigebigkeit, des Edelmuths und der zuvorkommenden Liebe."

Dieser Ansicht trat der erste Gesandte bei. Der zweite war folglich überstimmt, und man wählte den Prinzen mit der offenen Hand. Er herrschte, als er in spätern Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mild und gerecht, und erhielt den Beinamen: der Gute.

Langbein.

8.
Das Samenkorn.

Zwei Wanderer gingen auf ein Dorf, und als sie in der Herberge ausruhten, erscholl ein Geschrei, daß Brand sey. Als nun der eine Wanderer aufsprang, zu helfen, sagte der andere: „Wie sollten wir hier verzögern! Sind nicht Hände genug zu helfen? Was kümmert uns die Fremde?"

Aber jener hörte nicht auf solche Rede, sondern lief hinaus, eilig zu dem brennenden Hause. Nun folgte ihm der andere, und stellte sich von ferne.

Vor dem Hause aber stand eine Mutter, wie erstarrt, und rief: „Meine Kinder! meine Kinder!" — Als der Fremdling dieses hörte,

sprang er in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken, und das Volk rief: „Der ist verloren!“

Aber siehe, bald trat jener hervor und trug zwei Kinder auf den Armen, und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder und fiel dem Fremdling zu Füßen. Dieser aber hob sie auf und tröstete sie. Unterdessen stürzte das ganze Gebälk zusammen.

Als nun der Fremdling und sein Begleiter wieder zur Herberge gingen, sagte dieser: „Aber wer hieß dich solch kühnes Wagestück beginnen?“ Jener antwortete: „Er, der mich heißt das Samenkorn in die Erde zu legen, daß es verwese und neue Frucht bringe.“ „Aber,“ sagte der Andere, „wäre nun das Haus über dich zusammengestürzt?“ — Da antwortete Jener lächelnd: „So wär' ich selbst das Samenkorn gewesen!“

Krummacher.

9.

Die Natur.

Am westlichen Himmel schwamm der Mond wie ein leichter Nachen in dem Widerscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn dem Vater. „Wie schön und zart ist er,“ sagte Alwin; „so sieht er nicht immer aus!“ „Er ist in seiner Kindheit,“ erwiederte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden.“ „Ich verstehe nicht, was du meinst,“ sagte Theodor. „O ja,“ fiel Alwin ein, „ich weiß, was du sagen willst: der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er, und wird im Grabe verborgen.“ „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?“ sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten.“ „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen,“ fuhr der Vater fort; „kein Leben ist noch so glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde,

sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich."

Jacobs.

10.

Vermächtniß eines Vaters an seinen Sohn.

„Die Zeit kömmt heran, mein lieber Sohn, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, mein Sohn, was glänzt. Ich habe manchen Stern vom Himmel fallen, und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat. Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding! Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, wir müssen uns nach ihr richten. Was du sehen kannst, das sieh und brauche deine Augen; und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort. Scheue Niemand so viel als dich selbst. Inwendig wohnt in uns der Richter, der nie trügt, und an dessen Stimme uns immer mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm es dir vor, mein Sohn, nichts wider seine Stimme zu thun, und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne, und frage ihn um Rath. Er spricht Anfangs nur leise, und stammelt wie ein unschuldiges Kind, doch wenn du seine Unschuld ehrest, löst er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen. — Verachte keine Religion. Es ist leicht zu verachten, und verstehen ist viel besser. Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen. Doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte dich, daß sie nicht ineinander fließen. Thue das Gute vor dich hin, und kümmere dich nicht, was daraus werden wird. Mache Niemanden graue Haare; doch wenn du Recht hast, hast du um die grauen Haare nicht zu sorgen. Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn du nichts hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke dich darum nicht weniger.— Sage nicht immer, was du weißt; aber wisse immer, was du sagst. — Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch,

der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie gleich nicht redet. Thue, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen. — Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben."

Claudius.

11.

Bruchstück einer Abhandlung über unsere Sprache.

Seit einem halben Jahre haben die Teutschen wieder angefangen, ihre kräftige, geistvolle und herzliche Sprache besser zu würdigen.

Es kam, ohne sichtbaren Anlaß, für Teutschland ein Augenblick, wie die Vorsehung von Zeit zu Zeit den Nationen, — ich weiß nicht, ob irgend einer mehr als Einmal — sendet. Ein herrliches Gestirn von großen Geistern ging auf an unserm Horizonte. Sie erinnerten durch Werke, die mit dem Siegel der Unsterblichkeit hervorgingen, an der teutschen Sprache Kraft und Schönheit, die sich schon in manchen alten Werken denen gezeigt haben, die sie sehen konnten. Klopstock that auch in dieser Hinsicht auf die Sprache mehr, als irgend Einer!

Die leeren Köpfe blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsere Sprache sich zeigte; sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres, weit dumpferes Vorgefühl sagte ihnen, daß seichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher seyn mußte, als wenn unsere kraftvolle und reiche Sprache, die in den Gesellschaften der großen Welt herrschende Sprache des Auslandes (die französische) verdrängen würde. In dieser ist viel Verabredetes; sie bietet Jedem gewisse, von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar, welche in der That — in einer beschränkten Sphäre, und ist wohl eine beschränkter als die der großen Welt? — die Leichtigkeit der Unterredung begünstigen und auch schnellen Schwätzern einen Anstrich von Wohlredenheit geben.

Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der teutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen; denn sie setzt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schlechtes Urtheil. Unsere

Sprache gibt vielleicht mehr als irgend eine andere unter den lebenden Sprachen das Maaß des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen. Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie, und sie versagt ihm. Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie hat, dem ist die teutsche Sprache lebendige Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen; so ist sie eine volle Rüstung mit Schutz- und Trutzwaffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebt, anschmiegt, wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilles die von einem Gotte geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt, ihn zu beschweren, dem Helden sich anfügt und ihn wie auf Flügeln erhoben habe. Es liegt ein Schatz von Gesinnungen in unserer Sprache: dieser sey uns heilig; wir verloren Vieles, aber Alles, dessen Besitz wahren Werth hat, liegt in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen die Helden.

F. L. Gr. zu Stolberg.

12.

Johannes Minckwitz an Joseph von Schelling.

Verzeihen Sie, hochgeehrtester Herr, wenn sich Ihnen ein Fremder naht, der Ihren Schmerz um Platens Tod aus voller Seele theilt. Ich hatte das Glück, zur Erheiterung seiner letzten Lebensjahre, soviel ich in so weiter Entfernung vermochte, beitragen zu können, und darf mich zu den treuen Freunden zählen, die diesen großen Genius mit aller Liebe umfaßt haben. Wie uns bekannt, waren Sie, hochgeehrtester Herr, der frühste Beschützer Platens, Sie pflegten die jugendliche Flamme und bildeten seinen Geist durch Lehren der Weisheit; verzeihen Sie daher, wenn ich in Ihre Hände diesen Kranz niederlege, den ich seinen Manen gewunden habe. Denn Sie vor Allen theilen meine Klagen um den Verlust eines Mannes, welcher niemals nach dem Beifall der Menge strebte, sondern sich stets an die Edelsten anschloß und die edelsten Erzeugnisse hervorbrachte. Wer wird sich nun dem Strome entgegenstemmen,

der die germanische Literatur zu vernichten droht, und gegen den sinkenden Geschmack unsers Zeitalters in die Schranken treten? Der Retter der deutschen Kunst schläft auf der sonnigen Ceresinsel, die Schwingen des heiligen Kämpfers sind gebrochen, seine Lippen verstummt, und sein Geist ging zur Ruhe des Grabes. Allein schlummert er auch fern vom deutschen Vaterlande, und bezeichnet auch keine Inschrift auf heimischem Boden seine Ruhestatt, so lebt doch das Gedächtniß seines Geistes unter dem Volke fort, treu bewahrt von den Gebildeten und von der ächten teutschen Jugend; denn diese ist es, die seinen Genius erkannt hat.

Darf ich Ihre Stirn umwölken und die Verfolgungen aufzählen, die der Hingeschiedene von Heinrich Heine und seinem Genossen Karl Immermann erlitt? Die Rache und Bosheit dieser Männer triumphirte, während der fromme Dichter in Italien umherzog. Auch die gesammten teutschen Blätter stießen grimmig in das Horn, die Raben krächzten und schüttelten ihr Gefieder. Ein Blättlein sagte es dem andern, daß ihr Herr und Meister beschimpft sey. Verunglimpfung häufte sich auf Verunglimpfung. Dieser Verrath am Vaterlande dauerte Jahre lang, und so oft sich die harmonischen Töne des Sängers aus Italien hören ließen, erhoben sich neue Bekämpfer seines Dichterruhmes. So gelang es ihnen nach rücksichtsloser Aufdeckung aller Privatverhältnisse dem edeln Platen die schändlichsten Verbrechen anzudichten und den heiligen Sänger der Freundschaft herabzuwürdigen. Doch genug, ich höre auf, Ihren Kummer ferner durch die Bilder des Hasses zu stören, die ich in flüchtigen Zügen Ihren Augen vorführte.

Minckwitz.

13.

Derselbe an Denselben.

Ich führe Sie jetzt, hochgeehrtester Herr, in angenehme Erinnerungen und rufe die schöne Zeit in Ihr Gedächtniß, in welche Platen's Jugend fiel. Der Knabe war der Liebling der Eltern und besonders des Vaters, den er durch seine Aufrichtigkeit und seinen kindlichen Witz erfreute. Er konnte als sechsjähriger Knabe bereits mit Fertigkeit lesen, zeigte sich außerordentlich neugierig, war wild und lustig, und nur, wenn man ihm etwas erzählte oder vorlas, verhielt er sich still und regte sich nicht. Er hatte schon

damals die Leidenschaft des Wohllauts der Verse, reimte Worte zusammen und schrieb mit großer Leichtigkeit. Im zehnten Jahre (1806) trat er, aus dem väterlichen Hause zu Ansbach entlassen, in die Cadettenschule zu München ein und wurde später durch König Maximilian zum Edelknaben ernannt. Um diese Zeit war es, wo Sie den heranwachsenden Knaben kennen lernten. Seine Wangen blühten voll und rosig, er hatte bereits die mittle Mannesgröße erreicht und sah gesund und jugendkräftig aus. Sie gewannen den jungen Cadetten, der zum Soldatenleben wenig Lust bezeigte, in kurzer Zeit lieb, und dieser fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Ihnen hingezogen, gelockt durch den heiligen Frieden, der in Ihrem Hause wohnte, und durch die Bilder der Weisheit, die seinem jugendlichen Sinne in aufgehender Herrlichkeit vorschwebten. Alle Sonntage durften die Cadetten, wenn sie eingeladen wurden, ausgehen, und der junge Platen pflegte Ihr Haus allen andern vorzuziehen, ungeachtet ihm sein General, der ihn gerne bei sich gesehen, Vorwürfe machte: er liebte die Wahrheit, wenn sie auch beleidigte, und erklärte frei, er wolle kein Soldat werden. Sie bestärkten die Neigungen des Jünglings, Sie entflammten die Liebe zu den Wissenschaften, die ihm von der Natur eingepflanzt war, Sie zeigten seinen Blicken die glänzende Bahn, die er wandeln sollte, und vertraten lehrend, ermuthigend, helfend durch Rath und That die Stelle des Vaters, dessen Nähe er schon so früh entbehren mußte. Das unabläßige Studium aber und die freie Muße, die ihm seine Dienstgeschäfte übrig ließen, sollte auf einige Zeit gestört und unterbrochen werden. Er folgte, zum Lieutenant ernannt, dem bayerischen Heere nach Frankreich, zu jener Zeit, als sich Napoleon zum letzten Male der europäischen Macht entgegenstellte. Seine Waffenbrüder in jenen Tagen waren ihm alle mit Liebe und Freundschaft zugethan, und wissen, so viele deren noch leben, das treuherzige, harmlose, stille Wesen zu rühmen, das er in ihren Kreisen zeigte. Seiner Mutter sendete er Gedichte nach der Heimath. Sobald aber der Friede geschlossen, eilte der Jüngling wieder zu den verlassenen Studien, denen er auch unter dem Geräusche der Waffen nicht ganz entsagen konnte. Mit desto lebendigerem Eifer ergab sich nun der junge Lieutenant den Wissenschaften, sein Durst nach Kenntnissen wuchs je mehr er Gelegenheit fand, ihn zu befriedigen, eine glückliche Naturgabe half ihm alle Hindernisse überwinden und

machte ihn fähig, mit Schnelligkeit in die verschiedenartigsten Sprachen, in die lebenden und todten einzudringen, ihren Geist aufzufassen und auf die Muttersprache überzutragen. Er studirte zu Würzburg, Erlangen und München, und Sie, hochgeehrtester Herr, bemerkten unter Ihren eifrigsten Zuhörern oftmals einen Jüngling, der Ihrem Herzen am nächsten stehen mochte, mit ernster, nachdenkender Stirn, in voller Blüthe männlicher Schönheit, es war Platen; seine Liebe und Dankbarkeit stieg, wie Ihre Theilnahme. In diesen Jahren schon erwachte seine Reiselust. Er durchwanderte ganz Teutschland zu Fuß mit dem Ränzchen; in Wien hielt er sich am längsten und liebsten auf; in Jena machte er die Bekanntschaft Göthe's; über Baireuth gehend, besuchte er Jean Paul, der den wandernden Dichter mehrere Wochen gastfreundlich aufnahm. Am Rhein sah er Nees von Esenbeck, Umbreit und Andere. In Stuttgart fand er die herzlichste Aufnahme, er lernte Gustav Schwab und Ludwig Uhland kennen, von denen der Erstere sich mit Innigkeit an Platen anschloß und ihm, von dieser Zeit an, viele Gefälligkeiten erzeigte. Ganz zuletzt durchwanderte er auch die Schweiz.

Im September 1826 nämlich nahm der Dichter, sich stützend auf das große Talent, womit ihn die Natur ausgerüstet hatte, von seinen Freunden Abschied, verließ Teutschland und ging nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht. Einem immerwährenden Pilger gleich, durchzog er die schönen Gefilde, in Anschauung der südlichen Natur verloren, an deren Herrlichkeit er Geist und Körper erfrischte. In allen Gegenden Italiens, wo er seinen Aufenthalt nahm, fand er theilnehmende Gemüther, die seine Tage verschönern halfen. Außer manchen Freunden, die den Dichter innig verehrten, in Florenz, Rom und Neapel, wurden die Brüder Frizzoni und ihr würdiger Lehrer Gündel, dem Wanderer am herzlichsten zugethan, sobald sie auf Reisen mit ihm zusammentrafen. Sie, durch ihn begeistert für die teutsche Literatur, begleiteten Platen längere Zeit durch Italien. Die Trümmer einer großen Vergangenheit, die sich überall den Blicken boten, befeuerten seine Seele, sie erhoben seinen thatendurstigen Sinn und erhöhten die Begeisterung in des Dichters Brust ebenso sehr, als die freundlichen Grüße, die zuweilen aus Teutschland herüberdrangen. Für seine thätige Muße zeugen die schönsten Blüthen seiner Dichtkunst, die unverwelklichen Geschenke, die er nach Teutschland theils an seinen Jugendfreund und Waffen-

[illegible]

[illegible] willkommen wie immer, so fanden diejenigen, die ihn [illegible] kannten, in seinem [illegible] eine große Veränderung. Sein Körper hatte gelitten, [illegible] seine Augen [illegible] geworden [illegible] zum Schreiben und Lesen, die Brille nöthig. Sobald daher die neue Auflage seiner Gedichte im Druck vollendet war, eilte der Dichter, mit dem erwachenden Frühling, wieder in die milderen Gegenden, die er so liebgewonnen hatte. [illegible] er sich in München, weil er von Jugend auf an die [illegible] war, durch viele Besuche [illegible]. Er [illegible] Mutter Lebewohl, empfahl sich scheidend seinem [illegible] dem königlichen Hause. Von Oberitalien schiffte sich [illegible] Neapel ein, stärkte sich in den Seebädern und [illegible] nach Florenz zurück, wo er bis Ende des Märzes [illegible]. Der letzte Abschied von Florenz, seinem liebsten [illegible], von den dortigen Freunden und besonders von den

theuren Brüdern Frizzoni, die mehrere Wochen daselbst zubrachten, kostete dem Scheidenden viele Thränen; er mochte sein Schicksal ahnen, während die Freunde, denen seine Gesundheit von Neuem erstarkt schien, ihn baldigst wieder zu begrüßen hofften. Den letzten Frühling seines Lebens genoß der Dichter nun, völlig abgeschlossen, in Sicilien und hauchte noch einmal die vollen Gefühle seiner Seele, seine Wonne und seinen Schmerz in den herrlichsten Hymnen aus. Nach Neapel zurückgekehrt, empfand er große Furcht vor der Cholera, die, aus Frankreich kommend, schon in Oberitalien ausgebrochen war; da er sich aber zur Reise nach Teutschland zu schwach fühlen mochte, schiffte er sich wieder nach Sicilien ein, ungeachtet ihn seine Freunde in Neapel auf das allzumilde Klima der Insel aufmerksam machten und ihm von einem längern Aufenthalt daselbst abriethen. Platen indeß, der sich wenig zu schonen und wenig nach dem Klima zu richten pflegte, mit bewunderungswürdiger Mäßigkeit aber in allen Stücken zu leben gewohnt war, ließ sich nicht abschrecken, zumal da er sich, durch das jahrelange Verweilen in Italien, für die Hitze des südlichen Himmels nicht mehr empfindlich glaubte. Kurz, was ihn auch immer bewogen haben mag, er segelte zu Anfang des September nach Palermo. Während seines dortigen Aufenthalts kam er mit einem sächsischen Gelehrten, dem Doctor Schulz aus Dresden, in Berührung. Diesem theilte er seine Absicht mit, den Winter in Syrakus zuzubringen, als dem sichersten Ort, sich vor Krankheit zu schützen. Der biedere Sachse, der lange Zeit auf Sicilien verweilt, rieth ihm zur Rückreise, weil ihm die Luft der Insel nie zusagen würde, was er aus eigener Erfahrung kenne. Als aber seine Vorstellungen und wohlmeinenden Warnungen nichts fruchteten, sondern Platen auf dem gefaßten Entschlusse beharrte, so gab er ihm ein Empfehlungsschreiben an den bekannten Alterthumsforscher, Baron Landolina zu Syrakus, dessen Gastfreundschaft und Gefälligkeit er selbst erprobt hatte. Den 24. Oktober, an seinem neununddreißigsten Geburtstage, trat Platen heiter und wohlgemuth die Reise durch das Innere von Sicilien an, wozu er ziemlich drei volle Wochen brauchte. Er gelangte bei schönem Wetter glücklich nach Syrakus. Dort angekommen, schrieb er zum letzten Male seiner bangen Mutter nach Ansbach, um sie aufzuheitern, ein Brief, der seine kindliche Liebe auf rührende Weise beurkundet. Landolina, im hohen Greisenalter stehend, hatte den Dichter mit Freundlichkeit

bruder, den Grafen Friedrich Fugger, sendete, theils, auf kurze Zeiträume zurückkehrend, mit sich brachte; denn er kam nie mit leeren Händen in das Vaterland zurück, das kein teutscher Dichter jemals mit solcher Liebe umfaßte, als Platen, und das er nur verlassen hatte, um seine Liebe desto deutlicher zu offenbaren. Um seiner Muße ungestört zu leben und die Gebilde, von welchen seine Seele träumte, hervorrufen zu können, entsagte der Dichter allen Aussichten auf ein beschwerdeloses, an sinnlichen Genüssen reiches Leben in der Heimath, er blieb an Welschland gefesselt und selbst die glänzenden Anerbietungen, die ihm von einer der ersten Städte Teutschlands aus gemacht wurden, vermochten ihn nicht zu dem Entschluß, nach dem Norden zurückzukehren. Nur besondere Veranlassungen, wie der Tod seines Vaters, konnten ihn bewegen, den heimathlichen Boden auf kurze Zeit zu betreten. Das Jahr 1828 brachte ihm die Belohnung, die er für seine Entsagung verdiente: König Ludwig ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, und die mit dieser Ehre verbundene Besoldung gewährte ihm die längst gewünschte Freiheit und Unabhängigkeit.

Als Platen zum letzten Male nach Teutschland zurückkehrte (es war zu Ende des Herbstes 1833), seinen Freunden und vor allen Ihnen, hochgeehrtester Herr, willkommen wie immer, so fanden diejenigen, die ihn näher kannten, in seinem Äußern eine große Veränderung. Sein Körper hatte gelitten, er war gealtert und abgemagert, wenig Haare deckten seinen Scheitel, seine Wangen waren erblaßt, seine Augen durch vieles Nachtwachen kurzsichtig geworden und hatten, ausgenommen zum Schreiben und Lesen, die Brille nöthig. Sobald daher die neue Auflage seiner Gedichte im Druck vollendet war, eilte der Dichter, mit dem erwachenden Frühling, wieder in die mildern Gegenden, die er so liebgewonnen hatte. Überdieß fand er sich in München, weil er von Jugend auf an die Einsamkeit gewöhnt war, durch viele Besuche allzusehr gestört. Er sagte seiner greisen Mutter Lebewohl, empfahl sich scheidend seinen Freunden und dem königlichen Hause. Von Oberitalien schiffte sich der Dichter nach Neapel ein, stärkte sich in den Seebädern und kehrte zum Herbste nach Florenz zurück, wo er bis Ende des Märzes 1835 verweilte. Der letzte Abschied von Florenz, seinem liebsten Aufenthaltsort, von den dortigen Freunden und besonders von den

theuren Brüdern Frizzoni, die mehrere Wochen daselbst zubrachten, kostete dem Scheidenden viele Thränen; er mochte sein Schicksal ahnen, während die Freunde, denen seine Gesundheit von Neuem erstarkt schien, ihn baldigst wieder zu begrüßen hofften. Den letzten Frühling seines Lebens genoß der Dichter nun, völlig abgeschlossen, in Sicilien und hauchte noch einmal die vollen Gefühle seiner Seele, seine Wonne und seinen Schmerz in den herrlichsten Hymnen aus. Nach Neapel zurückgekehrt, empfand er große Furcht vor der Cholera, die, aus Frankreich kommend, schon in Oberitalien ausgebrochen war; da er sich aber zur Reise nach Teutschland zu schwach fühlen mochte, schiffte er sich wieder nach Sicilien ein, ungeachtet ihn seine Freunde in Neapel auf das allzumilde Klima der Insel aufmerksam machten und ihm von einem längern Aufenthalt daselbst abriethen. Platen indeß, der sich wenig zu schonen und wenig nach dem Klima zu richten pflegte, mit bewunderungswürdiger Mäßigkeit aber in allen Stücken zu leben gewohnt war, ließ sich nicht abschrecken, zumal da er sich, durch das jahrelange Verweilen in Italien, für die Hitze des südlichen Himmels nicht mehr empfindlich glaubte. Kurz, was ihn auch immer bewogen haben mag, er segelte zu Anfang des September nach Palermo. Während seines dortigen Aufenthalts kam er mit einem sächsischen Gelehrten, dem Doctor Schulz aus Dresden, in Berührung. Diesem theilte er seine Absicht mit, den Winter in Syrakus zuzubringen, als dem sichersten Ort, sich vor Krankheit zu schützen. Der biedere Sachse, der lange Zeit auf Sicilien verweilt, rieth ihm zur Rückreise, weil ihm die Luft der Insel nie zusagen würde, was er aus eigener Erfahrung kenne. Als aber seine Vorstellungen und wohlmeinenden Warnungen nichts fruchteten, sondern Platen auf dem gefaßten Entschlusse beharrte, so gab er ihm ein Empfehlungsschreiben an den bekannten Alterthumsforscher, Baron Landolina zu Syrakus, dessen Gastfreundschaft und Gefälligkeit er selbst erprobt hatte. Den 24. Oktober, an seinem neununddreißigsten Geburtstage, trat Platen heiter und wohlgemuth die Reise durch das Innere von Sicilien an, wozu er ziemlich drei volle Wochen brauchte. Er gelangte bei schönem Wetter glücklich nach Syrakus. Dort angekommen, schrieb er zum letzten Male seiner bangen Mutter nach Ansbach, um sie aufzuheitern, ein Brief, der seine kindliche Liebe auf rührende Weise beurkundet. Landolina, im hohen Greisenalter stehend, hatte den Dichter mit Freundlichkeit

aufgenommen und für ein passendes Winterquartier gesorgt. Noch war die Regenzeit nicht eingetreten, eine schwüle Wärme herrschte in den Novembertagen, Platen mochte sich wohl befinden und bediente sich noch der Sommerkleider. Doch eben dieß scheint zu seinem Nachtheile ausgeschlagen zu seyn. Er wurde, ungefähr den 24. November, von einer heftigen Unpäßlichkeit befallen, und in dem Wahne, daß es ein Anfall der Cholera seyn könne, der einzigen Krankheit, die er fürchtete, suchte er die Vitriolarznei, die ihm ein wohlmeinender Freund in Neapel für diesen Fall auf die Reise mitgegeben hatte, hervor, um sich ihrer als Rettungsmittel zu bedienen. Allein die Krankheit verschlimmerte sich, die starke Arznei wirkte, nach dem häufigen Gebrauche der Seebäder, verderblich ein, und der völlig krank Gewordene schickte nach ärztlicher Hilfe. Der Zustand verschlechterte sich aber von Tag zu Tag, das gastrische Fieber und die Entzündung nahm so überhand, daß keine Hoffnung zur Genesung mehr übrig blieb. Als Landolina den immer schwächer werdenden Kranken fragte, ob er noch einen Auftrag an seine Mutter in Teutschland habe, antwortete er: „Morgen;" wie er aber die Liebe des Greises sah, so nahm er die Hand des menschenfreundlichen Landolina, drückte sie an sein scheidendes Herz, dankte und rief im Italienischen aus: „Sie sind ein Engel." Dieß waren seine letzten Worte; seine Seele war entflohen. Er starb Nachmittags, den 5. Dezember. Seine Krankheit dauerte zwölf Tage. Der alte Landolina ließ ihm in seinem Garten eine Ruhestätte bereiten. Das Leichenbegängniß war das feierlichste und ehrenvollste. Die Todesbotschaft gelangte am Neujahrstage 1836 nach München.

Minckwitz.

14.

Die Wölfe.

Ich hatte, so erzählte der Jäger Hellmuth, heute vom frühen Morgen an den ganzen Forst mit meinem Packan durchstreift, als mich das Geheul von Wölfen nach dem äußersten Ende des Forstes lockte, bis an den Rand des Waldes, wo man die schöne Wiese vor sich hat, die zu dem Dorfe Hohenwalde gehört, und hier hatte ich denn ein Schauspiel, wie ich es in meinem ganzen Leben noch nie gehabt habe, und das ich nimmermehr vergessen werde. — Eine ganze Schaar von jungen und alten Wölfen machte einen förmlichen

Angriff auf eine Pferdeheerde, welche ein kleiner Junge hütete. Glücklicherweise waren wohl die Pferde noch zur rechten Zeit durch das Geheul der hungrigen Wölfe gewarnt worden, und hatten sich daher in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Der kleine Hirt kletterte in großer Angst auf einen nahen Baum, und der Hund schien sich im Walde versteckt zu haben; auch mein Packan war mit gesträubtem Haar, zitternd am ganzen Leibe, zwischen meine Füße gekrochen, und ich war damit wohl zufrieden, da der Hund noch jung ist. Und wie vertheidigten sich nun die muthigen und klugen Pferde? Es war ein herrlicher Anblick, wie sie alle in einem dichten Kreise, mit den Köpfen im Mittelpunkt fest zusammengedrängt, schnaubend und stampfend den wüthenden Angriff ihrer Feinde mit gleicher Wuth zurücktrieben, indem sie, so oft die Wölfe sich naheten, mit der höchsten Anstrengung hinten ausschlugen, und sobald sie sich entfernten, vorsichtig den Kopf zurückbogen, um zu sehen, ob es ihnen gelungen sey, die Raubthiere zu erschlagen. Gerade in dem Augenblicke, da ich aus dem Walde hervortrat, hatten zwei Wölfe den Todesschlag erhalten, und taumelten halbtodt hinten über. Eine Weile sah ich dem Kampfe zu, neugierig, was die übrigen vier Wölfe thun würden, nachdem die Kampfgenossen so übel weggekommen waren. Es schien sie aber wenig zu rühren, daß ihr Heer kleiner geworden war, denn sie griffen mit erneuerter Wuth die Heerde an. Jetzt schien es mir Zeit, der geängstigten Heerde zu Hilfe zu kommen. Ich schlich mich am Walde so dicht als möglich hinter die Wölfe, und nahm den größten und stärksten auf's Korn. Ich traf ihn glücklich in den Hals, und da ich noch einen guten Schuß bei mir hatte, erlegte ich auch den zweiten; darauf nahmen die übrigen mit gräßlichem Geheul die Flucht, und in dem Augenblick stürzte auch der Hund aus seinem Hinterhalt hervor, und fiel über den halbtodten Wolf her, den er bald erwürgte. Jetzt sprengten die Pferde, wahrscheinlich durch die beiden Schüsse geschreckt, auseinander, und nahmen in der wildesten Eile die Flucht; das eine mußte wohl am rechten Hinterfuße verwundet seyn, denn es konnte den übrigen nur mit großer Mühe in der Entfernung nachfolgen, und lief unglücklicherweise gerade nach der Gegend zu, wohin die Wölfe geflohen waren.

Auf einmal stürzte einer von den Wölfen im schnellsten Lauf aus dem Gebüsch hervor, und nun war das arme Pferd verloren,

denn ich war zu entfernt, um es zu retten, und hatte mich auch schon ganz verschossen. Mit einem gewaltigen Sprunge hatte der Wolf sich auf den Hals des Pferdes geschwungen, und in einem Augenblicke stürzte es todt nieder. Gräßlich war der Anblick, den ich nun hatte. Nach einigen Minuten lag das Pferd gänzlich zerrissen da, und der Wolf wüthete in dessen Eingeweiden. Ich hütete mich, ihn zu stören, damit die übrigen Pferde nicht in neue Gefahren gerathen möchten. Indem er mit einem großen Stück seiner Beute nach dem Walde schlich, kam auch der andere entflohene Wolf herbei, und verzehrte, was ihm jener übrig gelassen hatte. Mit Hilfe seines Hundes gelang es dem kleinen Hirten, als er sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, die Heerde wieder zusammen zu treiben, und als ich das Schlachtfeld verließ, war er dem Dorfe schon ganz nahe.

Ich hatte schon ein gutes Stück meines Rückweges hinter mir, als ich mein Pulverhorn vermißte, und ich kehrte daher sogleich um, um es zu suchen. Wie erstaunte ich, als ich auf dem eben verlassenen Schlachtfelde zwei junge Wölfe fand, welche über den erschlagenen alten Wolf, der noch nicht ganz todt schien, hergefallen waren und Anstalt machten, ihn als eine gute Beute zu verzehren! Ich hielt es für's Beste, mich zurückzuziehen, aus Besorgniß, daß die wilde Gesellschaft gar zu zahlreich werden, und auf den Einfall kommen möchte, auf mich oder meinen Packan Jagd zu machen. So bin ich denn glücklich mit ihm davon gekommen.

Kuffner.

15.

Die Rose unter Dornen.

Ein frommer Mann, der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in seinem Garten, an den Wegen der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten blieb er vor einem Rosenbusch stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: „Belebe ich nicht ein schönes Gewächs? einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche dem Herrn im Namen aller Blumen, sein Weihrauchopfer. Und wo erblickst du mich? Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht; sie beschützen mich, und geben mir Säfte. Eben dieß thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und fester, als eine

hinfällige Blume?" Gestärkt ging der Mann von dannen, seine Seele ward ein Kelch der Danksagung für seine Feinde.

v. Herder.

16.

Der überlistete Betrüger.

Ein spanischer Maure übergab vor seiner Pilgerreise nach Mecca all sein in Geld umgesetztes Vermögen einem Manne von bisher anerkannter Rechtschaffenheit. Es waren zweitausend Besants. — Bei seiner Rückkunft mußte er nicht wenig erstaunen, als der berühmte Biedermann von ihm und seinem Gelde nichts gesehen haben wollte. Der Wallfahrer klagte, beschwur die Richter, ihm zu seinem Eigenthume behilflich zu seyn, verbürgte eidlich seine Aussage — vergebens! Der gute Ruf des Alten überwog; der Kläger ward abgewiesen. Er ging verzweifelnd von dannen.

Er begegnete einer alten Frau, die am Stabe mühselig einherwankte. Die Wehklage des Fremden rührte sie. Sie hielt ihn an, grüßte ihn im Namen Gottes, sprach ihm Muth ein, und sagte auf seine schlichte Erzählung: „Ermanne dich, Jüngling! Ich schaffe dir vielleicht mit der Hilfe des Allmächtigen dein Geld. Kaufe zehn oder zwölf Kisten, und fülle sie mit Sand oder Erde; aber sie müssen in Eisen gebunden und fest verschlossen seyn. Finde sodann vier bis sechs vertraute Männer auf, und komm wieder zu mir! Gib Acht! Es gelingt!"

Der Spanier befolgte pünktlich der Alten Rath. Er kam mit vier Freunden und zehn Kisten, welche die stärksten Lastträger kaum schleppen konnten. „Folgt mir Alle," sagte sie. An der Pforte, wo der angebliche Tugendheld wohnte, ließ sie die Träger und den Spanier warten. Diesem empfahl sie, nicht eher zu erscheinen, als bis die erste Kiste hinaufgebracht worden wäre.

Sie trat mit seinen vier Freunden zum Heuchler und sagte: „Da, Herr! sind wackre Spanier, die nach Ägypten pilgern. Ihre Schätze sind unermeßlich. Sie besitzen unter andern zehn Kisten mit Silber und Gold, die ihnen jetzt zu lästig sind. Sie wünschen dieselben auf einige Zeit in sichere Hände niederlegen zu können, und ich, die ich deine hohe Rechtschaffenheit, deinen makellosen Ruf kenne, bringe sie zu dir. Erfülle doch ihr Verlangen!" Sie ließ

inzwischen eine der schweren Kisten hereintragen, welche der Scheinheilige mit freudefunkelnden Augen anstierte.

Aber jetzt erschien, der Übereinkunft gemäß, der Betrogene, und forderte mit Ungestüm seine zweitausend Besants. Ob seinem Anblick erschrack er, und aus Besorgniß: er möcht' ihm seine Untreue vorwerfen, die vier Fremdlinge dann ihre Kisten zurücknehmen, und er die unendlichen Schätze verlieren, die er sich anzueignen gedachte, rief er dem Mauren zu: „Ah willkommen! Ich glaubte schon, du kämest gar nimmer, und war verlegen wegen der zweitausend Besants. Dank dem Himmel, der dich glücklich zurückführte! Hier ist, was dir zugehört!"

Der Spanier ging mit seinem Eigenthume vergnügter, als mit einer Beute, davon. Die Alte bat, nun die erste Kiste an einen sichern Ort bringen zu lassen, während sie die übrigen hersenden wolle, ging mit den vier Fremden und kam nicht wieder.

Haug.

17.

Bestrafter Frevel.

Vor alter Zeit begab sich in einem französischen Mönchskloster folgende wunderbare Geschichte.

Einer der jüngsten Ordensbrüder ward von einer schweren Krankheit befallen und starb. Man trug den Leichnam in das Todtengewölbe, und legte ihn, mit dem Ordensgewande bekleidet, in den Sarg. Zwei Mönche, die gleichen Alters mit dem Verstorbenen waren, erhielten vom Abt den Befehl, den Todten während der Nacht zu bewachen. Sie sollten sich ablösen; aber keiner hatte Lust, in dem öden, nur von einer Lampe spärlich erleuchteten Gewölbe zehn bis zwölf Stunden lang mit dem Todten allein zu seyn. Darum beschloßen sie, dem Schlafe für diese Nacht ganz zu entsagen, und die Wache bis zum anbrechenden Morgen gemeinschaftlich zu halten.

Es war eine sehr kalte Winternacht. Das Buch, das sie sich bei der Lampe vorlasen, erwärmte sie nicht. Sie sehnten sich nach einer körperlichen Stärkung. „Hätten wir doch einen Becher glühenden Wein!" sagte der Eine. „Ja, der wär' uns sehr heilsam!" versetzte der Andere. „Und ich will uns dieses Labsal bereiten, wenn dir nicht graut, eine halbe Stunde hier allein zu bleiben."

Jener entschloß sich dazu. Sein Mitbruder verließ ihn, begab sich in die Küche, und bereitete das erwünschte Getränk.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ein großer gefüllter Kelch dampfte in seiner Hand. „Köstlich gelungen!" rief er beim Eintritt in's Todtengewölbe. Er war einer freudigen Antwort gewärtig; aber kein Laut ließ sich vernehmen. Sein Mitbruder saß mit gesenktem Haupte am Tische, schien in dem darauf liegenden Buche zu lesen, und regte sich nicht.

„Holla, Bruder Benedikt!" rief der Weinkoch. „Bist du eingeschlafen?"

Keine Antwort, kein Aufblick erfolgte.

„Ei, das ist ein langweiliger Spaß!" sagte Jener verdrießlich. „Riech' nur den herrlichen Duft!" Damit hielt er ihm den Kelch unter die Nase. Doch auch dieses Reizmittel bewirkte keine Bewegung.

Er setzte den Kelch auf den Tisch, faßte den unerwecklichen Mönch an der Schulter, und schüttelte ihn kräftig. Da fiel der vermeinte Schläfer starr und steif, wie ein Todter, vom Stuhle.

Bestürzt ergriff jener die Lampe, beugte sich zu ihm hinab, leuchtete ihm in's Gesicht, und sah mit Schrecken, daß der am Boden liegende Mönch der Todte war, der bewacht werden sollte.

Schaudernd fuhr er zurück, und sein Entsetzen stieg, als der Leichnam in diesem Augenblicke das Haupt erhob, ihn gräßlich anstarrte, sich mühsam und stöhnend vom Boden aufrichtete, und fort schwankte.

Zitternd und die Augen auf ihn geheftet, folgte der Andere, Der erstandene Todte ging nach der Zelle, die er vormals bewohnt hatte, und wollte hinein. Sie war verschlossen. Er klopfte an die nächste Zelle. Der Inhaber derselben trat nach einer Weile heraus, erblickte bei dem Scheine der Laternen, die auf dem Zellengange brannten, die eingesargte Gestalt, sprang mit einem Schrei zurück, und warf die Thüre in's Schloß. Der furchtbare Wandler klopfte an mehrere Zellen; überall glaubte man einen Geist zu sehen, und floh vor ihm.

Das ganze Kloster gerieth in Bewegung. Einige beherzte Mönche traten ihm endlich näher, redeten ihn an, und überzeugten sich, daß er kein Gespenst, sondern ihr vom Scheintode wieder aufgelebter Mitbruder war.

Indessen war der Mönch, der über die Zubereitung des Glüh-

weins die ihm anbefohlene Wache vernachläßigt hatte, in seine Zelle geschlüpft, und erwartete dort zagend ein schweres Gericht. Er glaubte, sein Mitwächter Benedikt würde bei der Auferstehung des Todten die Flucht ergriffen haben. Als sich aber einige Mönche in's Todtengewölbe begaben, um ihn zu suchen, fanden sie ihn entseelt im Sarge. Alle Versuche des herbeigerufenen Klosterarztes, ihn wieder zum Leben zu bringen, waren vergebens.

Der Unglückliche hatte wahrscheinlich den Scheintodten aus dem Sarge gehoben, ihn an den Tisch gesetzt, und sich dafür in den Sarg gelegt, um seinen Wachgesellen zu necken. Als er aber den Leichnam lebendig werden sah, starb er vor Schrecken, und ward in derselben Todtenlade, in die er sich aus Muthwillen gebettet, begraben. So schnell und hart rächte der Tod das frevelhafte Spiel, das mit ihm getrieben werden sollte.

Langbein.

18.
Die Aster.

Zu der Zeit, als unser Erlöser noch ein Kind war, sandte sein Vater die Engel aus dem Himmel herab, und gab ihnen Knabengestalt, um mit dem kleinen Jesus und andern frommen Kindern in Jerusalem zu spielen. Da begab es sich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der nachmals des Erlösers Lieblingsjünger wurde, mit seinen himmlischen Gespielen in einem schönen Blumengarten sich erging. Der Abend war schon angebrochen, und die Sterne traten immer heller und heller aus dem dunkeln Äther hervor. Da sprach der Engel zu Johannes: „Ich will nun schlafen gehen."

„Wo ist denn dein Bett, lieber Fremdling?" fragte Johannes.

„Dort oben bei den Sternen," entgegnete der Engel.

„Ach, da muß es sich wohl recht süß schlafen lassen," seufzte der Kleine, „wenn ich doch mit dir gehen dürfte!"

„Dein Bett ist auch schon da droben gemacht," tröstete ihn der Engel; „aber erst wirst du dich hier unten noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind!"

Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht, und pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Angedenken bis auf den andern Morgen mit-

zugeben. „Da hast du ein Sträußchen,“ sprach er zu dem Engel, „und wenn du morgen früh wieder herunterkömmst, so vergiß nicht, mir ein anderes von da droben mitzubringen; denn da müßt ihr ja viel schönere und größere Blumen haben, als wir.“ —

„Die haben wir auch,“ antwortete der Engel, „aber wir können sie nicht zu euch herunterbringen. — Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind unsere Blumen; die sind aber so groß, und so hell, daß du mit deinen kleinen, schwachen Augen wohl schwerlich würdest hineinsehen können, wenn ich sie dir so nahe brächte, als die Rosen und Lilien. Ich kann dir das Alles nicht deutlich sagen; aber diese Blumen sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern im blauen Äther, und sie nähren sich nicht vom Sonnenstrahl, sondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein Sonnenstäubchen von einer Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann?“

Der Engel küßte den Knaben und verschwand. Und am andern Morgen kam er wieder, wie er versprochen, und hatte ein hellschimmerndes Körnchen in der Hand, das gruben sie miteinander in die Erde, und begoßen es alle Morgen und alle Abende mit frischem Wasser, das der Engel auch immer in eigener Hand getragen brachte.

Und der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Jerusalem, daß er einen Stern in seinen Garten gesäet habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte.

Und siehe, da erwuchs und erblühte im Herbst eine schöne bunte Blume von runder Gestalt, und ringsumher mit vielen schmalen Blätterchen, gleichwie von Sternenstrahlen umgeben, und so behielt sie nicht unschicklich den Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten; denn Aster heißt verteutscht ein Stern.

Und wenn ich des Abends bei einem Asterbeete stehe, und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen sind, so scheint es mir oft, als ob sie mit einander von ihrer alten Verwandtschaft flüsterten, und als wollten die Blumen vor Sehnsucht hinauf, und die Sterne herunter, um sich in Liebe zu umfangen.

Wilhelm Müller.

19.

Die Erscheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und fünfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthasar genannt, der sich mit der Uhrmacherkunst beschäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, besonders Taschenuhren, oder machte wenigstens Versuche damit; denn sie sollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in den Stand gebracht worden seyn, daß man sich ihrer mit Zuverläßigkeit bedienen konnte.

Mögen sie denn auch zu Balthasars Zeiten noch einen regellosen und unrichtigen Gang gehabt haben, so gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taschenuhren damals nannte) zu besitzen und damit zu prahlen wünschte. Balthasars Werke wurden daher nach Prag und Wien verschrieben und gut bezahlt. Jetzt sind freilich die damals noch sehr seltenen und theuren Stundeneier so gemein und wohlfeil geworden, daß sich ein betriebsamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ginge, von den erhobenen Steuern ein solches Ding anschaffen kann.

Balthasar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünstler heutiges Tages aus großen Werkstätten beziehen, mit unendlicher Mühe selbst aus rohen Metallen herausarbeiten. Er griff dabei seine Augen so rastlos an, daß er im vierzigsten Jahre seines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlstandes, den er sich durch Kunst und Fleiß bereiten wollte, auf einmal versiegt. Seine Gattin, die bisher seine Gehilfin gewesen war, setzte zwar unter Leitung des armen Blinden das Geschäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre gelungen, so hatte sie ebenfalls das Schicksal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erspart und zurückgelegt hatten, verzehrte sich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha, ihre fromme sechszehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Eltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte aufbieten mußte, sie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geschickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künstlichen Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von hab-

süchtigen Menschen, die sich kein Bedenken machten, die Armuth zu drücken, um einen Spottpreis abgepreßt, und sie mußte diesen elenden Lohn annehmen, weil sie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte sie, doppelt und rastlos zu arbeiten, und sie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einstmals hatte sie in der Nacht eine wunderbare Erscheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, stand vor ihrem Lager, und sagte mit holder Stimme: „Geh mit diesem Zweige auf den nächsten Hügel bei deinem Wohnhause, gib Acht, ob sich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Platze, wo er sich von selbst zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer, kindlicher Sinn, den einst der Himmel lohnen wird, eine irdische Vergeltung und Erleichterung seiner rühmlichen Sorgen finden."

Bertha würde dieses Ereigniß für einen leeren Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein frischer Zweig, dergleichen sie nimmer gesehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand sich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorstadt, wo sie mit ihren Eltern wohnte, ein Hügel, den sie gemeiniglich bestieg, wenn sie frische Luft schöpfen wollte. Auf der Spitze desselben sah sie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die sie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daseyn eines Schatzes anzeigen. Alle diese Umstände bewirkten bei der guten Bertha den Entschluß, der Weisung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menschen schliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis sie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig, und beugte sich zur Erde hinab. Sie bezeichnete die Stelle, öffnete sie in der folgenden Nacht, beim Scheine des Vollmonds, mit dem Grabscheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermeßlichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Eltern, die sich über den gefundenen Schatz innigst freuten. „Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben," sagte der Vater. „Du hast sehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du dich gar nicht daran vergriffen hast.

Wir müssen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Diese mag dann die Hebung des Schatzes veranstalten, ihn gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird sich's zeigen, wie viel uns der gnädigste Landesherr, in Erwägung unsers Unglücks und unserer Armuth, davon überlassen wird."

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzigtausend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Hussitenkriege des fünfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen schrieb auf den an ihn erstatteten Bericht zurück: „Was Gott durch seinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen." — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte sich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo sie den Schatz gefunden, ein stattliches Schloß. Die Pforte ließ sie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem sie selbst dargestellt war, wie sie auf der Spitze des Hügels steht, und sich der Zweig in ihrer Hand zur Erde senkt.

Langbein.

20.

Der große Bernhardsberg.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte!
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Schiller.

Von St. Pierre, dem letzten wallisischen Dorfe, auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man drei Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man durch einen Felsen überrascht, welcher in Obeliskenform aus den Fluthen der in finsterer Tiefe brausenden Drauße sich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königsmantel, das purpurfarbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks.

Eines der lieblichsten und sinnvollsten Gemmenbilder, die jemals einer dichterischen Künstlerphantasie vorschwebten, malte sich, einige Schritte weiter, mit unverbleichbaren Farben, in meine Seele.

Der schöne Bergschmetterling Apollo, mit den rubinaugigen Flügeln, saß auf der lasurblauen Urne der großen Genziane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ein Lufthauch ihn emporscheuchte.

Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter an. Längst schattete kein Baumwipfel mehr, und der, mit den zartgefranzten Amethystglöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpenlerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun, in dieser furchtbaren Einsamkeit, mein Ohr keinen andern Laut mehr, als den fernen Donner einer Lavine. Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen oder von Lavinen begraben werden, und wo die Chorherren, diese Helden der Menschenliebe, mit Hilfe ihrer Hunde und Sondirstangen, schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten und wieder in's Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Klosterglocke, welche dumpfig aus einem wilden Geklüft herab hallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneute. Bald erschien, hoch über mir in schwarzblauer Luft, das Kloster selbst, am Rande eines Felsenwalles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauernhöfe, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum nichts erblickt, als Riesengipfel, deren Fuß düsteres Gewölk umgürtet, und Eis- und Schneefelder, welche labyrinthisch, durch Thäler und Schlünde, in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiten.

Gastlich thaten die Pforten der höchsten Menschenwohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk, gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte, vor einem hochlodernden Feuer, sein Herz.

In dieser, 1246 Toisen über die Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf- oder Binsenkranz entödet, wird niemals ganz vom

Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte. Hier, wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört, und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe, auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur zwei Monate im Jahre offen stehen, von Maulthieren heraufgetragen werden.

Ich fand die Chorherren, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig; nicht mit Pracht, aber mit Geschmack verziert, und, was in meinen Augen allen Krystallkronen, Spiegelwänden, Marmortafeln und Deckengemälden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden und bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen und dringend ersucht, während des längern oder kürzern Aufenthaltes im Kloster, sich völlig wie am eigenen Herde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer Zwecke mir längst ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als Eine Bürgerkrone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entsagung alles dessen, was die Tage der Sterblichen, im süßen Zauber weiblicher Geselligkeit, verschönt und beseligt, üben nicht jene Männer, in einem der unwirthbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit! Unentgeldlich, und ohne Ansehung des Standes und der Religion, wird der müde Reisende gespeist und beherbergt, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt, und der Erstarrte dem Tode entrissen.

Täglich, in der strengsten Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt, gehen Einige von ihnen, mit langen Stangen, und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde, auf die Landstraße, welche diese Thiere ungeachtet des finstersten Nebels oder des dichtesten Schneegestöbers niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lavine verschüttet, oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben, so erwittern die Hunde, ist anders die Tiefe des ihn deckenden Schnees nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Aufscharren sie der

hilfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und in's Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt, und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wiederschenkte, konnte mir Niemand angeben.

Trotz der unaufhörlichen Entdeckungsgänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde vergeht indeß beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier, von Allem fern, was ihr Herz Theures und Köstliches auf der Welt besaß, hilflos umkamen. Da die Natur in dieser Steinwüste den Todten die unterirdische Wohnung versagt, so werden sie in einer an der Ostseite des Klosters liegenden Kapelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Öffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale, hier hoch über den Wolken vereinigten Todten, rührte mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt; und weil in dieser scharfen und trockenen Luft kein entseelter Körper verwest, sondern nur allmählig zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen unentstellt, und mehrere dieser Verunglückten wurden von Angehörigen oder Freunden, nach zwei Jahren und darüber, noch wieder erkannt. Sie sind nicht übereinander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder Neuankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon nebeneinander hin. Die Farbe der Gesichter, eben so wie die Farbe der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei Einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunkeln Zimmetbraun der ägyptischen Mumien.

Ein unbefangener und fröhlicher Ton herrschte bei der Mittagstafel, und Alles, was ich sonst noch, in Rücksicht auf ihre Collegialverhältnisse, zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkte mich in dem erwünschten Glauben, daß die Chorherren in brüderlicher Har-

monie bei einander wohnen. Ihre Fragen über die neuesten Welt-Begebenheiten bewiesen, daß sie diese nur, wie in dämmernder Tiefe, undeutlich und verkleinert erblicken. Aber anstatt ihren Tag mit Vergleichung und Vereinigung der Widersprüche in den Zeitblättern zu verderben, oder mit prophetischem Pinsel groteske Ungeheuer auf den Vorhang der Zukunft zu malen, beschäftigt irgend ein Lieblingsfach ihre Nebenstunden, wie, zum Beispiel, Physik, Mineralogie oder Botanik. Doch so bald die leidende Menschheit um Hilfe ruft, eilt Jeder mit militärischer Pünktlichkeit an seinen Posten.

Herr Daleve, der Schaffner des Klosters, ein gefälliger und achtungswerther Mann, begleitete mich nach dem Jupitersplane, wo dem Donnerer einst ein berühmter Tempel geweiht war, von welchem der Berg seine altrömische Benennung (Mons Jovis) erhielt. Zu verschiedenen Epochen hat man in den Substructionen dieses Tempels nach Alterthümern gegraben, aber stets ohne den gehofften Erfolg. Man entdeckte nur einige Münzen von geringer Erheblichkeit und eine beträchtliche Menge kupferner Votivtafeln, die als Beweisthümer, wie gefahrvoll man die Reise über den großen Bernhard in den Römerzeiten sich vorstellen mußte, der antiquarischen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sind.

Meine beschränkte Zeit untersagte mir den Gang nach dem Spiegelfelsen, einer der ersten naturhistorischen Merkwürdigkeiten in der umliegenden Gegend. Diese senkrechte Steinwand, von bedeutender Höhe, erhielt eine so vollkommene natürliche Politur, daß man, wie Herr Daleve versichert, sich deutlich darin erblickt, wie im reinsten Spiegel. Noch keinem Forscher, Saussüre und Dolomieu selbst nicht ausgenommen, gelang die Auflösung des wunderbaren geognostischen Räthsels. Mit leiser Hand, und in dichte Finsterniß gehüllt, schliff die Natur diesen Felsen.

Trotz dem stürmischen Wetter stieg ich am folgenden Morgen die Südseite des Berges hinunter. Ein Adler schwebte rechts über die Ebene hin, wo Jupiters Tempel stand. Dankbar nahm ich die Vorbedeutung an.

v. Matthisson.

21.

Die Wanderung nach dem Vesuv.

Die Wanderung nach dem Vesuv unternahm ich ohne die Reisegesellschaft. Ein kundiger Führer ward mein Begleiter. Im Städtchen

Torre del Greco, beinahe völlig zerstört durch den Feuerstrom des Jahres 1794, bauten die Einwohner auf der kaum halberkühlten Lava, keck durch die Vorstellung, der erschöpfte Berg bedürfe nach dem letzten wüthenden Ausbruche nun der Erholung wenigstens von einem halben Jahrhundert, auf den Gräbern ihrer in Asche verwandelten Häuser sich wohlgemuth wieder an. Vom Kirchthurm waren Dach und Glockengeschoß nur noch sichtbar. Die Hauptmasse des verderblichen Phlegetons nahm, in gerader Linie über das unglückliche Ortchen hinweg, ihre Richtung meerwärts. In Torre del Greco mietheten wir Esel, die uns durch ein grauenvolles Chaos von Schlacken und Asche bis zur Klause des Eremiten trugen. Wir übergaben seiner Obhut unsere Thiere und klimmten dem Krater entgegen. Die steilste Parthie davon stürzte beim letzten Ausbruch in den Abgrund. Da sprengten des furchtbaren Elementes empörte Kräfte sich an der Nordseite des Berges drei neue Schlünde. Die zweijährige Lava war noch so voll Gluth, daß wir keine Minute lang auf der nämlichen Stelle fußen durften. Ein Strohbüschel, womit sich der Führer, des Experimentes wegen, versehen hatte, ward in die nächste Spalte gestellt, und im Augenblicke schlug eine bläuliche Flamme daraus hervor. Das Emporarbeiten durch die Asche, wo man unaufhörlich wieder zurückgleitet, und, um einen Schritt vorwärts zu kommen, wenigstens viermal ansetzen muß, machte sich, als eine der anstrengendsten und ermüdendsten Leibesübungen, schon längst allgemein berüchtigt. Endlich war das Ziel erkämpft. Wir standen am Krater, aus welchem leichte Dampfsäulen, bald langsamer, bald schneller, mit einer Art von sausendem Gezisch in die Luft stiegen, welches ich, unter allen mir bekannten Lauten im Reiche der Dinge, mit keinem davon zu vergleichen wüßte. Das Fest, so der alte Verwüster uns außerdem noch bereitete, bestand in einigen Blitzen, die dunkelroth im Rauchschwalle zuckten, und von dumpfigen Donnerschlägen der Tiefe begleitet wurden, die den Boden unter unsern Füßen zum Zittern brachten. Die Atmosphäre war brennend, und ich beschleunigte den Rückzug. Der Führer, weder erhitzt noch ermattet, schien, durch das beinahe täglich sich erneuernde Wegweisergeschäft auf den höllenmäßigen Feuerfeldern, endlich die Natur vom Salamander angenommen zu haben. Indeß meine Stirn einer Dachtraufe glich, war die seine trocken, wie der Bimsstein, der unsern Sohlen unsanft genug zu schaffen machte.

Herab ging es glatt und bequem wie auf Alpenschnee. Der Salamander zeigte mir die Lavaklippe, mit welcher Wutky, der Vesuvmaler, beinahe zusammengeschmolzen wäre, um Ideen für ein Gemälde zu sammeln, ohne der glühenden Steine zu achten, die ringsumher niederhagelten. So ließ Vernet, während ein Orkan wüthete, zu Nutz und Frommen der Kunst sich an den Mastbaum binden, um gehörig, ohne Kopf- oder Fußverlieren, beobachten zu können.

Der Eremit, als Hofmarschall des Vesuv, machte seinem Aufenthalt in Berlin und Petersburg Ehre. Das Frühstück, aus gebackenen Meerfischen und Eierspeisen zusammengesetzt, war vortrefflich. Die Lacrimae Christi bewährten ebenfalls den alten Ruhm.

Die Klause liegt auf einer Art von Cap, an welchem die Lavaströme sich rechts und links vorbeischieben müssen, dem Einsiedler aber nichts anhaben können. Gegen die Steine, welche der Feuerschlund in die Luft schleudert, schirmt ihn sein bombenfestes Kellergewölbe.

Wir hielten unser Mahl im Freien, auf einer Steinbank vor der Anachoretenzelle.

Der Salamander forderte mich unaufhörlich auf, die Stadt Neapel doch aus diesem Standpunkte recht scharf zu betrachten, um von ihr das beste Bild mit nach Hause zu nehmen. Der Mensch mußte durch die Schule Hackert's gelaufen seyn; denn auch nach dieses Meisters Urtheil erscheint Neapel nirgends vortheilhafter und überschaubarer, als von der Bergkuppe des Bruders Felix, welcher aber, der wundervollsten Umsicht von Europa längst überdrüssig, sich nur da behaglich fühlt, wo er bloß im Geiste sein Wesen treibt.

Möcht' es in den Jahrbüchern der Erdrevolutionen bald also lauten: Zum Wasserbecken, dessen Fluthen ruhig wallen, gleich den Fluthen der Seespiegel im Nemi und Albano, ward nun endlich auch die Schwefelhölle, durch welche, vom hohen Plinius bis herab zum niedern Hausthier, tausend und aber tausend Leben gewaltsam untergingen, Herkulanum, Pompeji und Stabiä begraben, und unzählbare Ansiedlungen der spätern Zeitalter Graus und Asche wurden!

v. Matthisson.

22.

Die Beschwerden des Seedienstes.

Dem Mittelländer fehlt der Begriff von der Härte des Seedienstes, den nur das Anschauen recht lebhaft erwecken kann.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet, oder vielmehr angeschlagen, so ertönt des Bootmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Rufe muß Alles auf den Beinen seyn, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell und am Steuerruder ein jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Das Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Ändert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt: steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für Jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf's Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezogen werden, brausen die Winde darein, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten und dritten Verlängerung der Masten hinauf. Dort hangen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkte dient. Auf diesem Seile gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffes, die in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke.

Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen bei sehr hoher See in einem Winkel von 38 Graden von der Perpendikulärlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen gesehen.

Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen 50 Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von 50 bis 60 Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er in's Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren; doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehilfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte, ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob ihm die Sonne dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht bloß auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Maststange, und blickt aus dieser einsamen, schwindlich machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn er unerfahrene Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen hört, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offener See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn. Was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit festgebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt? Oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sey, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indessen nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine halbe Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der

Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die, zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemanns, und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinns, so gränzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens, und ist auch wie diese das Resultat der Erfahrung und der Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen Vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde; allein wenn auch die Zeit der Prüfung kömmt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten. Auf viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter, vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag; — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern, doch dazu kam es nie. Ich sah unsere Leute schweigen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tag und bei Nacht mit ihnen die vielfachen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der Offizier blieb durchnäßt und starrend vor Kälte auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als seine Wache; und Cook selbst genoß keine andere Speise, als der gemeine Seemann. Eine Last wird

leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit Andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man am Bord allgemein gegen seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen, stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus.

Forster.

23.

Das Repphuhn des heiligen Johannes.

In einem zwar schon hohen, doch heitern Alter lebte St. Johannes, als Bischof von Ephesus fast angebetet von seiner zahlreichen Gemeinde, hochgeschätzt in der ganzen umliegenden Gegend, und auch in der Ferne nicht unberühmt. Zu dem Manne, der ehemals unter der Schaar der Apostel für den Liebling seines großen Meisters gegolten hatte, der dem allgemeinen Glauben nach nur durch ein Wunder vom Märtyrertode errettet worden, und von welchem eine dunkle Sage umherging, daß er nie sterben, sondern die Ankunft des Herrn zum Gerichte erwarten werde, — zu diesem, den damaligen und nachherigen Christen so theuern, obschon von beiden auch so oft mißverstandenen Manne wallfahrteten die Gläubigen von jeder Himmelsgegend her, freuten sich seines milden Unterrichts, seines Gespräches, das nie schalt oder hart strafte, und ehrten in ihm einen ächten Lehrer des Gottes der Liebe.

Einst kam auch von den Gränzen Arabiens ein Neubekehrter zu ihm. Es war ein reicher, noch ziemlich rascher, für das Christenthum zwar warmer, doch auch den erlaubten Lebensfreuden noch nicht abgestorbener Jüngling. Ein wenig voreilig in Gedanken und Worten, besaß er doch ein im Grunde edles Herz, und bestrebte sich, überall das Wahre und Gute aufzusuchen. Er hatte sich schon so lang und so sehr gefreut, den berühmten Johannes nun von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; hatte unter Wegs noch so Vieles über ihn mit seinen Gefährten gesprochen, und wäre jetzt — bald geradezu wieder umgekehrt, ohne nur mit einer Sylbe ihn anzureden. Denn als er ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang zu einer Zeit ankam, wo der Bischof sich im Garten bei seinem

Hause befand, als ein einziger alter Diener ihm diese Gartenthüre sogleich aufschloß, versicherte, daß es gar keines Anmeldens erst bedürfe, und ihm seinen Herrn selbst aufzusuchen anrieth, da traf der Jüngling den Evangelisten in einer Beschäftigung, die man zwar nicht unanständig nennen konnte, die aber doch jenen hochgespannten Erwartungen so wenig entsprach, daß sie — selbst hier vielleicht einer kleinen Einleitung bedarf.

Johannes, sanft gegen jeden seiner Mitbrüder, war es auch gegen vernunftlose Geschöpfe. Jener Spruch: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes!" schien ganz für ihn gemacht zu seyn. Er schob oft, wenn er sich zur Tafel setzte, die Befriedigung seines eigenen Hungers auf, um nur die stärkere Begierde eines winselnden Haushundes zu befriedigen, und freute sich alle Mal herzlich, wenn er das heimkehrende Roß der gefüllten Krippe zueilen, oder die nachbarlichen Tauben dem ihnen hingestreuten Futter zufliegen sah. Unter allen aber genoß ein zahmes Repphuhn ganz vorzüglich seine Gunst. Aus seiner eigenen Hand erhielt es fast immer die Speise; ward oft von ihm gestreichelt und gepflegt; durfte, so oft es wollte, auf seinen Tisch fliegen; hatte die Gewohnheit und Erlaubniß, oft nach ihm zum Scherze mit seinem Schnabel zu hacken, und pflegte dann endlich unter's Gewand an seinen Busen zu schlüpfen, und allda auszuruhen, so lange es ihm beliebte.

Nun saß eben damals, ganz bequem auf einer Rasenbank hingelehnt, der ehrwürdige Johannes da, und trieb seinen Scherz mit diesem Thierchen; warf ihm jetzt ein paar Körnchen Futter hin; streichelte es jetzt, wenn es sich darnach bückte, zog die Hand zurück, wenn es nach solcher hackte, kurz, tändelte und spielte mit ihm, als der junge Araber mit zwei oder drei von seinen Begleitern sich nahte. Schon von Weitem hatten sie diesen Zeitvertreib wahrgenommen, und sich im Stillen darüber verwundert. Ohngefähr noch acht oder zehn Schritte hinter dem Rücken des Evangelisten blieb der Fremdling stehen, sah noch ein Weilchen zu, und flüsterte endlich zu einem seiner Gefährten: „Wie? ist dieses der Mann, von welchem das Gerücht so viel plaudert? den man für eine so hohe Stütze seiner Glaubensgenossen hält? Hat ein Apostel und Bischof nichts Besseres und Wichtigeres zu thun, als mit einem solchen Thierchen zu spielen? oder ist der ehemals thätige Mann nun als Greis wieder zum

Kinde geworden? Wenigstens einer so weiten Reise wird sein Anblick und sein Gespräch kaum verlohnen!"

Leise genug hatte der Fremdling alles dieses seinen Gefährten zugeflüstert; dennoch — es sey nun durch höhere Kraft, oder durch ein natürliches feines Gehör geschehen! — dennoch war auch kein Wörtchen seiner Rede dem Ohre des Heiligen entgangen. Ganz allmählig wandte er sich jetzt um, schien des Besuches nun erst gewahr zu werden, winkte freundlich mit der Hand, daß sie näher hinzutreten möchten, und sprach:

„Willkommen, willkommen, Fremdlinge und Brüder! — Näher, mein Sohn, näher! Ihr seyd wahrscheinlich aus fernen Landen?"

Fremdling. „Aus Arabien, hochwürdiger Vater!"

Johannes. „Dachte ich's doch, deiner Tracht, deinem ganzen Wesen nach! Und hast der Diener wahrscheinlich noch mehrere bei dir?"

Fremdling. „O ja! noch zehn bis zwölf wenigstens!"

Johannes. „Und sollte unter diesen deinen Dienern — wundere dich nicht über diese seltsame Frage zum Anfange des Gesprächs, ich will dir den Grund davon bald enträthseln, — sollte keiner unter ihnen mit Pfeilen und Bogen versehen seyn?"

Fremdling. „Allerdings! sieben Personen meines Gefolges sind damit bewaffnet."

Johannes. „Aber diese Bogen — wie tragen sie solche auf ihren Schultern? gespannt oder ungespannt?"

Fremdling (mit sichtlicher lächelnder Verwunderung). „Ungespannt! wie anders? (für sich) Dachte ich's doch! er ward zum Kind!"

Johannes. „Aber warum ungespannt? Des Bogens Bestimmung ist ja doch, Pfeile abzudrücken! Warum tragt ihr ihn daher so unvorsichtig?"

Fremdling. „Weil gerade das Gegentheil unvorsichtig wäre! Weil der Bogen bald seine Schnellkraft verlieren, bald an jene Beugung sich verwöhnen würde, wenn er stets, oder fast so gut als stets, die gekrümmte Form behalten müßte. Nur dann, wenn er gehörig ausruht, erhält er wieder Stärke und Spannungsvermögen genug, um den tödtenden Pfeil recht weit und recht kräftig fortzuschnellen; kann dann den Räuber abhalten, das Wild erlegen, den Vogel im Fluge tödten, und den Feind zu Boden strecken."

Johannes (mit sanftem, jedoch einiger Maßen verweisenden Tone). „Ei, sieh doch, sieh! Wie richtig und gut du über den Bogen

urtheilst, und wie vorlaut und unrichtig über den Menschen! Wenn für jene Nachlaß und Ruhe erforderlich ist, um dann desto stärker, desto gewisser zu wirken; warum willst du strenger in Forderungen an deine Mitbrüder seyn? Warum willst du dich wundern, daß ein Mensch, und zumal ein Greis, auch dann und wann, von den Geschäften seines Amtes und seines Tages ermattet, auf Erholung denkt? — sie bei Geschöpfen sucht, die zwar allerdings dir geringfügig scheinen, die aber doch Zuneigung zu empfinden und zu erwiedern vermögen! — Wisse: in weiser Muße frische Kräfte sammeln, ist allgemeines Bedürfniß der Natur. Sie erquickt thierische Körper durch den Schlaf, und die Geister in diesen Körpern durch den Wechsel von Arbeit und Spiel. Wenn angespannte Bogen des Ausruhens bedürfen, um wieder zu wirken, so haben auch angespannte Nerven des menschlichen Körpers dieß nicht minder vonnöthen, und zwischen Erholung und Müssiggang ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Freigebigkeit und Verschwendung."

Ein Paar Augenblicke hielt hier Johannes ein. Mit glühender Schaam auf der Wange, mit noch stärkerer im Innersten seines Herzens stand der Fremdling da, wagte es nicht, die Augen aufzuheben, und wollte sich jetzt mit stummer Verbeugung entfernen. Doch des Greises bisher etwas ernste Miene war schon wieder zum traulichen Lächeln geworden. Indem er leicht die Absicht des Jünglings errieth, faßte er ihn bei der Hand, drückte sie ihm, und sprach:

„Wie? du wolltest schon wieder von mir gehen, da du kaum gekommen bist? Hältst du mich vielleicht für beleidigt? Ja fürwahr, dann wäre doch dein Argwohn gegründet, dann wäre freilich der Greis wieder zum Kinde geworden! Nein, bleib — bleib noch bei mir! kamst ja wahrscheinlich doch wohl, um dich über Einiges zu befragen; dich über Einiges bei mir zu belehren. So laß dir's dann nicht mißfallen, daß ich dich auch über Dinge belehre, wonach du mich nicht befragtest! Spanne nun den Bogen, da er ausgeruht und Kräfte gesammelt hat! Wenigstens wirst du ihn willig finden, dir zu nützen."

Meißner.

24.

Myrtil.

Bei stillem Abend hatte Myrtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein, und das Lied der Nach-

tigall hatten ihn im stillen Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater sanft schlummernd im Mondschein hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellte er sich, die Arme ineinander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise; nur blickte er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen floßen dem Sohne vom Auge.

„O du!“ so sprach er jetzt, „du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, im stillen Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? Warum ist der Segen auf unserer Heerde, und auf den Früchten unsers Feldes? Oft wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest, wenn du dann gen Himmel blickest, und freudig mich segnest, ach, was empfind' ich dann, Vater! ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau geworden; seyd immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch gegen seligere Gefilde vertauschen. Ach, Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren? Trauriger Gedanke! Auch dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal streuen.“

Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. „Wie er lächelnd da liegt, und schlummert!“ sprach er jetzt schluchzend. „Es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirn gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau!“ Jetzt küßt er ihm die Stirn, sanft

ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Geßner.

25.

Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzel von der Erde entblößt, und der Baum stand da, traurig, und drohte, zu sinken. „Schade!“ sprach er, „solltest du, Baum! in dieß wilde Wasser stürzen? Nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn.“ Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; „ich kann mir andere Stäbe holen,“ sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde; jetzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt, und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Sollt' ich unbelohnt dich weglassen? Gütiger Hirt! sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führst.“ „O wenn du mir zu bitten vergönnst, Nymphe!“ so sprach der arme Hirt, „mein Nachbar Palämon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden.“

So bat der Redliche, und Palämon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Geßner.

26.

Die Mayenwand.

Als wir unsere Fußeisen angelegt hatten, fingen wir mit wachsendem Muthe an, die Mayenwand hinanzusteigen. Ein Oberwalliser

führte uns trefflich, indem er die abschüssige Bergwand nicht in gerader Linie, sondern in lauter schlangenförmigen Bewegungen oder Windungen hinanklimmte. Das Steigen war zwar sehr mühsam, und wir mußten deßwegen alle fünf bis acht Minuten Halt machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Mayenwand mit häufigen Alpenrosen bewachsen und überdem sehr uneben und höckericht war, so daß man immer einen festen Fuß fassen konnte. Wir konnten daher nicht begreifen, wie die Mayenwand zu dem üblen Rufe der Gefährlichkeit oder Unzugänglichkeit gekommen sey. Allein je höher wir stiegen, desto steiler der Weg, desto kürzer das Gras, und desto seltener waren die Alpenrosen oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welchen wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es uns fast eben so schwer, gegen die beinahe senkrechte, und immer glattere Mayenwand hinanzudringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms, oder an einer abgeschnittenen Felswand hinanzuklettern. Wir konnten nicht mehr gehen, sondern wir mußten Kniee und Hände zu Hilfe nehmen, und bisweilen hingen wir an der fürchterlichen Höhe der Mayenwand bloß mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Grases ausrutschten. Als wir unter diesen mißlichen Umständen unsern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange der Mayenwand nahe wären, so erhielten wir die tröstliche Antwort, daß er den Weg selbst nicht recht wisse, daß er ihn aber suchen wolle. Indeß blieben wir, ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, stehen oder liegen, und in diesem Zwischenraume suchten wir uns an den Anblick der gähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten. Nach einer guten Viertelstunde kam der Walliser zurück, und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch frische Spuren der Reisenden, die vor Kurzem darüber gekommen seyn müßten, habe unterscheiden können. Der Weg sey aber ein bloßer Geiß- oder Ziegenweg, und so schmal, und für nicht geübte Bergsteiger so gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen, als führen wolle. Keiner von uns konnte den Gedanken aushalten, sich von einem ältlichen und dem Anscheine nach nicht starken Mann über einen Pfad tragen zu lassen, von welchem der Träger selbst zweifelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewohl wir bald nachher von dem Spitalmeister auf der Grimmsel hörten, daß er schon manche Reisende über die Mayenwand getragen habe.

Wir schleiften uns also langsam, meistens mit dem ganzen Körper an die Mayenwand gelehnt, an den Anfang des sogenannten Geißweges hin. Dieser Weg lief an dem untersten und schmalen Rande einer mit Gras bekleideten Erd- oder Felsenbank weg, die sich nicht nur senkrecht und unersteiglich emporhob, sondern auch um mehrere Schuhe über die zweihundert Klafter hohe Mayenwand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, so daß wir bei einem Fehltritte zehn oder mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die gähe Mayenwand berührt hätten. Wenn aber dieses geschehen wäre, so würden wir, allem Ansehen nach, mit einem solchen beschleunigten Fall auf die Anfangs glatte und steile, und nachher mit Steinen und Felsstücken überstreute Mayenwand hinabgestürzt seyn, daß wir nicht eher, als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerschmettert, oder geschunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad selbst war so schmal, daß er da, wo er am breitesten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er sich nicht an dem Fuße der steilen Erdwand und über der scheußlichen Tiefe in einer geraden und ununterbrochenen Richtung fort, sondern man mußte bisweilen, so weit man konnte, schreiten und sich zugleich um ein hervortretendes Felsstück herumwinden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zehen haften konnte. Ich war zufälligerweise der Erste, der den furchtbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfing, indem der Walliser jedesmal nur Einen herüberleiten konnte. Ungeachtet der Geißweg quer über die Mayenwand ohne Vergleichung gefährlicher ist, als der Weg vom hohen Kasten herab war; so empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angst, womit ich zwischen den Abgründen in Appenzell herunterrutschte, so sehr hatte der beständige Anblick von tiefen Schlünden und gähen Abstürzen mein Auge und meine Einbildungskraft gestärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer schmalen Leiste ähnlichen Weg zuerst betrat, verlor sich fast ganz nach den ersten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich sah, daß man mit gehöriger Vorsicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur Rechten noch zur Linken ein Punkt war, wo ich meinen Bergstock hätte hintreiben können, so ließ ich diesen zurück, klammerte mich mit der Rechten, so fest ich konnte, an das Gras der steilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat allemal auf den Fleck hin,

den er verlassen hatte, und zwar nicht eher, als bis ich hörte, daß er fest stehe, und daß ich mich beim Vortreten auf ihn stützen könne. Als wir das erste und gefährlichste Drittel des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo der Pfad etwas breiter und die Erdwand nicht so senkrecht als vorher war. Hier bat mich der alte Walliser, so lange stehen zu bleiben, bis er meine Reisegefährten auch so weit hergebracht habe. Die übrigen beiden Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zwei Absätzen, und so entstanden auf unserer Wanderschaft über die Mayenwand zwei Pausen, deren jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich gewesen wären, so hätten wir keine vortheilhafteren Standpunkte für Bergaussichten, als die an den Höhen der Mayenwand, wünschen können, indem wir nicht bloß die ganze Kette der Walliser Schneeberge vom Gotthard bis an den großen Bernhard hin, sondern auch mehrere Spitzen der savoyischen Eisgebirge von den Strahlen der Abendsonne erleuchtet sahen. Der Geißweg quer über die Mayenwand beträgt vielleicht einige hundert Schritte, allein wir brachten eine gute Viertelstunde zu, um darüber zu kommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem alten Walliser selbst die Hände, nicht weil er für sich, sondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimmsel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beisammen sahen, wünschten wir uns gegenseitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unserer Bergreise gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überstanden hätten. Auch hatten wir in der That Ursache, uns zu freuen und Glück zu wünschen, indem vor wenigen Jahren ein sächsischer Edelmann mit seinem wallisischen Führer von der Mayenwand hinabgefallen, und so gequetscht und geschunden worden war, daß man ihn halb todt in das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meiringen hinabtragen konnte. Unser Führer freute sich nicht weniger als wir, und fragte uns lachend: ob wir nun wüßten, was die Mayenwand bedeute?

Meiners.

27.

L i n n é.

Karl Linné, der große Naturforscher, welcher ein ganz neues System der Pflanzenkunde aufgestellt hat, ward im Jahre 1707 zu

Roshult in Schweden geboren. Sein Vater, ein protestantischer Landpfarrer, liebte selbst die Naturwissenschaften und besonders die Pflanzenkunde, und hatte um seine Wohnung ein artiges Gärtchen angelegt, in welchem er viele Pflanzen zog. Der Sohn beschäftigte sich als Knabe gern in diesem Garten, und gewann die Pflanzen lieb, so daß bald eine vorherrschende Neigung zur Botanik an ihm sichtbar wurde, indem er auch außer dem Garten die Pflanzen untersuchte, sammelte, und neugefundene in den Garten des Vaters zu übertragen suchte.

Seine Mutter hatte das Gelübde gemacht, ihn für den geistlichen Stand zu erziehen, und deßwegen schickte ihn der Vater, nachdem er dem Unterrichte in der Dorfschule entwachsen war, in einem Alter von zehn Jahren auf die lateinische Schule in Wexiö.

Karl trennte sich von seinem Gärtchen eben so schwer als von seinen Eltern, und die Pflanzen waren ihm lieber als die lateinischen und griechischen Vocabeln. Während des Schulunterrichtes war er oft mit seinen Gedanken auf den Wiesen und Fluren, wo seine geliebten Blumen blühten; nach demselben beschäftigte er sich vorzugsweise mit den Pflanzen, und nicht selten streifte er über Wiesen durch Auen und Wälder, oder kletterte auf Berge, um Pflanzen zu sammeln zu einer Zeit, wo er in der Schule dem Unterrichte über die alten Sprachen hätte beiwohnen, oder zu Hause in denselben sich hätte üben sollen.

Deßwegen blieb er auch in den Schulkenntnissen und besonders in den alten Sprachen weit hinter seinen Mitschülern zurück, und er konnte das Versäumte in seinem Leben nie mehr nachholen. Nachdem er als Botaniker die höchste Stufe erreicht hatte, schrieb er noch immer unrichtig und schlecht Latein, welches seinen Neidern und Gegnern manche Veranlassung zu Neckereien und zum Spotte gab.

Linné's Lehrer, welche nach der damaligen Methode dem Knaben die alten Klassiker gern eingebläut hätten, klagten laut über die Unlust des Knaben zu den Wissenschaften. Sie schrieben dem Vater, daß er seinen Sohn, der nichts lernen wolle, und nur Kräutern und Schmetterlingen nachjage, von ihrer Schule zurücknehmen und einem Handwerker in die Lehre geben möchte. Die guten alten Herren erforschten den Knaben zu wenig, sonst hätte ihnen bei seinem getreuen Gedächtnisse, mit welchem er deren Kennzeichen und Namen

festhielt, in die Augen springen müssen, daß er zu ganz was Anderm, als zu einem Handwerker tauge.

Der Vater glaubte den Lehrern, und gab den Sohn im Unwillen über dessen Trägheit auf der Gelehrtenschule zu einem Schuhmacher in die Lehre. Doch die göttliche Vorsehung wacht über das Schicksal der Menschen, und leitet sie auf den Weg, auf welchem sie zu dem nützlichsten Wirkungskreise gelangen können. Ein Arzt, Namens Rothmann, hatte den Knaben oft auf seinen botanischen Ausflügen beobachtet, und sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Er entdeckte nicht nur eine unbesiegbare Neigung zur Pflanzenkunde, sondern auch ein sehr treues Gedächtniß, viel Verstand und Scharfsinn, eine lebhafte Einbildungskraft und auch Witz bei ihm, und gewann ihn lieb.

Er beredete die Eltern, daß sie der Neigung des Knaben nicht entgegenstreben sollten, durch welche er sein Wohl gründen könne. Sie riefen ihn von dem Schuhmacher ab, und erlaubten ihm, in Wexiö zu verbleiben, und unter Anleitung seines Gönners Botanik zu studiren.

Rothmann öffnete seinem Schützlinge seine Bibliothek, und Linné studirte durch zwei Jahre alle botanischen Werke, welche zu dieser Zeit als vorzüglich empfohlen wurden. Rothmann sah mit Vergnügen den Eifer des Jünglings, der bewunderungswürdige Fortschritte in der Botanik machte, und war ihm mit Rath und That in seinen Forschungen behilflich. Linné sah aber ein, daß diese Wissenschaft allein ihm in der Folge nicht werde Unterhalt verschaffen können, und fing an, nebenbei die Arzneikunde zu studiren, wobei ihm die Kenntnisse der Botanik sehr zu Statten kamen. Er war damals zwanzig Jahre alt, und bezog die Universität zu Lund. Er hatte dort einen Verwandten, den Professor Humarus, welcher ihm versprochen hatte, ihn mit Geldmitteln zu unterstützen.

Als aber Linné auf der Universität ankam, war sein Verwandter gestorben, und er ganz hilflos. Doch die göttliche Vorsehung führte ihn zu dem Botaniker Kilian Stobäus, der sein Freund und Wohlthäter wurde; dieser unterstützte ihn so weit, daß er auf der Universität seine Studien fortsetzen konnte. Zugleich betrieben beide mit allem Eifer die Botanik, und Linné übertraf bald alle Erwartungen seines Gönners. Stobäus rettete seinem jungen Freunde auch hier das Leben. Auf einer botanischen Wanderung wurde

Linné von dem sogenannten Höllenwurm gestochen. Dieser ist ein zwirnähnlicher, dünner, in Schweden und Guinea einheimischer Wurm, der sich unbemerkt in die bloßen Beine einfrißt, die heftigsten Schmerzen und Lähmung, auch den Brand verursacht, wodurch er tödtlich wird.

Stobäus wand ihm den Wurm mit äußerster Vorsicht heraus, und beugte dadurch allen schädlichen Folgen vor.

Stobäus hatte selbst nicht so gute Einkünfte, daß er seinen Schützling hinlänglich hätte unterstützen können, und dieser hatte noch immer mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Mit botanischen Kenntnissen reich ausgerüstet, begab sich nun Linné auf die Universität zu Upsala, und brachte viel Zeit in dem dortigen botanischen Garten zu.

Hier lernte ihn der gelehrte und menschenfreundliche Celsius kennen, welcher bei der Bearbeitung des Werkes über die biblischen Pflanzen eines wohlunterrichteten Gehilfen bedurfte. Er nahm sich seiner an, und verschaffte ihm Unterhalt, wogegen ihm Linné bei seinen botanischen Arbeiten half.

Hier entwarf Linné sein neues System in der Pflanzenkunde, und legte seine Gedanken in einer Schrift nieder, welche dem Professor Rudbeck mitgetheilt wurde. Dieser bewunderte die Neuheit des Systems und den Scharfsinn, welchen der junge Botaniker entwickelte, und faßte solches Zutrauen zu ihm, daß er ihm auftrug, an seiner Stelle in dem botanischen Garten den Wißbegierigen die Pflanzen zu erklären.

Bald darauf wurde Linné von Celsius zu einer wissenschaftlichen Reise nach Lappland vorgeschlagen. Mehrere Freunde der Botanik legten eine Summe von sechzig Thalern zusammen, und mit dieser geringen Baarschaft versehen, machte Linné eine Reise von 800 teutschen Meilen.

Im April 1732 trat er die Reise ganz allein zu Pferde an; eine lederne Kapsel mit Federn und Papier, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidung war Alles, was er mitnahm.

Sein Muth und seine Beharrlichkeit wurden auf dieser äußerst beschwerlichen Reise oft auf die Probe gestellt. Er mußte sich alle Entbehrungen gefallen lassen, er verachtete alle Gefahren, ertrug Hunger und Durst, Hitze und Kälte, ohne zu ermüden. Seine Liebe zu den Naturwissenschaften trieb ihn in dem uncultivirten

Lappland immer vorwärts. Nach sechs Monaten kam er mit einer großen Ausbeute an botanischen Schätzen und reichem Gewinne für die Naturwissenschaften zurück. Im Jahre 1785 ließ Linné die Flora von Lappland drucken, welche ein Muster für alle ähnlichen Arbeiten geworden ist. In diesem Werke hatte er zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und nach ihren Verhältnissen zu sich und zu dem Stengel geordnet.

Bei den ausgezeichneten Kenntnissen in der Naturwissenschaft war Linné noch immer in Geldverlegenheiten, und oft wegen des nöthigen Unterhalts in Sorgen. Er gab Vorlesungen über die Naturwissenschaften; da er aber keine akademische Würde besaß, so führten einige Professoren, welche immer schon mit neidischen Augen auf den großen Botaniker gesehen hatten, Klage; denn ausgezeichnete Kenntnisse werden gewöhnlich von Neid und Mißgunst verfolgt. Linné wurden die Vorlesungen untersagt.

Da traten sieben wißbegierige Jünglinge zusammen, und beredeten ihn, daß er mit ihnen und auf ihre Kosten eine wissenschaftliche Reise nach Lappland unternehmen möchte.

Nach Vollendung derselben gab er den Zöglingen des Bergwesens in Fahlum Vorlesungen über die Mineralogie und den Bergbau. Jetzt dachte Linné ernstlich daran, sich zum praktischen Arzte auszubilden; er reiste nach Holland, nahm zu Hardewiek die Doctorswürde, und ging dann nach Leiden, um sich unter den berühmtesten Ärzten Boerhave und Gronovius weiter auszubilden.

Diese erstaunten über den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse und wurden seine Freunde. Er wurde von Boerhave und Burman, dem reichen Bewindhebber der ostindischen Handelsgesellschaft, Cliffort, als Hausarzt und Aufseher über seinen an botanischen Schätzen reichen Garten zu Hartecamp empfohlen. Er nahm diese Stelle an, welche ihm einen Gehalt von 1000 Gulden brachte.

Jetzt, da er aller Nahrungssorgen enthoben war, fing er an, seine Werke über Botanik und Naturwissenschaft durch den Druck zu verbreiten, welche ihm einen unsterblichen Ruhm gebracht haben. Von hier unternahm er auch eine Reise nach England, und setzte sich mit den vorzüglichsten Ärzten und Gelehrten in Verbindung.

Nachdem Linné drei Jahre in Holland zugebracht hatte, drängte es ihn, sein Vaterland und seine Geliebten wieder zu sehen. Er reiste über Paris, und kam im September 1738 in Stockholm an.

Aber wie nach dem Sprichworte der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, so war auch Linné's Ruhm nach Schweden noch nicht gedrungen, und er kam ganz unbeachtet in der Hauptstadt an. Er mußte sich Anfangs kümmerlich mit der Behandlung der Kranken fortlhelfen, war aber in Heilung der Brustschwächen besonders glücklich.

Durch einen Zufall wurde dieses der Königin Ulrica Eleonora bekannt; sie, die auch an der Brust litt, ließ sich Etwas von ihm verordnen, welches gute Wirkung hervorbrachte. Nun strömten dem früher übersehenen Landsmanne Kranke aus allen Ständen zu, und sein Glück war gemacht; er wurde Arzt bei der Admiralität und königlicher Botaniker.

Es mußten im Jahre 1741 mehrere Gelehrte auf öffentliche Kosten Schweden in naturhistorischer Beziehung durchreisen, und Linné ward ihr Anführer. Im Jahre 1742 ward er zum Professor der Botanik an der Universität Upsala ernannt, wo er ganz den naturhistorischen Wissenschaften lebte, den botanischen Garten neu einrichtete, und sehr viele Werke schrieb.

Nach und nach zog er sich immer mehr von den akademischen Geschäften zurück. Im Jahre 1772 wollte er ganz von der Lehrkanzel abtreten, welches ihm aber der König verweigerte und ihm ein Gut schenkte, wo er, so lange es ihm beliebte, sich aufhalten und der Ruhe und Erholung genießen konnte.

Er starb am wiederholten Schlagflusse am 10. Jänner 1778, im 71sten Jahre seines thätigen Lebens.

Chimani.

28.

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrte, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her und hörten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: „Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?"

Da trat ein Knabe auf und sagte: „Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird."

„Erzähle du nur nach deiner Weise," antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

„Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir Alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

„Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

„Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bei mir: also möge wohl dem Menschen um's Herz seyn, der mit bösem Gewissen wandelt."

„Kindlein," sagte darauf der Lehrer, „möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte?" —

„Ach nein!" riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: „Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer, schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und ringsumher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dacht' ich wieder bei mir selbst: also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat."

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthig: „Ja! wir wollen auch gute Menschen werden!“

Krummacher.

29.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehrt, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupte ist graues Haar eine schöne Krone. —

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden. Der Eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“ Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich zum Schaden meines Nächsten bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt!“ Der Dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“ Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und kränzten ihr Haupt mit Blumen; und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, sey auch euer Alter! Eure Kinder seyen euch, was ihr uns seyd, auf unserem greisen Haare eine blühende Rosenkrone.“

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie auch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

v. Herder.

30.

Die Wiederkehr des Frühlings.

Wie frohlockt die ganze Natur bei der Wiederkehr des Frühlings! Welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen, auf diesen zartaufblühenden Wiesen, auf diesen sich belaubenden Buchen, dort auf den begrasten Hügeln, wo

hundert junge Lämmer springen, auf jenem See, in welchem die Sonne ihr widerstrahlendes Antlitz spiegelt, in dieser ganzen vor uns ausgebreiteten Landschaft, deren Fläche von dem neuen Grün in abwechselnden Schattirungen geschmückt, und hin und her von den Scenen ländlicher Arbeiten wieder bedeckt ist! Welch froher, vermischter Lärm rings um uns her! Wie die freien Bäche zwischen den Blumen rieseln, wie die Stiere den frischen Weiden entgegen jauchzen, wie die mannigfaltigen Stimmen der Vögel, die unter dem blauen Himmel umherschwärmen, in das einförmige Lied des Kuckuks, der den Frühling ausruft, und in das Geschwätz der Frösche eintönen, unterdessen ein warmer West schmeichelnd unsere Wangen umfließt, und ein süßer Geruch aus der jungen Erde hervorathmet. Überall ist Frühling! Überall schallet die Freude des verjüngten Jahres, und wecket den Wiederhall.

Was für eine Veränderung hat sich in allen Theilen der Natur ausgebreitet, und wie allgemein ist die wohlthätige Güte des Wesens, das die Jahreszeiten in ihrer Ordnung abwechseln läßt, unsere Erde, die sich von ihrer Mühe ausgeruht hat, wieder mit Fruchtbarkeit und Freude schmückt, und die ganze Schöpfung bis in ihre geheimsten Tiefen belebt? Noch vor wenigen Monaten war die ganze Fläche der Erde mit einer kalten Unfruchtbarkeit und einer Todtenstille überdeckt. Diese Thäler, die jetzt die Wollust des Auges sind, lagen in einer tiefen Trauer vergraben; diese Berge, die jetzt ihr grünendes Haupt in die Wolken erheben, und an deren fruchtbarem Abhange die frohe Wollenheerde klettert, standen im hohen Schnee erstarrt; diese belaubten Gänge, die jetzt der Nachtigall eine angenehme Zuflucht geben, waren nackte Reiser und Zweige, die unter der kalten Last des Winters arbeiteten; diese Bäche, die jetzt mit lautem Gemurmel dahinhüpfen, waren mit einer eisernen Kette in ihrem Laufe gehemmt; der Nordwind heulte über Städte und Dörfer dahin, und schüttelte von seinen schrecklichen Flügeln Reif und Eis und Kälte und Verwüstung herab; die Schöpfung schien einem ewigen Tode übergeben zu seyn.

Aber kaum hauchte der Athem des Allmächtigen, so drang das Leben wieder in alle Adern der erstorbenen Geschöpfe. Er winkte der Sonne, sich unserm Erdballe zu nähern, und die Luft ward mit einer befruchtenden Wärme erfüllt. Das ganze Reich der Pflanzen empfand den wohlthätigen Einfluß und seine belebten

Säfte drangen in allen Theilen zum neuen Wachsthum hervor. Die Erde gebar in ihrem mütterlichen Schooße Gras und Kräuter und Blumen, ließ ihre Kinder hervorgehen, und zeigte sie als ihre stolze Zierde. Die dicken Wolken verflogen, und der Himmel lächelte über das hervorsprießende Grün der Felder hin.

Zwar verlor er noch oft seine frühe Heiterkeit, und verhüllte seinen Glanz in Schnee und Hagel. Die zurückkehrende Kälte hemmte die Wirkungen der Sonnenstrahlen, und die noch schwachen Kräfte des Jahres waren in Gefahr, in ihrer Geburt erstickt zu werden. Die Hügel, auf welchen schon die Weide der Lämmer hervorgrünte, wurden noch einmal mit einem flimmernden Gewande überkleidet. Der erste Schmuck der sich belaubenden Fruchtbäume ward noch einmal mit Flocken durchwebt; und die noch halb kahle und halb aufgeblühte Landschaft schimmerte unter dem Lichte, das hin und her die Wolken durchbrach, im Gemisch von Grau und Weiß und Grün. Und wie oft sahen wir nicht die Lerche, die dem ankommenden Frühlinge in die wärmere Luft entgegensang, in einer traurigen Stille wieder heruntergleiten, ihre kleinen Flügel betrübt zusammenfalten, und vor dem heuchlerischen Wetter in das Winterlager zurückfliehen?

Doch noch einmal ging die belebende Kraft von dem Vater der Natur durch alle Wesen. Die stärkere Sonne löste die kalten Überbleibsel des Winters auf, und nun herrscht der siegreiche Frühling auf allen Hügeln, in allen Thälern, in allen Gärten. Alles ist von seinen Reizen voll.

Erwachet nun, ihr Städte, zu den Freuden des verschönerten Jahres, und nehmet an ihnen auf dem Lande Theil. Ihr Alle, die ihr die Unbequemlichkeiten des melancholischen Winters getragen, euch vor der unfreundlichen Nässe und Kälte und den pfeifenden Nordwinden in eure Wohnungen verschlossen, und sie von Schneegestöber eingehüllt und eure Fenster vom nächtlichen Froste erstarrt gesehen; vergesset nun die Unlust der rauhen Monate, verlasset die Mauern der Stadt, und kommet in das Gefilde des Frühlings, wo überall Freude blüht, und der ganze Himmel mit einer neuen Heiterkeit lächelt. Jetzt in diesen Tagen, die der reinsten Luft heilig sind, jetzt müsse ein Jeder, dessen Herz fröhlicher Empfindung fähig ist, dem städtischen Kerker entfliehen, und die Ergötzungen der

Natur in der heitern Luft des Landes suchen. Alles regt sich voll Vergnügen; Alles ladet die Bewohner der Städte ein, an den Freuden Theil zu nehmen, die der Frühling rings um die Hütten der Landleute ausgebreitet hat. Die Berge umher strecken ihr stolzes Haupt, das mit einem grünen Schmuck bekränzt ist, empor, und verkünden den Frühling; die belaubten Wälder reizen von allen Seiten her, und verkünden den Frühling. Die Heerden, die weit umher die Weiden bedecken, lassen ihr Brüllen bis in die dumpfen Mauern erschallen, und verkünden den Frühling. — Ja, man hört die Lockungen der ganzen Natur, und der fühlende Theil der Menschen folgt ihnen. Ich sehe bereits einen Freund des Landlebens nach dem andern aus der Stadt entweichen, und sich in den Schooß des Sommerhauses begeben. Die Häuser und Gassen der Stadt werden allmählig einsamer. Die öffentlichen Spaziergänge, die im frischen Laube grünen, werden wieder am Morgen und Abend besucht, und geben Denen, welche die schönen Monate in der Stadt zubringen müssen, einen Theil der Frühlingsergötzungen. Schon höre ich dort in dem Schatten der Gänge eine muntere Gesellschaft nach der andern vorüberrauschen, wo die Freude das Alter und die Jugend vereinigt, jedes Herz durchwallt, und zu den vergnügtesten Gesprächen belebt. — Ja genießet die ganze Wollust des jungen Jahres, ihr edlen, zum feinen Gefühle gebildeten Seelen! Trinket mit vollen Zügen das süße Vergnügen, das der Vater des Frühlings überall für euch ausgießt!

Hirschfeld.

31.

Der Sommermorgen auf dem Lande.

Schon entweicht der Mond mit seinem bleichen Gefolge; schon fangen am dämmernden Himmel die ersten Farben der Morgenröthe an aufzuglimmen. Allmählig verlassen die falben Schatten die Ebenen, und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück; an dem Gipfel der Berge wallen die Nebel auf und nieder, und scheinen unter einander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüsse und die stille Fluth des See's sind von einem Dampfe bedeckt, der nach und nach an den angränzenden Hügeln hinaufzieht; indessen, daß hin und her die Spitzen der Wälder und Landhäuser aus der

Dunkelheit emporragen, dort der lange Gürtel grauer Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf den schon erhellten Bächen schwärmt, und im muthwilligen Spiel die kleinen Wellen kräuselt, und da im frischen Laube scherzend den Thau herabschüttelt. Ein sich immer mehr aufheiterndes Purpurroth durchströmt die Wolken; und ein vorlaufender Schimmer der herannahenden Königin des Tages spielt auf den Häuptern der Felsen und der Hügel, welche die letzten Tropfen des Thaues empfangen, und weckt die ganze Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu seyn. Der ganze Ost entflammt sich; der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte; die Stirnen der Berge glühen; über dem gewölbten Walde zerfließt eine liebliche Röthe; und weit näher schimmern schon die Gefilde in einer güldenen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über den Horizont herauf, ein wallendes Meer von Feuer. Ihre Strahlen umleuchten Alles; die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichtes blitzt auf den bethauten Fluren; die Wiesen schimmern im reichern Schmelz; die Blumen entfalten sich und spiegeln ihre benetzten Blätter vor der erwachten Sonne; der West wälzt sich auf erfrischten Gewächsen; die Luft ist kühl; die Lerche wirbelt ihr Morgenlied in beglänzten Wolken; jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder, und ein Trieb des Vergnügens bemeistert sich aller Sinnen. Ein zarter Dampf, der das Thal noch wie mit einem leichten Flor beschattete, verfliegt allmählig in der heitern Luft; die entfernten Gebirge nähern sich aus ihrem Duft dem Auge wieder, und alle unsere Blicke streichen in der erleuchteten Landschaft umher. Schon lange hat der Landmann, von der Stimme des Hahns geweckt, sein Lager verlassen, und munter bereitet er sein Feldgeräth vor der Hütte, von hohen Eichen umschattet, und von nahen Wiesen durchduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch, sieht den frühen Reisenden vorbeiziehen, gafft ihn mit furchtsamer Neugier an, und rauscht in die sichern Gebüsche zurück. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen, und suchen ihre Nahrung; der Stier führt mit gemessenen Schritten die Heerde wieder zur Weide hin, und das Gebrüll und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen die Schafe aus ihren Hürden hervor und die Hügel umher antworten auf ihr Geblöck und das Horn des Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das allgemeine

Concert der Natur mit ein; hundert vermischte Stimmen frohlocken zum Himmel empor; der Landmann wetzt die Sense, mäht und singt; Alles ist Leben und Freude. Doch alle diese Reizungen sind mehr für die Empfindung, als für die Abschilderung.

Hirschfeld.

32.

Der Sommerabend auf dem Lande.

Die feurige Gluth der Sonne sinkt im Westen; von ihr empfängt das ganze Sommerhaus eine friedliche Übergüldung. Und indem sie ihre letzten Strahlen an die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergüldet, und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Fluth malt; so verlöscht sie allmählig am Himmel, und verläßt ihn, von einer sanften Röthe umflossen. Und hier, welche prachtvolle Scene, die andere Länder nicht kennen, bildet noch dein Abendlicht, geliebte Schweiz! Deine in einer unabsehbaren Strecke fortlaufenden Alpen, die den hohen Himmel zu stützen scheinen, welche unnachahmliche Malerei der Natur empfangen sie beim Abschiede der Sonne! Weit umher schimmern zuerst die Spitzen; tausendjähriger Schnee kleidet sich in der heitersten Gestalt, und ewiges Eis blitzt von Golde. Bald darauf taucht die Natur ihren Pinsel in die höchste Purpurfarbe, und ummalt einige Minuten lang die obersten Gipfel, alle ihre stärker erleuchteten Anhänge fangen an, mitzuglänzen, bis der weite Horizont, der sie umfaßt, in lauter Strahlen schwimmt. Weidet eure Augen an diesem Schauspiele, ihr Dichter und Maler; aber die Kunst muß vor der Natur erröthen. In wenig Augenblicken nimmt sie ihre purpurnen Decken weg, und legt andere hin, die in einer gemilderten Rosenpracht schimmern, aber nicht weniger reizen. Nach und nach erbleichen auch diese in ein sanftes Blau, das hin und her noch von einer ermattenden Röthe durchwebt ist; bis die heitern Farben erlöschen, und ein sich allmählig verdunkelndes Violett aus einer Dämmerung in die andere übergeht, und sich immer tiefer verhüllt, bis endlich die mit dem Himmel vertraulichen Höhen, die vorher in hellem Feuer brannten, von der allgemeinen Finsterniß überwältigt werden. Jetzt hat schon die Abendglocke aus dem Thurm in das stille Dorf hinabgetönt, und in das weite Feld hin den Landmann in die Arme der Ruhe und seiner wartenden Geliebten

zurückgerufen; willig läßt die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein; seine getreuen Gehilfen, seine Knechte und seine Stiere, werden ihrer Arbeit entlassen; er legt die Werkzeuge auf seine Schultern, und wandelt mit langsamen Schritten nach seiner Hütte hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung emporwallen sieht; am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm froh hüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig wieder fliegen lassen heißt; betrübt verliert er seinen angenehmen Raub; unterdessen tröstet er sich wieder bei der Abendmahlzeit, wohin er den Alten unter den häuslichen Erzählungen der Mutter begleitet. Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen, und besteigen die Berge. Das Feld ist verlassen; nur einige Hirten, die sich zu muntern Liedern zusammensetzten, lassen sich noch aus der Ferne hören. Bei ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunkeln Walde hervor, alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weiße Wiederschein zittert auf dem laufenden Strom.

In den Gebüschen, auf den Weiden herrscht die Stille; der ausgespannte Stier ruht, und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr, als etwa das hohle Geräusche der Aare, die keine Ruhe kennt, oder ein kleines rieselndes Gewässer, und der Springbrunnen im Garten, oder das Lispeln der Bäume, oder Chloens Stimme, die, den Abend zu verschönern, ein Lied von Gleim und Hagedorn und Weiße zum Klavier singt, und über ihre süßen Melodien die einschlagende Nachtigall eifersüchtig macht. Der blasse Schimmer des Mondes, der in dem blauen Gewölbe über uns zu schimmern scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren, bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faßt den Geist des nachdenkenden Weisen, und süße Empfindungen durchströmen seine Seele, wenn er dem Schlafe einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu betrachten. Die Lichter streuen ihren Schimmer über das Feld, werfen über die eine Seite jenes Berges eine sanfte Erleuchtung, und lassen die andere anmuthiger im Schatten liegen. Oft verschwindet der Fürst der Nacht unter den Verhüllungen

vorüberwandelnder Wolken; dann trauert die weite Landschaft, dann schwimmen Hügel und Thäler in der allgemeinen Finsterniß untereinander. Bald aber tritt er mit erhöhter Heiterkeit hinter den zurückwallenden Vorhängen wieder hervor, und Alles lächelt von Neuem unter seinem versilbernden Schimmer. Dort glimmert noch durch die fernen Gebüsche eine Lampe, die vielleicht die späten Nachtwachen eines Weisen unterhält, der die Natur betrachtet und dem Glücke des Landlebens nachdenkt. Gelinde durchfließt der Thau die Luft, und die Nachtviole duftet lieblicher, verlorne Seufzer der müden Philomele regen sich noch im nahen Gebüsch, und erwecken eine zärtliche Wehmuth. Wie bald legt sich der Sturm der Leidenschaften in der Seele, da die ganze Natur schweigt, da selbst der Athem der Luft stille ist! Wie ruhig schließt sich das ganze Herz in sich selbst ein, und fängt an, sich in geheime Unterredungen mit sich einzulassen, bis der Schlummer sich auf's Auge senkt, und holde Träume die immer wache Phantasie entzücken!

Hirschfeld.

33.

Die Nacht.

Stille Nacht, wie lieblich überfällst du mich hier! hier am bemoosten Steine! Ich sah noch die Sonne, wie sie hinter den Stufen jener Berge sich verlor! sie lachte das letzte Mal zurück durch den leichten Nebel, der, wie ein goldner Flor, entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschlich; die ganze Natur feierte im sanften Wiederschein des Purpurs, der auf streifigten Wolken flammte, ihren Abzug; die Vögel sangen ihr das letzte Lied, und suchten gepaart die sichern Nester; der Hirt, vom längern Schatten begleitet, blies, nach seiner Hütte gehend, sein Abendlied, als ich hier sanft einschlief.

O wie schön ist Alles in der sanften Nacht! Wie still schlummert die Gegend um mich! Welch Entzücken! Welch sanfter Taumel fließt durch mein wallendes Herz!

Schüchtern durchstreift mein Blick den dunkeln Wald, ruht auf lichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölbe zitternder Blätter, hier am moosigten Stamme, dort auf dem winkenden Grase, oder an zitternden Ästen in das schwarze Dunkel hinstreut; oft eilt er schüchtern zurück, durch trügende Gestalten krummer

Stämme, oder im Dunkeln rauschender Äste, oder schwarzer Schatten erschreckt; oder er fährt auf den Wellen daher, die wie Lichter auf dem schwarzen Bache hüpfen, der sich neben mir rauschend dahin stürzt; denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin.

Wie lieblich duftet ihr um mich her, ihr Blumen! und du, Viole, die bei stiller Nacht nur sich öffnet, und Balsamgerüche zerstreut! Wie lieblich duftet ihr da im Dunkeln! Unsichtbar, ohne den bunten Schmuck glänzender Farben, verräth euch die Wollust, die ich jetzt athme. Ihr wieget im weichen Schooße schlummernde Zephire, die in sanften Spielen um euch her den langen Tag sich ermüden; und wenn sie erwachen, dann finden sie um sich her gesammelten Thau, in reinlichen Schaalen der Blätter.

Aber welch sanftes Gezwitscher, welch heischerer Gesang tönt dort von der sumpfigten Wiese! Kleine Laubfrösche sitzen auf Blättern, und singen ihr einschläfernd Lied, untermischt von der gröbern Stimme derer, die im nahen Wasser auf dem Rücken schwimmender Stämme sitzen, oder im Schilf ruhen, oder das grüne Haupt aus dem Sumpf emporheben, und dem Mond zusingen; so froh beim heischern Gesang, wie die Nachtigall bei gefühlvollem Lied.

Dort hinter der Wiese hebt sich der strauchigte Hügel sanft empor; wo unter den schlanken Eichen das Mondlicht und dunkle Schatten durcheinander hüpfen; dort eilt der rieselnde Bach, ich hör', ich höre sein Rauschen; er stürzt sich an moosigte Steine, und eilet schäumend in das Thal, und benetzt die Blumen des Ufers. Jetzt schwimmen am sternbesäeten Himmel kleine Wolken daher; glänzendes Silber ist ihr Rand. Aber jetzt erblassen die Wolken! Warum verbirgst du dich, Luna, im düstern Flor? Beleuchte meinen Weg, sanfte Göttin! Ich will hingehen aus dem Hain, und jenen Hügel besuchen, wo den sich schlängelnden Bach junge Reben umschatten, auf dessen weit umsehenden Rücken die Laube steht, wo sich kriechende Reben im hohen Gewölbe, mit Trauben behangen, umarmen.

Geßner.

34.

Die Anmuth der Natur nach einem Gewitter.

Die finstern Gewölke zertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die Alles erfreut, breitet

sich am ganzen Himmel aus; sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor, und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem güldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont *ausspannt*, wie seine malerischen Farben in einem doppelten *Abglanz* spielen, und in der klaren Fluth der See wiederscheinen! Das nahe bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen, und regnen, von gaukelnden Westen bewegt, von Neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor; und das Grün der Felder reizt in einem helleren Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude wieder; Schaaren von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Flug umher; die Heerden schütteln die triefende Wolle, und blöcken vor Wollust; und tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend den schützenden Baum, und setzt munterer seine Reise fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit; die Mädchen kehren in den anmuthigen Garten zurück; Alles lebt von Neuem, Alles frohlockt über die Wollust der Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichthümer von süßen Gerüchen aus.

Hirschfeld.

35.

Winterscenen.

Wie verändert liegt die Landschaft am Morgen hin und wieder in den weißen Schmuck des Reifes eingekleidet, und wie schimmert sie in dieser Pracht unter dem frühen Lichte des Tages! Die weite Fläche des Landes ist mit einer blitzenden Weiße überzogen;

die Bäume scheinen die Blüthe des Frühlings nachzuahmen, und die Gebüsche zitternde Federn zu tragen; die Hügel erscheinen unter verschiedenen Gestalten und Farben; und die Scheiben unserer Fenster malen uns Blumen und Landschaften vor, oder romanhafte Bilder, welche die Einbildung belebt, und die der heitere Morgenstrahl mit Röthe und Feuer durchgießt. Allein flüchtig sind die Schönheiten, die der Reif über das Feld verbreitet und bald zerschmilzt er von der Wärme der Sonne, und wird Nutzen, nachdem er Anmuth gewesen ist.

Die Ufer beeisen sich; jede Nacht vermehrt die Verhärtung und erweitert das Gebiet des Frostes; der Strom wird langsamer, und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen aneinander, verbinden sich, und überdecken das Wasser von einem Strande zu dem andern wie mit einem krystallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leisern Klagen murmelt. Und was für schöne Schauspiele gibt nicht der Frost dem Auge! Der See gleicht einem glatten blaulichten Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen; eine sanfte Brechung der Strahlen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche, indeß die Ufer von den Schatten der danebenstehenden Bäume geschwärzt werden. Bald malt die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen krystallenen See in einem rothen Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kann. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schleifschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeils, umher, macht hier eine hurtige Biegung, und fliegt dort wieder in einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein anderer jagt im rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit und Scherz und Gelächter herrschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. Auf dieser Seite lenkt der Landmann, der die Schätze des Feldes und der Wälder der Stadt bringt, seinen Wagen über den gefrorenen See, um, gutthätig gegen seine Rosse gesinnt, ihnen den Weg zu verkürzen; da zieht der schwere Wagen knarrend über die neue eisigte Straße, und die Pferde schlagen mit ihrem Huf auf das feste Wasser.

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von

mannigfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen, der Wasserfall scheint nur zu rauschen, und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen, und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergoßen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönt die Erde unter dem Schritte des Reisenden, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab; kaum fühlt sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen, und bezwingt das, was die milde Sonne aufgelöst hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

Wie heiter und erfreuend geht nicht die Morgensonne über die beschneite Landschaft auf, und scheint nicht ihr hellerer Purpur die Tage des Sommers zu übertreffen? Wie spielt nicht ihr Glanz über die hellen Flächen, indeß hin und wieder ein feuchtes Gewebe der Nebel sich trennt, oder ein dunkler Dampf, aus den Landhütten emporwallend, verfliegt! Allein, welches Schauspiel kann schöner seyn, als wenn die Sonne von der weißgekleideten Erde Abschied nimmt? Indem sie in Westen unter dem Gefolge brennender Wolken hinabzieht, so fangen die mit Flocken bestreuten Hügel an zu erröthen; die helle Übergoldung lauft von Berg zu Berg und von Wald zu Wald, bis die weite Landschaft ihren Schnee mit einem heitern Purpur färbt, und die weiße Welt sich endlich zu einem strahlenden Feuer zu entzünden scheint. Allmählig verlischt die blendende Klarheit wieder; die leuchtende Röthe des Schnees geht in eine matte Dämmerung über, und das Schauspiel, das unsere Augen entzückte, ist eben so flüchtig als es prächtig war. Wenn bald darauf der Mond aus der stillen Höhe sein silbernes Licht auf die mit Schnee überdeckte Erde wirft, welcher Anblick, welche sanfte Erleuchtung, und welche angenehme Vertheilung der Schatten! Schwarz fallen sie von Bäumen, Häusern und Hügeln auf die weiße Fläche, und indem sie einige Gegenden verfinstern, so erheben sich andere in einer silberfarbenen Erheiterung, und ein beständiges Licht scheint von den Höhen Besitz genommen zu haben. Still verbreitet indessen der Frost seine mächtigen Einflüsse; kein Hauch der

Winde läßt sich hören; die weite Schöpfung ruht; aus den Landhütten schimmern einige blinkende Kerzen matt dem Auge entgegen, indem an dem hellen Gewölbe des Himmels ein Stern nach dem andern hervorblitzt; und wo die Stürme den Schnee von dem gefrorenen See verjagt haben, da spiegelt der Mond sein blasses Antlitz. Welche sanfte Belustigungen für das Auge!

Wenn trübe Schneewolken den öden Tag verdüstert haben, so erscheint oft die Sonne, ehe sie von unserm Horizonte weicht, noch in einem heitern Abglanz und überstrahlt die weißen Flächen der Erde mit einem sanften Purpur; dann nehmen alle Gegenstände auf eine kurze Zeit eine frohe Gestalt an, der Himmel zerfließt in eine stille Klarheit und verkündigt eine hellgestirnte Nacht. Noch ehe die Sonne, die, selbst erfreut über das reizende Schauspiel, das ihre letzten Strahlen in der beschneiten Landschaft bilden, zu verweilen scheint, ihren Abzug vollendet; so zeigt sich schon der Mond, als der Abgeordnete einer Königin, der in ihrer Abwesenheit die Herrschaft über die Nacht übernehmen soll. Hat sie sich entfernt, und ist der Schimmer, den sie von ihrem majestätischen Hinabzug in Westen zurückließ, verschwunden; so erhebt der Regierer der Nacht sich in einer höhern Pracht; verdoppelt seinen Glanz, und tausend Gestirne zünden rings um ihn her ihre leuchtende Fackel an. Was für einen sanften Tag gießt nicht der Mond über die ruhige Erde aus, und wie erfreuend ist nicht der Anblick seines Lichtes, das in seiner hellen Rundung hin und wieder sich mit leichten Schatten vermischt, nachdem sich auf dem bewohnten Planeten Berge erheben oder Thäler senken! Immer weiter steigt er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübt die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes. Die milde Überschwemmung breitet sich über alle Flächen und Felsen und Wälder, und selbst in Abgründe fließt die unumschränkte Klarheit hinunter. Die silberhelle Bestrahlung, von neuen aufgehenden Sternen immer mehr verstärkt, wallet an der Spitze der Berge und Thürme herab, bildet einen ruhigen Schimmer, und durchgießt die Fenster der Stadt mit einem bleichen Tage. Tausend an Tausend gedrängt, schimmern die Sterne in einer unabsehbaren Welt umher, und selbst das unbewaffnete Auge sieht an den letzten Gränzen des Himmels neue Gegenstände funkeln. Die Herrlichkeit der Schöpfung entwickelt sich ganz aus ihrer Dunkelheit; unzählbar leuchtende Welten, aus der

ungemessenen Ferne herabblitzend, bedecken unsere kleine Erde mit Glanz, füllen das anschauende Auge mit Entzücken und den nachsinnenden Geist mit Erstaunen. In solchen Nächten die Seele zur Betrachtung der Wunder am Himmel zu erheben, und das Auge, nachdem es die angenehmen Scenen, die das Licht des Mondes auf der schneevollen Erde bildet, den Schimmer der bereiften Bäume, die anmuthige Vermischung des Glanzes und der Dämmerung, die sanften Brechungen der Strahlen in der ausgebreiteten Landschaft und auf den gefrornen Seen, mit Vergnügen beschauet hat, zu den strahlenden Höhen hinaufirren zu lassen und den denkenden Geist zu beschäftigen: dieß ist eine der edelsten und angenehmsten Unterhaltungen, die ein vernünftiges Wesen in den langen gestirnten Winterabenden suchen kann.

Hirschfeld.

36.

Die Insel O-Tahiti.

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen, und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen, sanft abhängenden Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldungen bedeckt, und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichen Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzähligen Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene emporragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots unterscheiden, die auf dem sandigten Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die

Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten Einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Canots in's Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Öffnung des Riffs, und eins kam uns so nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute, mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Schärpe um die Hüften, saßen darin. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschaftsgruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter das Hintertheil des Schiffs, und wir ließen ihnen sogleich ein Geschenk von Glaskorallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hinwiederum reichten uns einen grünen Pisangschoß, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten, solchen dergestalt an's Schiff zu befestigen, daß er einem Jeden in die Augen fiele. Demzufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmastes festgemacht; worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sah man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguckten, indeß daß andere, voll Zutrauens auf das geschlossene Friedens-Bündniß, ihre Canots in's Wasser stießen und sie mit ihren Landesprodukten beluden. In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem sich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns ging so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erschallte das willkommene Tayo! und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine so günstige Veränderung unserer Umstände. Sie brachten uns Kokusnüsse und Pisangs im Überfluß, nebst Brodfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glaskorallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zeug, Fischangeln, steinerne Äxte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgeboten und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwischen uns und der Küste ab- und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an, durch die Kajütenfenster um Naturalien zu handeln,

und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen, und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen, als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ungefähr von unserer Größe, blaß mahagonybraun, hatten schöne schwarze Augen und Haare, und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei malerischen Formen als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Kleidung der Frauenzimmer bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken, und hinten und vornen bis auf die Kniee herabhing. Hierüber trugen sie ein anderes Stück von Zeug, das so fein als Nesseltuch und auf mannigfaltige, jedoch zierliche Weise, etwas unterhalb der Brust als eine Tunika um den Leib geschlungen war, so daß ein Theil davon zuweilen mit vieler Grazie über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön, als jene an den griechischen Statuen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr, und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen sonderbaren, schwarzen Flecken geziert oder vielmehr verstellt, die aus dem Punktiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen. Bei den gemeinen Leuten, die mehrentheils nackt gingen, waren dergleichen vornehmlich auf den Lenden zu sehen, ein augenscheinlicher Beweis, wie verschieden die Menschen in Ansehung des äußerlichen Schmuckes denken, und wie einmüthig sie gleichwohl alle darauf gefallen sind, ihre persönlichen Vollkommenheiten auf eine oder die andere Weise zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres Nationalcharakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor, und gab einem Jeden, der das menschliche Herz studirte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben

wollten, waren von verschiedener Art; einige ergriffen unsere Hände, andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisender hersagten, so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harte und zischende Consonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlaute. Was dazu erfordert ward, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modificationen der Selbstlaute zu unterscheiden, welche natürlicher Weise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlaute eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und E, womit sich die mehrsten Nennwörter und Namen in Herrn Cook's erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor den Nennwörtern herzugehen pflegen.

Forster.

37.

Die Hunde auf Kamtschatka.

Eine Thiergattung, die zwar in allen Ländern zu den Hausthieren gehört, aber nur in Rußland auf eine höchst sonderbare Art zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen angewendet wird, sind die Hunde, von denen man fast bei allen Nomaden zahlreiche Heerden findet, und die besonders bei Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Samojeden, Tungusen und bei einigen Stämmen der Mandschuren als Zugvieh gebraucht werden: eine Bestimmung, die sie sogar unter den Russen in der irkutskischen Statthalterschaft (in Sibirien) haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgends aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung

von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben so wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehs oder der Pferde.

Die kamtschatkischen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauernhunden verschieden; aber ihre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich verändert. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verrenken, so daß sich ihre Haare von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußeren Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie besitzen so viele Kräfte, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drei erwachsene Menschen nebst anderthalb Pud Gepäck mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis sechs Pud, und ein einzelner Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert Werste in einem Tage zurücklegen.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen — alle diese Umstände zusammengenommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Überflusse an denselben, im Winter wenigstens verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch

mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Übung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblicke beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch Niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre einzige Nahrung besteht aus Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Überfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe, und lassen den Überrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den Oktober; denn dann versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde, und bindet sie in der Nähe seiner Wohnung an, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen, und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen; und doch werden ihnen erstere als die bessere Speise nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden, und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnliches Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders, als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte rächen sie sich aber auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren;

mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und so weit geht ihre Entartung, daß sie selbst um die ekelhaftesten und von allen anderen Thieren verabscheuten Dinge mit einander bis auf das Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sklaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dieß geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an eine gefährliche Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt, oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen oder erst beim nächsten Dorfe wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

Doch so entartet auch die Hunde auf Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, durch welche sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden können. Außer dem Vortheile, daß man mit diesen leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dieß nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn, und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen.

Durch diese und viele andere guten Eigenschaften ersetzen die

kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften; und welche Ursache sonst, als die hartherzige Tyrannei der Menschen, trägt die Schuld dieser Entartung? So groß ihre Tücken seyn mögen, so kommen sie doch dem kalten Eigennutze und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft gemißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Übermaaß seiner Leiden das frühe Alter erreicht, so fordert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag — seine Haut; und eben der hart behandelte Sklave, der seinem Tyrannen während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm seinen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise.

Storch.

38.

Ein Gladiatorengefecht im Amphitheater des alten Roms.

„Die ungeheure Menge menschlicher Wesen höheren und niederen Standes, die in der Arena versammelt war, war so groß, daß, wenn die ganze Masse eine Bewegung machte, das Geräusch des Aufstehens oder Niedersetzens derselben vielleicht mit nichts, als dem weithinschallenden Getöse der unbegränzten See, oder dem Stürmen eines mitternächtlichen Orkans durch die Wipfel des Forstes, verglichen werden konnte. Es war das erste Mal, daß ich ein volles Amphitheater sah, ja das erste Mal, daß ich eine so große Menschenmenge in irgend einem Gebäude bei einander versammelt erblickte. Du kannst also denken, daß diese vor mir liegende Scene fähig genug war, meinem Geiste tiefes Staunen, um nicht zu sagen, hohe Ehrerbietung, einzuprägen. Es waren nicht weniger als 80,000 Menschen hier versammelt. Schon an und für sich kann man eine solche große Masse nicht betrachten, ohne sich von einem unbeschreiblichen und unerklärlichen Gefühl der Majestät durchdrungen zu finden; am allerwenigsten aber, wenn sie in dem weiten Bezirke eines edlen Gebäudes, wie dieses, zusammengedrängt, und von allen Seiten mit Gegenständen der Zierde und des Glanzes umgeben ist, welche ein ewig bleibendes Denkmal römischer Siege, der Pracht römischer Fürsten und des kaiserlichen Luxus der Weltbeherrscher in Rom dar-

bieten. Urtheile also selbst, mit welchen verwunderungsvollen Augen dieß Alles von mir betrachtet wurde, von mir, der erst, so zu sagen, seit gestern aus der einsamen Stille eines brittischen Thales aufgetaucht war, und sich stets daran gewöhnt hatte, den zufälligen Durchgang einiger Abtheilungen einer Legion durch eine dunkle Waldstraße oder durch ein staunendes Dorf voll Barbaren für die eindruckvollste aller menschlichen Schaudarstellungen anzusehen. Trajan war bereits selbst gegenwärtig, konnte aber durch nichts als den Thronhimmel über seinem elfenbeinernen Sessel von dem andern Consul unterschieden werden, der ihm gegenüber saß. —

Zum zweiten Male erschallte nun der Aufruf. — Ein Thor ward rechts in der Arena geöffnet, und eine einzelne Trompete ertönte, wie es mir schien, in Trauerklängen, während die Gladiatoren mit langsamen Schritten hereintraten, jeder nur mit einem Gurt um die Lenden bekleidet, am linken Arm ein kleines Schild tragend, und ein kurzes, gerades Schwert führend, das an einem Bande vom Nacken herabhing. Sie schritten langsam und fest einher, so daß die ganze Versammlung volle Muße hatte, die Gestalten dieser Männer zu betrachten, während Diejenigen, die in den Angelegenheiten der Arena Geschicklichkeit besaßen, oder zu besitzen glaubten, bei sich selbst Diejenigen auszeichneten, die sie für die heutigen Sieger hielten, und über das Für und Wider mit so viel Ruhe Wetten eingingen, als ob sie jetzt eben so viele unvernünftige Thiere, oder, möchte ich lieber sagen, eben so viele empfindungslose Gegenstände eines geschickten Mechanismus betrachtet hätten. Die abweichenden Verschiedenheiten der Bildung und Gestalt, welche diese Athleten darboten, erwecken auf der einen Seite eine majestätische Idee von dem Umfange der römischen Oberherrschaft, auf der andern Seite aber auch Gedanken des Schreckens an die Absichten, zu deren Ausführung diese ungeheuere Macht nur zu oft hatte dienen müssen. Der schöne Grieche mit dem Gesichte voll edler Heiterkeit, und Gliedern, nach welchen die Bildhauer jenes Landes ihre Gott ähnliche Symbols anmuthvoller Macht gebildet haben mochten, ging an der Seite des gelbbärtigen Wilden, dessen Riesenmuskeln in den eisigen Wellen der Elbe oder der Donau gestärkt worden waren, oder dessen dickes, starres Haar der Hauch eines scythischen oder scandinavischen Winters zerzaust und verwirrt hatte. Auch sah man stolze Mauren und Araber, und gekrauste Aethiopier

mit den Abzeichen der Strahlen südlicher Sonne, die sich in verschiedenen Abstufungen von Schwärze in ihre Haut eingebrannt hatten. Auch unsern entlegenen Inseln fehlte es nicht an Repräsentanten in dieser Prozession des Todes; denn ich sah unter der bewaffneten Menge (und nicht ohne Gefühl besonderer Theilnahme) 2 oder 3 schlanke Barbaren, deren Brust und Schultern unverkennbare blaue und schwarze Merkmale trugen, so frisch in ihren Farben, daß ich glaubte, es könnten nur wenige Monate erst vergangen seyn, seit diese Männer nicht mehr in wilder Freiheit längs der väterlichen Hügel eines silurischen oder kaledonischen Haines wandelten. — Als sie so um die Arena herumgingen, wurden einige aus ihnen von der ganzen Menge mit geräuschvollem Beifalle begrüßt, zum Zeichen des Vergnügens, mit welchem man sich ihrer Thaten bei einem der früheren Feste erinnerte. Beim Anblick Anderer ertönte Zischen und Spott von einem Theile des Amphitheaters, während von andern Zuschauern ihnen Händeklatschen und Lob zuschallte. Doch den größeren Theil ließ man stillschweigend vorüberziehen. Unstreitig war bei diesen dieß der erste, ach! wer konnte sagen, ob nicht vielleicht auch der letzte Tag ihrer Theilnahme an diesem grausamen Feste.

Schnell wurden sie nun von ihren Lehrern paar- und paarweise abgetheilt, und so begannen sie nach und nach Proben ihrer unglücklichen Geschicklichkeit abzulegen. — Zuerst trat Scythe gegen Scythe, Grieche gegen Grieche, Äthiopier gegen Äthiopier, Spanier gegen Spanier auf, und ich erblickte, wie sich der Sand unter ihren Füßen mit Blut färbte, strömend aus Wunden von verwandter Hand geschlagen, und doch sah man diese Zweikämpfe, so blutig und schrecklich sie auch waren, nur als Vorspiele ihrer ernsteren Geschäfte des Tages an, welche in dem Streit zwischen Europäern auf der einen und Afrikanern auf der andern Seite bestanden, wobei das unverletzbare Gesetz des Amphitheaters es mit sich brachte, daß wenigstens einer von jedem Paar der Streitenden in der Arena vor den Augen der Menge sterben mußte. Anstatt vor den verzweiflungsvollen Anstrengungen der letzteren Gefechte zurückzuschaudern, schien die Gewißheit einer tödtlichen Entscheidung die Menge noch geneigter zu machen, mit angestrengter Neugier und unmenschlicherem Vergnügen darauf hinzustarren. Ist mir doch, als fühle ich es noch, wie ich, müde der verlängerten Schrecknisse eines Gefechts, das endlos schien,

obgleich beide Kämpfende schon mit fürchterlich klaffenden Wunden bedeckt waren, zuletzt mein Haupt senkte und die Hände vor die Augen hielt, um mich vor der Marter zu sichern, noch länger darauf hinzusehen.

Jetzt war Alles still, den athemlosen Kampf betrachtend, so daß ein Seufzer, der erste, den ich von einem der Streitenden ausstoßen hörte, so schwach und wimmernd und halb unterdrückt er auch war, doch durch das tiefe Schweigen der Versammlung laut hintönte und mich zwang, meine Augen noch einmal dahin zu wenden, wovon ich sie schaudernd abgezogen hatte. Da sah ich denn, daß einer von den beiden Kämpfern endlich das Schwert seines Gegners tief in der Brust trug, und vor ihm niedergesunken war in den Sand. Er war ein schöner junger Mann mit goldenem Haar, das sich in reichen Locken über Nacken und Stirn herabringelte, aber die Tödtlichkeit der Wunde war schon sichtbar in seinen brechenden Augenlidern, seine Lippen waren blaß, als ob das Blut aus ihnen zu der Öffnung geflossen wäre, die das Schwert nur zu tief geschlagen hatte. Und doch zog der maurische Fechter, der mit ihm gekämpft hatte, dieses Schwert ihm aus der Brust, und stand da, stillschweigend die Entscheidung der Menge erwartend, ob er noch einmal den hilflosen Jüngling treffen, oder ihn aus der Arena fortbringen solle, daß vielleicht noch das strömende Blut gestillt und irgend eine Hilfeleistung ihm gewährt werden könne. Und es entstand plötzlich darüber ein lautstimmiger Zwiespalt, und mir schien es, als ob der Verwundete die Menge mit einem stolzen und verächtlichen Blick betrachte, wohl wissend, daß er seinen Streit so gut gekämpft habe, um ihr Mitleid zu verdienen, wissend aber auch, daß selbst, wenn es ihm freiwillig wäre gewährt worden, es zu spät gewesen seyn würde zu seiner Hoffnung und Errettung. Vielleicht durchdrang ihn aber auch die Wuth in ihren Gesichtern und ihr lautes Geschrei mit Schmerz, und füllte seine sterbende Brust mit Widerwillen. Ob nun die Menge den Stolz in seinen Mienen mit Mißvergnügen bemerkte, weiß ich nicht, aber so geschah es, daß diejenigen, die für seine Fortbringung gestimmt hatten, auf einmal schwiegen, und der Kaiser, als er um sich sah und bemerkte, wie die Daumen alle abwärts gewendet da waren (denn dieß ist, wie du weißt, ein Zeichen des Todes), sich genöthigt fand, dieses Zeichen ebenfalls zu geben, und so empfing denn von Neuem der junge Mann ohne Zucken das

Schwert des Mauren in seinem geöffneten Busen, hauchte sein Leben aus und lag auf dem Boden der Schuld ausgestreckt in seinem Blute. Nun ertönte von Tausenden, die darauf blickten, ein freudiges Rufen, und der siegreiche Maure ward mit einem Epheukranze gekrönt, und von jungen Männern, die aus der Mitte der Versammlung deßhalb hinabsprangen, feierlich um die Arena herumgeführt. Währenddeß schleppten diejenigen, denen solches Geschäft aufgetragen war, den Leichnam des Erschlagenen mit einem unsaubern Haken hinweg, schütteten Sand über dessen Blut auf, und bereiteten mit schauderhafter Gleichgültigkeit den Platz wieder zu einem andern grausamen Trauerspiele derselben Art vor. Alle Zuschauer aber rund um mich her standen von ihren Plätzen auf, begrüßten einander und sprachen eben so lebhaft und allgemein, als sie vorher während des Kampfes geschwiegen hatten. Einige zahlten oder empfingen Geld, je nachdem sie die vorige Wette gewonnen oder verloren, Andere lachten lustig, und schwatzten über fremde Gegenstände, als wären sie von etwas gar nicht Ungewöhnlichem Zeuge gewesen, und noch Andere schienen ganz mit der kriegerischen Musik beschäftigt, welche in solchen Pausen dieses grausamen Schauspiels majestätisch und voll ertönt, schlugen den Takt auf den Sitzen vor ihnen, oder stimmten in den lauten Klang der Trompeten und Flöten mit begleitender Stimme."

Th. Hell.

39.

Der Abt Gerasimus und der Löwe.

In Palästina, nicht fern vom Ufer des Jordan, lag in einer anmuthigen Gegend ein Mönchskloster, welchem der fromme Gerasimus als Abt vorstand. Eines Tages, als der heilige Mann, versunken in tiefes Nachdenken, längs des Stromes hinwandelte, kam ein Löwe aus dem Gebüsch, und ging geraden Weges auf den Abt los. Gerasimus erschrack, und wollte dem wilden Thiere ausweichen; als dieses aber ängstlich brüllend, gleich als fleh' es um Erbarmen, mit langsamen Schritten ihm nachfolgte, blieb der Abt furchtlos stehen und wartete; denn er meinte, es müsse dem Thiere etwas Übels widerfahren seyn, und sein gefühlvolles Herz verbot ihm, einer hilfsbedürftigen Kreatur aus dem Wege zu gehen.

Der Löwe kam heran, legte sich vor dem Abte nieder, und hielt wimmernd die eine Tatze empor. Da sah Gerasimus, daß ein Dorn

sich tief in den Fuß gedrückt hatte, und daß der Fuß geschwollen und entzündet war. Und unwillkührlich erinnerte er sich der rührenden Geschichte des Sklaven Androklus, welcher, seinem Herrn entlaufen, in der Wüste einen eben so verwundeten Löwen getroffen und geheilt hatte, von welchem der Sklave, als man in der Folge seiner sich wieder bemächtigt hatte, und er zur Strafe den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte, wieder erkannt und aus Dankbarkeit verschont wurde. Und er that, wie Androklus gethan hatte, zog dem Löwen den Stachel aus dem Fuße, drückte den Eiter aus der Wunde, wusch sie rein, und verband sodann den Fuß mit einem Tuche. Kaum empfand der Löwe die Linderung seiner Schmerzen, so brüllte er laut vor Freuden, und legte sich darauf schmeichelnd und liebkosend zu den Füßen des Abtes, gleich einem zahmen Hündlein, und der Abt, gerührt von der Dankbarkeit des Thieres, strich ihm die goldene Mähne, klopfte ihm sanft den Rücken, und gab ihm dann einen Wink, sich zu entfernen.

Allein wie Gerasimus sich anschickte, nach dem Kloster zurückzugehen, erhob sich auch der Löwe und ging neben ihm her. Der Abt winkte ihm wiederholt, und zeigte auf den Wald, allein der Löwe sah ihn bittend an, wedelte mit dem Schweife, und ließ nicht ab, ihn zu begleiten. Meinte nun auch der Abt, daß die Brüder im Kloster, wenn er den Löwen mitbrächte, in Schrecken gesetzt werden würden; so besiegte doch seine Freude über des Thieres Dankbarkeit diese und andere Bedenklichkeiten, und er nahm den Löwen mit sich, da derselbe ohnehin sich nicht abweisen ließ.

Mit Verwunderung hörten die Klosterbrüder die Erzählung des Abtes, und obwohl sie anfänglich vor dem Löwen sich scheuten, so legten sie doch bald alle Furcht ab, da sie sahen, wie zahm und friedlich das Thier sich zeigte, und die ihm angeborne Wildheit gänzlich verläugnete. So blieb der Löwe im Kloster, und wenn er auch dasselbe verließ, so geschah es nur auf kurze Zeit, um im nahen Walde sich Beute zu erjagen; sobald er gesättigt war, kehrte er zurück. Und der Abt gab ihm den Namen Jordanus, weil er ihn am Jordan getroffen hatte.

Es besaß aber das Kloster einen Esel, dessen Bestimmung war, Getreide in die Mühle zu tragen und Wasser herbeizuholen, indem man ihm zwei Eimer an einer Stange über den Rücken hing. Wurde nun der Esel auf die Weide geführt, so übergab man ihn der Auf-

sicht des Löwen. Dieser lagerte sich in's Grüne, verwandte keinen Blick vom Esel, und holte ihn sogleich zurück, wenn er sich etwa zu weit entfernte. Nachdem der Löwe schon lange das Amt eines Wächters getreulich versehen hatte, trieb ihn eines Tages der Hunger, seine Pflicht zu vergessen, indem er, im Gebüsch einen jungen Hirsch gewahrend und ihm nachsetzend, den Esel verließ.

Nun begab sich's, daß gleich nach Entfernung des Löwen ein Kameeltreiber aus Arabien des Weges zog, und den unbewachten Esel entführte. Als der Löwe von der Jagd zurückkam, und den Esel nicht mehr fand, gerieth er in große Betrübniß, eilte in's Kloster und blickte traurig den Abt und die Brüder an. Diese vermutheten sogleich, daß etwas Besonderes vorgefallen seyn müsse, weil der Löwe gegen Gewohnheit ohne den, seiner Obhut anvertrauten Esel zurückkam, und da der Abt auf den Argwohn gerieth, daß der Löwe den Esel zerrissen habe, fragte er ihn: „Jordane, wo hast du den Esel? Hast du ihn zerrissen und gefressen?" — Bei dieser Anrede sah der Löwe zu Boden, wie Einer, der eine schwere Schuld sich vorzuwerfen hat. „Wohlan denn!" sagte der Abt. „Hast du dieses gethan, so sollst du auch dafür büßen, so sollst nunmehr du die Dienste uns leisten, die vordem der Esel verrichtete."

Dieß geschah auch; von dieser Zeit an trug Jordanus geduldig die Kornsäcke und Wassereimer. Als er nun einstmals vom Wasserholen in's Kloster zurückkehrte, erblickte ein Ritter, welcher dort angekommen war, das königliche Thier zu erniedrigter Dienstleistung gezwungen, und kaum hatte man ihm den Verlauf der Sache erzählt, so nahm er, vom tiefsten Mitleiden bewegt, ein Goldstück aus seinem Säckel, reichte es dem Abt und bat ihn, dafür einen Esel zu kaufen, den Löwen aber der schnöden Dienstleistungen zu überheben. Der Abt that, wie der Ritter begehrt hatte, kaufte einen andern Esel, und als dieser nun zum ersten Male auf die Weide geführt wurde, ging der Löwe ungeheißen mit, und bewachte ihn wie den vorigen.

Es waren, seitdem das Kloster den neuen Esel besaß, kaum einige Tage verflossen, als jener Treiber, welcher den vorigen Esel gestohlen hatte, mit diesem und einigen Kameelen zurückkehrte, um Weitzen zum Verkauf in die nahe gelegene Stadt zu führen, und es traf sich eben, daß der Löwe, den neuen Esel bewachend, sich im Schatten eines Baumes am Jordan gelagert hatte, als er den Kameel-

treiber kommen sah. Den gestohlenen Esel erblicken, und im raschen Sprunge auf ihn zueilen, war Eins bei dem Löwen. Der Treiber entfloh, der Löwe aber faßte den Esel, welcher mit zwei Kameelen zusammengekoppelt war, mit seinem Gebiß am Zaume, und zog unter freudigem Gebrüll den Wiedergefundenen sammt den Kameelen mit sich fort. Nicht gering war das Erstaunen des Abtes, als er seinen Jordanus in solcher Begleitung ankommen sah. Und obwohl er sich den Zusammenhang der Sache noch nicht zu erklären vermochte, so hatte er doch große Freude an der Freude des Löwen, die dieser durch lautes Brüllen und sanftes Wedeln mit dem Schweife kund gab. Auch möchte wohl für immer der eigentliche Verlauf dem Abte verborgen geblieben seyn, wenn nicht der Kameeltreiber, nachdem er sich vom Schrecken erholt und die Spur seiner Thiere aufgefunden hatte, in das Kloster gekommen wäre, um sein Eigenthum zurückzufordern, und bei dieser Gelegenheit den Hergang der Sache umständlich erzählt hätte.

Durch diese Begebenheit wurde Jordanus dem Abte noch theurer, als er ihm schon zuvor gewesen war, und es vergingen seitdem wohl fünf Jahre, während welchen der Löwe, mit Ausnahme einiger Streifpartieen in dem nahen Walde, auf welchen er jedoch nie länger als zwei oder drei Tage abwesend war, fast immer im Kloster blieb. Indessen hatten die Tage des frommen Gerasimus sich zu ihrem Ende geneigt. Einst, als eben der Löwe abwesend war, entschlief der Greis sanft und selig in den Armen seiner Brüder, und wurde von ihnen im Klostergarten begraben. Als nun Jordanus von seiner Streiferei zurückkam, und seinen Freund nirgends fand, wurde er sehr betrübt, durchsuchte mit ängstlichem Gebrüll alle Winkel des Klosters, und als er den Gesuchten nicht fand, kam er zu den Brüdern und blickte die Trauernden fragend an. Da sagte der fromme Sabbatius, welcher nach Gerasimi Hinscheiden zum Abt erwählt worden war, zum Löwen: „Jordane, du findest ihn nicht, den du suchest: unser Vater hat uns verlassen, und uns zu Waisen gemacht!“ — Und die Mönche streichelten ihm den Rücken, und sprachen: „Beruhige dich, Jordane! wir haben ja noch mehr verloren, als du verlorst.“ Aber der Löwe ließ sich durch diese Worte nicht besänftigen, sondern fuhr fort, mit kläglichem Gebrüll seinen Freund zu suchen. Da erbarmte sich endlich Sabbatius des Trostlosen, winkte ihm, zu folgen, und führte ihn in den Klostergarten an die Stelle, wo Gerasimus begraben lag. „Sieh, Jordane!“

sprach er, „in dieser Erde ruht unser Vater.“ Bei diesen Worten erneuerte sich in der Brust des Abtes der Schmerz um den Verlorenen so heftig, daß er bitterlich weinend mit verhülltem Angesicht auf den Grabhügel sich niederwarf. Und als der Löwe den frommen Sabbatius sich niederwerfen und weinen sah, schlug er mit Gewalt den Kopf gegen die Erde, brüllte noch einmal und verstummte dann. Jetzt richtete sich Sabbatius auf, und rief: „Nun, Jordane! komm mit mir in's Kloster zurück!“ Aber Jordanus hörte nicht und bewegte sich nicht, denn er war auf dem Grabe seines Freundes verschieden.

Gustav Jördens.

40.

Die Lazaroni.

Es gibt in Neapel zwischen dreißig und vierzig tausend müssige Leute, welche keine Beschäftigung haben, und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermanglung der Betten liegen sie auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit. So viele Müssiggänger sind allerdings ein großes Übel in einem Staate; allein es hält auch schwer, den Geschmack einer Nation zu ändern, und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehört Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist, einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viel tausend Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müssiggängern muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener.

Ich konnte zwar in Neapel sehr viele übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine, die unbeschäftigt waren. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müssiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche eben so wenig zeigen,

und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Beschäftigung, ihrem Betragen zu beurtheilen, und zu klassifiziren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Caleschen auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch Manche hin- und wiedergehen, doch trug meist ein Jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen.

Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittleren Klasse weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müssiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Art beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkaufe von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst Etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so herumkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte.

Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Brett niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr kleines Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bei längerem Aufenthalt, noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude, zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird; und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz vollgefüllt, sondern noch auf jedem mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie auf-

merksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein Paar solcher Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letzten Klasse des Volkes besonders gehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; Andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern, in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert, stehen; Andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher; und es scheint, als wollte Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Brett, in einem Schachteldeckel, ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von Einem oder dem Andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel, verhältniß-

mäßig, vielleicht noch die meiste Industrie in der ganzen niedern Klasse zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man sich gern aus der freien Luft, und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen; die Natur zwingt ihn, zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben diese Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, sondern im Sommer unter den Überdächern, auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt, und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deßwegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmittel anbietet; wie allerlei Obst- und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit, im Überfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den

Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) schon Jahrhunderte trägt; so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben seyn möge.

Überhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu mancher Betrachtung Anlaß geben, wenn Jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtungen erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazaroni nicht um ein Haar unthätiger ist, als alle übrigen Klassen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker, beinahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Ärzten, im Verhältniß mit der großen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; und daß auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man Etwas aufträgt, daß sie zugleich ihr Geschäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen. Auch ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulzinel noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune. Wovon ein andermal.

v. Göthe.

41.
Lebensgenuß des Volks in und um Neapel.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben, als möglich, auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten, schmücken einen Jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Caleschen sind hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden; allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich, in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachenen Westen und Röcke der Weiber von Nettono, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, Alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer, langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete todte Kind, mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt, lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten, und weil sie unten nur

an Dräthen befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten, und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf schön ausgeputzt sey.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden, kleine Muscheln, jedes besonders, aufgetischt, und mit grünen Blättern unterlegt. Die Laden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das Mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr, als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite, oder die Keule stark vergoldet sey. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdann eine allgemeine Cocagna, wozu sich 500,000 Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze, auf das Appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das Allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Gehänge von vergoldeten, mit rothen Bändern gebundenen Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren 30,000 verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und

nicht genug, daß alles dieses verzehrt wird; alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt, und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hört aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannigfaltig zu bereiten wissen, so ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht, und der geriebene Käse schmelzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Öls, besonders an Fasttagen, beschäftigt, einem Jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätten dieser Friggitori am Tage des heiligen Joseph, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegfeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizt; Einige machen den Teig zurechte, Andere tragen die Stücke in das siedende Öl; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten; sie stellen Engel vor; wie sie aber solche vorstellen, wird Niemand errathen.

Durch den Begriff, daß Engel große, schöne, goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden; oder man hat sie nicht immer so reichlockig haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein Jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung

geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen; so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perücke auf das *eine* Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegfeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

v. Göthe.

42.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, welcher nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne. Und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhause, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und von dem Fremdlinge die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste und lehrte sie gütig seyn, und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischet' er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst

macht' ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen: „mach uns dieß und mach uns das," und wenn es fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläst; lehrte sie viele Lieder: die kleinen mußten sie singen, die größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhause an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt hatt' er dreizehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldenen Locken wallte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beizustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat: „Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch." Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis. „Du weinest, mein Sohn," so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm in's Gesicht; „aber gewiß, nicht meine Reden allein können dieß; in deinem Busen muß Etwas seyn, das ihnen diese Stärke gibt."

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. „Ach!" sagt' er, „ich fühl' es ganz; nichts ist süßer, als Andern Gutes thun."

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: „Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte."

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. „Sind," so sprach er, „deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?"

„Ich sehe, mein Sohn," sagte Menalkas, „ich sehe, daß du mir was verhehlest, zum ersten Mal vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt."

Alexis weinte und sprach: „O so will ich dir Alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb

gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freud' unsers Lebens ist. Eins unserer Schafe hatte sich verirrt, ich sucht' es in dem Gebirge; und ich hörte im Gebirg eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter und legte sie auf den dürren Boden *hin*. „Weiter," so sprach er, „vermag ich nicht zu gehen. Mühselig *ist* mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach, Götter! um mich her seh' ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch, ihr Götter! ich murre nicht, denn immer habt ihr geholfen!" So sagt' er, und kraftlos legt' er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unserer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größte Flasche voll Milch, und, so schnell ich konnte, lief ich in's Gebirge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn und die Flasche voll Milch; und still schlich ich in's Gebüsche zurück. Aber bald da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: „Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zum Kissen gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt." Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. „Götter, was seh' ich?" so rief er. „Ach! mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, ist es nichts mehr. Doch nein, Götter! Ich wache, ich wache!" Jetzt langt er nach den Früchten. „Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das Erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größesten dieser Früchte, weih' ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze

Seele durchdringt!« So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. »Oder,« so sagt' er, »haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; o segnet Alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen.« Jetzt ging er; o ich weinte vor Freude. Aber ich lief durch's Gebüsche den Weg ihm vor, und setzte mich an ein Ort hin, wo er vorbei mußte; er kam, er grüßte mich und sprach: »Höre, mein Sohn; sage, hast du Niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte?« — »Nein, Niemand hab' ich in diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir,« so fragt' ich, »wie kommst du in diese Wildniß? Übel hast du gewiß dich verirrt; denn hier führt keine Straße.« »Übel,« so erwiedert' er, »übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und Durst im Gebirge gestorben.« — »So laß mich nun den Weg dir weisen. Gib deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter.« Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh, das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn es mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes that!"

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süßesten Freude. „O," so sprach er, „froh und ruhig geh ich in's Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück."

Geßner.

43.
Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender angesehener Mann, deß Name hieß Benediktus, das heißt: Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und Alle, die ihn kannten, segneten ihn deßgleichen; so suchte er auch Jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein, und dachte: „Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wär' es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte?“ — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten.

Deßgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles stehet bei mir fest und unversehrt!“ und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals wenn er von Hagelschlag, Wassersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in das Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können,“ und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichen Weine, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun darnieder lag und sterben sollte, so klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen, und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benediktus von uns scheidet?“

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit Allem, was darinnen ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus, und verwaltet es wohlweislich.“ Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt im Segen.

Krummacher.

44.
Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thüre der Hütte, und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinen Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und kaum hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann behutsam auf einen Schemmel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor Allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlider zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf; „ich darf nicht schlafen,“ dachte sie, „Franziska braucht ein neues Kleidchen,“ und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen. — Gott, wie oft und wie gerne reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — Und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleid noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er

von Weitem rief: „Mutter, sieh nur, wie Franziskas Hand blutet! Eine Natter hat sie gebissen." „Ach, Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie spielen hier? Hilfe! Rettung!" das war Alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorübereilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte.

„Junges Weib!" sagte der Wanderer, „ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch habe ich nur einen Rath: seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt; aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nichts."

Mit diesen Worten ging der Mann vorüber und Clementine taumelte, wie vom jähen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. „Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen?" sagte sie, „das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es;" und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann, und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. „Was machst du, Vater?" rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er erst an des Vaters Stab gewunden erblickte, und stammelte: „Ach, die Natter war es, ja eine solche Natter hat unsere liebe Franziska gebissen!"

„Nun Gottlob, Gottlob!" jauchzte der Vater, „das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die Niemand tödten kann." Mit nassen Augen erreicht' er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß sie lange an seine Brust, und rief mit trunkener Freude: „Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! Aber Gott sey Dank, die Schlange war nicht giftig, der Herr sey gepriesen! wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen und keines von deinen Kindern wird sie je vergessen, und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen

drücktest, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und Myrthenkränzen zieren.“

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah sich mit weit offenen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

Starke.

45.

Die ärmliche Hütte.

Der biederherzige Menschenfreund Gellert ging eines Tages aus, um ein Geschenk der Wohlthätigkeit einer armen Frau zu bringen, von der er vernommen hatte, daß sie schon seit Jahren einen siechen und zur Arbeit unfähigen Mann zu ernähren habe.

Nach langem Hin- und Herfragen fand er in einem entlegenen Gäßchen einer Vorstadt, drei Treppen hoch, auf dem Hofe, die Wohnung des Ehepaars, das er suchte. Er trat in eine Stube, die ärmlich mit Möbeln versehen war. Auf einem reinlichen Bette lag die abgemagerte Gestalt eines bejahrten Mannes, der die Spuren langer Leiden auf dem Gesichte trug, der aber, als sich Gellert theilnehmend nach seiner Lage erkundigte, mit Ergebung gegen Gott und mit einer heitern Dankbarkeit sich über die Gnade äußerte, die er ihm erwiesen, ihm eine so treue und rechtschaffene Gattin beigesellt zu haben.

Die Frau war mit Anfertigung einer damals beliebten Art von Stickerei beschäftigt, und hörte den Tröstungen, die Gellert an den Kranken richtete, freundlich zu. Als derselbe sich ihr aber nun näherte, und auch ihr Muth zuzusprechen anfing, versicherte sie ihm: daß es ihr daran noch nicht fehle. Gott habe ihr in ihrer langen Ehe gute Tage mit ihrem Gatten gegeben, er würde auch helfen, die bösen ertragen. Sie habe gelobt, ihrem Manne in Freud und Leid getreulich zur Seite zu stehen, und sie werde ihr Gelübde nie brechen. Da Gellert nun aber seine Gabe anbringen wollte, sprach die Frau: „Gott sey gelobt, der milde Herzen zum Wohlthun erweckt, noch aber bedarf ich der Wohlthaten nicht. Ich bin gesund, arbeite gern, und erwerbe, was zur Pflege meines Mannes und zu meinem Unterhalt gehört. Ich habe nichts übrig, aber auch

keine Schulden. Wollen Sie Gutes thun, mein Herr, so wenden Sie Ihre Hilfe Personen zu, die ärmer und unglücklicher sind, als wir. Im Nebenhause," fuhr sie lebhaft fort, „liegt eine blinde Wittwe erkrankt, die zwei Kinderchen und kein Brod für sie hat; — o lieber Herr, der bringen Sie Ihre Gaben. Mit Ihrer Theilnahme erschienen Sie uns als ein Freund, — dort werden Sie mit Ihrer Wohlthat als ein milder Engel erscheinen."

Gellert, innigst gerührt von solchem Edelmuthe, in solcher Lage, sah wohl ein, daß er hier mit seinen paar Thalern nicht am rechten Orte sey, und schied von der wackern Frau mit tiefer Achtung. Auf der Treppe begegnete er einem sehr ärmlich, aber reinlich gekleideten Greise in Silberhaaren, der mühsam hinaufsteigt. Gellert tritt herzu, sucht ihm behilflich zu seyn, und fragt ihn dabei, wohin er wolle? Der Greis sagt: „Zu meiner Wohlthäterin dort oben. Ich habe Niemanden auf dieser Welt mehr, und lebe vom Almosen. Die edle Frau dort oben läßt mich in einem Kämmerchen wohnen und schlafen, und gibt mir zu essen, Gott segne sie!"

„Ja, Gott segne sie!" rief Gellert innigst bewegt, und setzte hinzu: „wie hohe Tugend verbirgt sich hier in ärmlicher Hütte;" dann brachte er die Gaben seiner Wohlthätigkeit der armen erblindeten Wittwe, die er ganz in der ihm geschilderten Lage fand.

Petiskus.

46.

Die Hahnenkämpfe in England.

Jedermann weiß, was für böse und eifersüchtige Thiere die Hähne sind. Keiner will einen Nebenbuhler bei seinen Hühnern dulden. Begegnen sich zwei einander, so beginnt jedesmal ein lustiger Kampf, dem man nicht ohne Vergnügen zusehen kann. Mit struppigem Gefieder gehen sie grimmig auf einander los, springen hoch in die Höhe, und suchen sich mit ihren Sporen zu verwunden, oder sich die Augen auszustoßen. Halbe Stunden lang hüpfen und tanzen sie um einander herum, um einen günstigen Augenblick zu erlauschen, dem Gegner einen Stoß beizubringen. Nur kurze Pausen finden statt, da picken sie zum Schein einige Körner von der Erde auf, verlieren aber den Feind dabei keinen Augenblick aus den Augen. Ehe man sich's versieht, fahren sie wieder auf einander los, und lassen nicht nach, bis einer von ihnen in die Flucht gejagt ist. Dann

springt der Überwinder stolz auf einen Stein- oder Düngerhaufen *und* kräht seinen Sieg aus. Schon am folgenden Tage beginnt aber der Kampf von Neuem, denn so lange der Gegner noch etwas Kraft in sich fühlt, läßt er den Muth nicht sinken.

Daß die Engländer viel Vergnügen an solchen Hahnenkämpfen finden, ist wohl kein Wunder. Bleiben ja auch wir Teutsche nicht ohne Freude und Theilnahme stehen, wenn wir Gelegenheit haben, einen mit anzusehen. Die Art aber, wie der Britte die Kampflust und den bewunderungswürdigen Muth dieser Thiere zu ihrem Verderben benutzt, ist grausam. Ein Reisender (Herr Küttner), der in England einmal Zeuge von einem Hahnenkampfe war, macht folgende Beschreibung.

Auf einen zirkelrunden Platz, der ungefähr fünfzehn Schritte im Durchschnitt hatte, und ein wenig höher war, als der übrige Boden, wurden zwei Hähne gestellt, die man auf mancherlei Art gegen einander aufhetzte. Das Volk stand um den Platz herum, und ob es gleich größtentheils Pöbel war, wurden doch die Gesetze des Hahnenkampfes so heilig beobachtet, daß Keiner, des Drängens ungeachtet, auch nur einen Fuß über die Schranken setzte. Die Eigenthümer der Hähne waren Pächter aus der Nachbarschaft. Sie befestigten ihren Thieren lange stählerne Stifte, wie Sporen, an die Füße, und stießen sie gegen einander. Jeder wettete eine bedeutende Summe auf seinen Hahn, und die Zuschauer stellten wieder besondere Wetten unter sich an. Anfangs sieht man nicht ohne Lust zu, wie die Thiere auf einander herumspringen, wie sie sich mit den Sporen zu verwunden suchen. Wenn sie sich aber die Augen schon ausgestochen haben, wenn sie über und über voll Blut sind, dann wird das Schauspiel ekelhaft und empörend, und ich fand diese Menschen sehr unmenschlich, daß sie ihre Hähne, die sich doch kaum mehr von der Stelle bewegen konnten, immer noch gegen einander stießen. Sie thaten dieß nicht vergeblich, denn die stolzen und muthigen Thiere waren so sehr gegen einander aufgebracht, daß sie bei der äußersten Ermattung doch noch den letzten Sprung gegen einander thaten. — Nun wurden sie weggetragen, gewaschen, gestärkt, und nach einer Stunde mußten sie wieder auf den Platz. Jetzt wurde das Schauspiel noch empörender. Man müßte von Natur grausam, oder von Jugend auf daran gewöhnt seyn, um Vergnügen dabei zu finden. Zuletzt ließen die Thiere ihre Köpfe zur Erde

sinken; aber auch jetzt noch stieß man sie gegeneinander; auch jetzt noch griffen sie sich schwankend und halb todt an, bis endlich der eine ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt liegen blieb.

Fast alle Zuschauer, unter denen ich aber kein Frauenzimmer sah, wetteten bald auf diesen, bald auf jenen Hahn, je nachdem ein jeder glaubte, daß der eine oder der andere das Feld behaupten würde. Mehrentheils stirbt der Sieger bald nach dem Besiegten.

Das Geschrei bei diesen Kämpfen ist gemeiniglich so groß, daß, wenn sich Jemand zufällig einem solchen Kampfplatz nähert, er einen Haufen rasender Menschen zu sehen glaubt. Fast alle Zuschauer sind dabei interessirt; bisweilen stehen sehr ansehnliche Summen auf dem Spiele, so daß der Sieg oder die Niederlage eines so kleinen Thieres das Schicksal eines Menschen auf Lebenslang bestimmt.

Selchow.

47.

Fisch- und Vogelfang in Schweden und Norwegen.

Der Fischfang an den Küsten von Norwegen und Schweden ist so ergiebig, daß man leicht von hier aus halb Europa mit getrockneten und gesalzenen Fischen versehen könnte. Wirklich machen auch die Fische den vornehmsten Artikel der Ausfuhr in den Seestädten aus. Die Fischer schneiden den gefangenen Fischen die Köpfe ab, und füttern damit ihr Vieh. Eine teutsche Kuh würde wohl schwerlich mit Fischköpfen fürlieb nehmen; in Norwegen leben fast alle Thiere von dem Meere, wenigstens an dem Gestade, und man sieht da Ziegen, die Seekräuter verzehren, und Muscheln, die sie finden, zerbeißen.

Stockfische und Häringe werden besonders in großer Menge gefangen, auch der Lachs.

Gegen den Monat November erscheinen ungeheure Züge Häringe an der Westküste von Schweden. Ihre Schaaren sind so zahlreich, daß Boote und Kähne sich nur mit Mühe durcharbeiten können. Öfters sollen sie so dicht zusammengepreßt seyn, daß die Ruder, wenn man sie in das Wasser stößt, fast aufrecht stehen bleiben, als hätte man sie in den Sand gesteckt. — Fische, die in so großer Menge sich einfinden, sind, wie man leicht einsieht, nicht schwer zu fangen.

Diejenigen, die sich mit dem sehr einträglichen Häringshandel

beschäftigen, machen schon im Sommer alle nöthigen Anstalten zu dem Fange und zu der weitern Benutzung desselben. Aus den fettesten Häringen wird Thran gemacht; die übrigen salzt man ein, und die schlechtesten dienen zur Düngung des Landes.

Man sieht diesen Handel für so wichtig an, daß man die größte Vorsicht beobachtet, die Häringe nicht von der Küste zu verscheuchen. Sobald sie erscheinen, ist es z. B. ausdrücklich verboten, die Kanonen zu lösen, selbst zu den gewöhnlichen Begrüßungen.

In guten Jahren werden gegen 600,000 Tonnen gesalzene Häringe und 30,000 Tonnen Thran verkauft. Zu einer Tonne Thran werden 10 bis 12 Tonnen frischer Häringe erfordert. Ist der Fang ergiebig, so wird die Tonne gesalzener Häringe, die zwischen 1000 bis 1200 Stück enthält, zu zwei bis drei Thalern verkauft. Es kommen also fünf und noch mehr für einen Kreuzer. Die Tonne Thran, die ungefähr 180 große Bouteillen faßt, kostet 10 bis 12 Thaler. In schlechten Jahren ist aber der Preis von beiden oft dreimal so hoch. Der Häringsfang beginnt gewöhnlich im Oktober, und dauert so lange fort, bis das Meer mit Eis bedeckt ist.

Der Fang der Lachse geht an den Wasserfällen der schwedischen Flüsse so vor sich. Man stellt da große Körbe an den engen Orten auf, wo der Lachs, der in großen Zügen kömmt, hindurch muß, und windet sie nach kurzer Zeit in die Höhe. Immer sind sie halb voll. Dann kömmt ein Fischer mit einer Keule, und schlägt, ehe er sie herausnimmt, alle todt.

Viel gefährlicher ist der Vogelfang. Die norwegischen Küsten wimmeln von Vögeln, die vermuthlich durch die große Menge Fische angelockt werden. Es befinden sich auch unter ihnen viele Eidergänse, deren Flaumen die weichen Eiderdunen sind, womit die Betten reicher Leute gefüllt werden. Will man diese Vögel in ihren Nestern erhaschen, so muß man immer die höchsten Felsen erklimmen. Oft läßt man auch einen Menschen, der auf einer Stange sitzt, die an einen Strick befestigt wird, über einem 500 bis 600 Fuß tiefen Abgrund schweben. Mit unglaublicher Fertigkeit schwingt sich dieser auf einem Seile fort, um die Nester der Vögel aufzusuchen. Erhascht er einige, so dreht er ihnen den Hals um, und wirft sie hinab in's Meer, woselbst die Kameraden solche in einem Boote auffischen. Die Taschen füllt er mit ihren Eiern an; und wenn er hinlänglich

belastet ist, so läßt er sich noch einmal hinaufziehen, oder vollends in das Boot hinabsenken.

Diese kühnen Vogelfänger stürzen aber auch öfters hinab, zerschellen an den Felsen, oder kommen sonst elendiglich im Fallen um. Der Druck der Luft ist so stark, daß, wie man sagt, der Leib des Menschen oder der Thiere, die von einer so erstaunlichen Höhe herabstürzen, berstet, noch ehe er die Erde oder das Wasser erreicht, so daß die Eingeweide herausfallen.

Selchow.

48.

Fischfang durch Pferde.

Die Spanier bezeichnen mit dem Namen Temblador (Zitternmacher) alle elektrischen Fische. Es finden sich deren an der Küste von Cumana (Neu-Andalusien) mehrere. Die Guayqueririer, als die glücklichsten und geübtesten Fischer in Cumana, führten uns zu einem fließenden Wasser, das in der trockenen Jahreszeit einen von schönen Bäumen und wohlriechenden Mimosen eingefaßten Behälter schlammigen Wassers bildet. Hier halten sich nun viele Zitteraale oder Gymnoten auf; zwar finden sie sich auch in den großen amerikanischen Flüssen, dem Orinoko, dem Amazonenstrom und Meta; allein die starke Strömung und das tiefe Wasser machen es den Indianern unmöglich, sie zu fangen. Sie erhalten auch öfters von ihnen beim Baden Schläge, ohne daß sie dieselben zu Gesichte bekommen, was an die unsichtbaren Schläge der Zaubermärchen erinnert. Es hält jedoch in kleinen Gewässern oder in Sümpfen schwer, Zitteraale mit Netzen zu fangen, wegen der außerordentlichen Behendigkeit dieser Thiere, die sich gleich Schlangen zu vergraben pflegen.

Der Barbasko, d. i. eines aus mehreren Pflanzen bereiteten Mittels, welches, in's Wasser geworfen, die Thiere betäubt, wollte man sich nicht bedienen, da dadurch die Kraft der Aale geschwächt worden wäre. Die Indianer sagten daher, sie wollten die Fische durch Pferde einschläfern. Dieser Fischfang wurde auf folgende Weise vollzogen. Die Indianer holten einen Haufen ungezähmter Pferde und Maulthiere, etwa dreißig an der Zahl, die sie in den Sumpf trieben, wo sie natürlich einen entsetzlichen Lärm machten. Die Gymnoten kamen hervor, und nun begann das seltsame Gefecht zwischen ihnen und den Pferden. Die großen, wie Wasserschlangen

aussehenden grünen und gelben Aale schwammen auf die Oberfläche des Wassers und drangen unter den Bauch der Pferde und Maulthiere. Ein Kampf zwischen Thieren so verschiedener Art gewährt ein höchst seltsames und malerisches Schauspiel.

Die Indianer, mit dicken Bambusstäben und Harpunen versehen, umzingelten den Sumpf, einige von ihnen stiegen auf die Bäume, deren Äste sich wagrecht über die Wasserfläche ausdehnten. Die Aale ließen nun ihr grobes Geschütz an den Bäuchen dieser Thiere spielen und ertheilten ihnen gewaltige Schläge, indem sie ihre Batterien wiederholt entleerten. Die Pferde und Maulthiere schlugen aus, wieherten und suchten sich durch die Flucht zu retten. Die Indianer trieben sie mit wildem Geschrei und Schlägen in die Schlacht zurück; viele Pferde erlagen aber unter der Stärke der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten her an den empfindlichsten Organen des Lebens erlitten. Sie verschwanden, betäubt durch die Menge und Stärke der Schläge, unter dem Wasser. Mit gesträubten Mähnen, schnaubend, mit wilder Angst im funkelnden Auge, standen andere wieder auf, und suchten dem tobenden Ungewitter zu entfliehen; aber die Indianer trieben sie in's Wasser zurück. Nur einzelnen gelang es, sich der Wachsamkeit der Indianer zu entziehen, diese retteten sich an's Ufer, strauchelten bei jedem Schritte, und sanken endlich ermattet nieder. In weniger als zwei Minuten waren zwei Pferde in dem Sumpfe ertrunken. Der fünf Fuß lange Zitteraal drängt sich nämlich verschlagen unter den Bauch des Thieres und bringt ihm eine Entladung bei, welche zugleich das Herz, die Eingeweide und alle Nerven des Unterleibs trifft. Es ist begreiflich, daß die Wirkung, welche das Pferd davon erleidet, ungleich weit heftiger seyn muß, als die, welche der Schlag des Fisches im Menschen verursacht, der ihn nur an den äußersten Gliedern und den weniger empfindlichen Theilen des Körpers empfängt. Die Pferde, welche untergehen, sind wahrscheinlich nicht todt, sondern nur betäubt. Sie ersaufen aber, weil ihnen der fortdauernde Kampf der übrigen Pferde mit den Gymnoten das Aufstehen unmöglich macht.

Die Zuschauer bei diesem, europäischen Augen ganz neuen Schauspiele, zweifelten gar nicht, daß der Fischfang mit dem auf einander folgenden Tode aller Pferde und Maulthiere endigen würde. Nach und nach ließ aber die Wuth des ungleichen Kampfes nach, und die ermüdeten Gymnoten zerstreuten sich; denn sie bedürfen erst

wieder einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um das wieder zu ersetzen, was ihnen an elektrischer Kraft entgangen ist. Die Pferde fingen sich daher von ihrem Schrecken zu erholen an, ihre Mähnen sträubten sich nicht mehr, ihre Augen funkelten nicht länger angstvoll. Furchtsam näherten sich nun die Gymnoten dem Ufer, wo sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen werden. Sind die Stricke völlig trocken, so empfinden die Indianer, während sie die Stricke emporheben, keine Erschütterung. In wenigen Minuten waren nun fünf Aale vorhanden, die alle nur leicht verwundet waren, und auf gleiche Weise wurden am Abende noch mehrere gefangen.

Alex. v. Humboldt.

49.

Jagdleben in Ostindien.

Die Antilopenjagd. Sie wird mit Leoparden betrieben, die gezähmt und besonders dazu abgerichtet sind. Der Leopard wird mit verbundenen Augen in einen bedeckten, von Ochsen gezogenen Karren gebracht. Der Fuhrmann setzt sich neben denselben, und lenkt das Gespann durch ein Gitterfenster, so daß er den ganzen Weg übersehen kann. Der Karren fährt ganz langsam; ein berittener Jäger folgt in einiger Entfernung nach.

Sobald nun der Fuhrmann Antilopen ansichtig wird, steckt er, zum Zeichen für Letztern, durch eine Öffnung am Hintertheile des Karrens, ein rothes Fähnchen auf, fährt indessen immer nur langsam fort. Doch endlich hält er an, nimmt dem Leopard die Binde ab, öffnet den Karren, und läßt ihn gegen die Antilopen los. Schnaubend stürzt nun das Raubthier unter den grasenden Haufen, wählt sich seine Beute, und verfolgt dieselbe mit Blitzesschnelligkeit. Der Fuhrmann und der Jäger aber eilen möglichst hinter ihm drein.

Anfangs ist die Antilope ungleich schneller, als der Leopard, bald aber läßt sie in ihrem Laufe vor Schreck und Ermüdung nur zu sehr nach. Ihr Verfolger dagegen hält immer gleichen Schritt, und hat sie so in Kurzem eingeholt. Jetzt wirft er sie zu Boden, packt sie bei der Kehle, und saugt ihr das Blut aus. Schnell aber eilt der Fuhrmann hinzu, wirft ihm eine Hammelkeule vor, und bringt ihn auf diese Weise von der Antilope ab. Wenn der

Leopard nun seinen Hunger gestillt hat, springt er von selbst wieder in den Wagen, und ist so zahm, wie zuvor.

Die Tigerjagd. Diese findet entweder auf dem Anstande, oder mit Hilfe von Elephanten statt. Um den Tiger auf dem Anstande zu schießen, pflegen die Jäger folgendermaßen zu Werke zu gehen. Sie wählen einen der waldigen, mit Ruinen bedeckten Hügel, die der Tiger zu besuchen pflegt. Hier binden sie an das Gebüsch eine junge Ziege oder ein Böcklein an, und verbergen sich dann hinter dem alten Gemäuer, das in der Regel fast ganz überwachsen ist. Sobald der Tiger das angebundene Thier schreien hört, kriecht er eben so leise als langsam herbei. Es gehört daher ein sehr gutes Gesicht dazu, wenn man denselben bemerken will. Die Jäger zielen nun, indem sie allen seinen Bewegungen folgen, drücken jedoch nicht eher ab, als bis ihr Anführer „Feuer" ruft. Dieß muß in demselben Augenblicke geschehen, wo sich der Tiger zum Sprunge niederduckt. Nicht selten wird er so mit drei bis vier Schüssen verletzt. Auf jeden Fall haben die Jäger immer frisch geladene Büchsen bei der Hand.

Die Eingebornen lauern dem Tiger auf folgende Weise auf. Sie bauen sich im dichtesten Theile des Waldes, zwischen den Ästen eines hohen schattigen Baumes, ein sogenanntes Jägernest. Dieß ist eine Art Laubhütte, die bequem einen Mann fassen kann. Hier verbirgt sich der Jäger, um zu lauern, bis ein Tiger kömmt. Dann schießt er ihn gerade vor den Kopf, und streift ihm auf der Stelle die Haut ab. Nicht selten aber muß er Tage lang auf seine Beute harren, er ist daher immer mit Wasser und Reis versehen. Zuweilen sind zwei solcher Jägerhütten in geringer Entfernung von einander erbaut. Die Jäger können sich also sehen, und im Nothfalle gegenseitig beistehen. In diesem Falle gehen sie auf gemeinschaftliche Kosten, und theilen Gewinn und Verlust auf gleiche Art. Alle diese Jägerhütten werden von den Eigenthümern sehr geheim gehalten, und erben oft, durch mehrere Generationen, vom Vater auf die Söhne fort. Der Gewinn der Jäger besteht in den Häuten, die sehr gesucht und also zu hohen Preisen anzubringen sind. Dieß von der Tigerjagd auf dem Anstande, die im Allgemeinen die gewöhnlichste ist. Gehen wir nun zu der mit Elephanten über, die, als natürliche Feinde des Tigers, vortrefflich dazu zu brauchen sind. Hier hat der Jäger seinen Sitz auf dem Elephanten, und schießt von oben herab. Der

Letztere läßt sich dann zugleich auf die Vorderfüße nieder, und erspäht den Augenblick, wo er seinen Feind durchbohren kann. Der Tiger dagegen bemüht sich, dem Elephanten auf den Nacken zu springen, ohne daß ihm dieses jedoch gelingen will. Nachdem er es also mehrmals, aber immer vergebens versucht hat, wirft er sich auf den Rücken, streckt die Krallen aus, und versucht, ob er den Rüssel seines Gegners damit packen kann. Allein dieser weiß wohl, daß er unterstützt werden wird. Er geht daher unerschrocken auf ihn los, tritt ihn unter die Füße, oder schleudert ihn in die Luft. In letzterm Falle fängt er ihn wieder auf, und gibt ihm vollends den Rest. Wird er dagegen gleich Anfangs im Nacken oder beim Rüssel gepackt, so ist es in wenig Minuten um ihn geschehen. Allein nur selten trägt der Tiger den Sieg davon.

Bei dieser Gelegenheit eine Anekdote, die aufbewahrt zu werden verdient. Einmal befand sich ein englischer Hauptmann, Mr. Rotton, zum ersten Male in seinem Leben bei einer solchen Tigerjagd. Er schoß, wie gewöhnlich, seine Büchse ab, bemerkte aber nicht, daß sein Elephant sich in demselben Augenblicke niederließ. In Folge dieser raschen Bewegung fiel er demnach herunter, und zwar so unglücklich, daß er gerade auf den Tiger zu liegen kam. Allein was geschah? Das Raubthier warf ihn auf die Seite, sprang auf und eilte davon. So kam Mr. Rotton mit einer leichten Verstauchung ab. Man wird indessen gern glauben, daß dieß seine erste und letzte Tigerjagd blieb.

Die Eberjagd. Das ostindische wilde Schwein weicht in mehreren Hinsichten von dem europäischen ab. Es ist nämlich in seinen Bewegungen ungleich kräftiger und geschwinder als dieses, zugleich aber auch weit grimmiger, ohne jedoch so groß zu seyn. Dabei nährt es sich besonders von Weitzen, Zuckerrohr und Mais, weßhalb es sich auch vorzugsweise in der Nähe der Dörfer aufhält. Auf sein Futter geht es indessen nur des Nachts aus; bei Tage hält es sich in den Gebüschen verborgen, womit die Ortschaften umringt sind. Ehe nun die Jagd beginnen soll, werden fünfzig bis sechzig Treiber abgeschickt. Diese nähern sich langsam im Halbkreise, rühren einige große Trommeln, schlagen mit Knitteln an die Gesträuche, und schießen sogar hinein. Die Schweine, durch den Lärm aufgeschreckt, verlassen ihr Lager, und flüchten sich auf das Blachfeld. So wie sie sich daselbst zeigen, nimmt die eigentliche Hetze

ihren Anfang. Die Jäger sind zu diesem Ende alle beritten, und mit starken Wurfspießen oder Speeren bewaffnet, die an fünf Fuß lang sind.

Die ganze Gesellschaft sprengt nun, im stärksten Galopp, hinter den Schweinen drein, und wirft einen Hagel von Speeren unter sie. Kömmt indessen ein Jäger einem derselben nahe genug, so stößt er ihm den seinigen in die Rippen, doch ohne zurückzuziehen; vielmehr folgt er dem Thiere desto hitziger nach. Die Schweine laufen Anfangs so schnell, daß ihnen auch das beste Pferd kaum zu folgen im Stande ist. Ja, wenn sie anfangen, müde zu werden, vereiteln sie dennoch die Anstrengungen der Jäger mit vieler Geschicklichkeit. Dieß geschieht vermöge einer Menge wohlberechneter Kreuz- und Quersprünge, was ungefähr mit dem Hackenschlagen der Hasen verglichen werden kann. In der Regel fällt ein solches Schwein nur selten auf den ersten Speerstoß, vielmehr wendet es sich gegen den Jäger um, und greift ihn selbst an. Dieser ist nun der ganzen Wuth des verwundeten Thieres ausgesetzt. Um dasselbe von sich abzuhalten, muß er also ein eben so gewandter Reiter als Waidmann seyn. Meistens gelingt ihm dieß, wenn auch zuweilen das Pferd darauf geht. Doch fehlt es auch keineswegs an Beispielen, daß selbst der Jäger um's Leben kömmt.

Wir machten, erzählt ein Augenzeuge, unserer sechs zusammen, selbst eine solche Parthie, und folgten, bei dem vortrefflichen Terrain, auf dem Fuße den flüchtigen Thieren nach. Ihr schneller Lauf war, bei ihren kurzen Füßen und der Plumpheit ihres Baues, wirklich bewundernswerth; ebenso die Geschicklichkeit, womit sie ihren Weg wählten, um ihren Verfolgern zu entgehen. Anfangs manövrirten sie durchaus nicht, nur als sie sich ermüdet fühlten, nahmen sie zu dem Hackenschlagen ihre Zuflucht. Wir theilten uns nun in zwei Partheien. Die, bei der ich mich selbst befand, verfolgte ein ungewöhnlich großes, geschwindes und grimmiges Mutterschwein. Beinahe waren unsere Pferde gänzlich ermüdet, als dasselbe sich plötzlich gegen uns drehte, seine Borsten sträubte, und furchtbar zu grunzen anfing. Einer meiner Begleiter schleuderte seinen Wurfspieß dagegen ab, traf es aber nicht. Indessen erschrack es, wendete sich um, und fing von Neuem zu laufen an.

Jetzt sprengte ihm unser dritter Gesellschafter nach, und verfolgte es auf einem schmalen Fußsteige, der auf beiden Seiten mit

dichtem Gebüsche eingeschlossen war. Plötzlich sah er sich von dem wilden Thiere angegriffen, fing es aber sehr gewandt mit seinem Speere auf. Doch vermochte er nicht, es zu verwunden, weil es denselben mit den Zähnen festhielt. So entkam es, um sich im dichtesten Gebüsche zu verbergen, so daß die Jagd aufzugeben, das Gerathenste schien.

Die großen Jagden in Bengalen. a) Die eigentliche Zeit derselben fällt in die Monate November bis Februar, wo die Hitze gemäßigt, der Himmel beständig heiter und die Luft am gesundesten ist. Zu einer solchen Jagdparthie wird immer eine schöne Waldgegend gewählt, die zugleich an Wildpret aller Gattungen Überfluß haben muß. Hier wird dann der Lagerplatz auf einer blumigen Wiese in der Nähe eines Baches abgesteckt.

Diese Jagdgesellschaften sind nämlich in der Regel äußerst zahlreich; sie erfordern daher Einrichtungen aller Art. Acht Tage zuvor werden also sämmtliche Zelte, Geräthschaften u. s. w. auf Ochsenkarren, Kameelen und Elephanten dahin abgeschickt. Dann schlägt man die Herrschaftszelte in einem Viereck oder Kreise auf, und ordnet die für die Dienerschaft außerhalb darum her. Alle jene Zelte sind eben so hoch als geräumig, und von gutem, dichten Zwillich gemacht. Inwendig aber sind sie mit feinem, buntgewürfeltem Kattun ausgefüttert, so daß sie wie tapeziert aussehen. Zwischen der Decke und den Wänden bleibt eine Öffnung, worüber jene anderthalb Fuß breit hinwegragt. So streicht die Luft hindurch, ohne daß der Thau eindringen kann. Der Fußboden wird mit feinen Bambusmatten und darüber mit persischen Teppichen belegt. Die nöthigen Meubles fehlen natürlich ebenfalls nicht. Die für die Damen bestimmten Zelte sind immer mit drei Abtheilungen versehen. In der hintersten befindet sich ein zierliches Feldbett, nebst Zubehör. Die zweite wird als Ankleidezimmer gebraucht. Die vorderste endlich gibt das Besuchzimmer ab. In allen diesen Zelten werden statt der Thüren Tattirs eingesetzt. Mehrere (eigene) Diener sind mit der beständigen Anfeuchtung derselben beauftragt. Sind nun diese Einrichtungen vollendet, so wird an die Provisionen gedacht. Weine, Liqueurs, Thee, Kaffee u. s. w., kurz, alle europäischen Luxusartikel werden aus Calcutta dahin geschickt; alle übrigen bezieht man aus den benachbarten Dörfern, oder von eigenen Marketendern, die sich damit fünf bis sechs Stunden weit in der Runde versehen. Auch deßhalb

ist ein eigener Haushofmeister mit mehreren Gehilfen angestellt, der für alle Wirthschaftsbedürfnisse zu sorgen hat. Endlich an dem bestimmten Tage langt die Gesellschaft an. Die Herren sind zu Pferde, die Damen in Palankins oder auch in ihren Curricles u. s. w., je nachdem die Wege sind. Alle haben ihre Bedienungen bei sich. Die Garderobe wird auf Wagen oder Kameelen nachgeführt. Meistens bricht man von Calcutta Morgens sehr zeitig auf, so daß man im Lager frühstücken kann, und bis Mittag gänzlich eingerichtet ist. In der Regel hat die Gesellschaft eine starke Bedeckung von Seapoys bei sich.

b) Die Tagesordnung pflegt nun folgende zu seyn. So wie der Morgen dämmert, begeben sich die Herren, wohl beritten und wohl bewaffnet, auf die Jagd. Diese ist bald gegen die Wölfe, Hyänen und Schakals gerichtet, bald gegen wilde Schweine, Gazellen, Bisamthiere, Hasen, Füchse, Rehböcke, Hirsche, und andere Gattungen von Rothwildpret. Ein andersmal beschäftigt man sich mit der Vogeljagd, wie es in diesen Gegenden Land- und Wasservögel in unbeschreiblicher Menge und von unzähligen Arten gibt. Zuweilen werden auch Falken und Sperber gebraucht.

Die Waffen, deren man sich bei diesen Jagdstreifereien bedient, pflegen Flinten, Pistolen, Piken und Wurfspieße zu seyn. Überdieß hat jeder Jäger einen Diener bei sich, der mit einer Doppelbüchse, die zweilöthige Kugeln schießt, einem Bajonette und einem Säbel versehen ist. Dieß geschieht, damit man sich im Nothfalle gegen Tiger, Bären und wilde Büffel vertheidigen kann. An Hunden hat man persische und europäische Windspiele, so wie spanische Spür- und Dachshunde, die äußerst wild sind.

Zuweilen nehmen auch die Damen an diesen Vergnügungen Theil. Einige als Zuschauerinnen, Andere als wirkliche Jägerinnen im Dianencostüm. Jene lassen sich entweder in Palankins tragen, oder sitzen auf kleinen, äußerst sanften Hudah-Elephantinnen, wie man sie nennt. Diese sind zu Pferde, und machen, mit Bogen und Köchern versehen, auf das kleinere Wildpret Jagd. Im Allgemeinen indessen pflegen die Damen sehr spät aufzustehen, und werden also nur erst kurz vor dem Frühstücke sichtbar. Dieses wird ungefähr halb 10 Uhr eingenommen, und zwar in dem großen Hauptzelte, das zugleich zum Speise- und Gesellschaftssaal dient. Es besteht aus einer Menge höchst nahrhafter Gerichte; denn die Herren

bringen den besten Appetit von ihrer Jagdparthie mit. Das Auserlesenste, was die englische und holländische, die italienische und französische Küche liefern kann, findet sich auf diesen Tafeln vereint. Zum Schlusse werden noch Kaffee, Thee und Chocolade, nebst Weinen, Liqueurs, Confect und Früchten servirt. Die Damen wetteifern in reizenden Morgenanzügen, und überlassen sich ihrer ganzen Lebhaftigkeit.

Jetzt macht die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt nach irgend einer merkwürdigen Moschee, Pagode u. s. w., oder einem berühmten Grabmale, Haine und Wallfahrtsorte in der Nachbarschaft. Nach ihrer Zurückkunft trennt sie sich; Herren und Damen beschäftigen sich nun auf beliebige Art. Ein Theil von jenen fischt, oder stellt kleinen Vögeln nach; ein anderer schießt nach der Scheibe, oder spielt Ball und dergleichen mehr. Die Damen zeichnen, lesen, oder sticken, oder besuchen sich, und machen zusammen Musik, je nachdem sie zu dem Einen oder dem Andern aufgelegt sind.

Nun folgt das Mittagsessen, das, wo möglich, noch glänzender als das Frühstück ist. Hierauf halten Alle Siesta und schließen sich deßhalb in ihre Zelte ein. Nach dieser wird eine Wasserfahrt auf einem benachbarten See oder Flusse gemacht. Bei der Zurückkunft beginnt die Abendunterhaltung, wozu man auch häufig Bajaderen kommen läßt. Endlich um 10 Uhr wird eine ausgesuchte *Collation* mit köstlichen Weinen aufgetragen, worauf sich, nach 11 Uhr, Alles zur Ruhe begibt. Jede dieser Jagdparthien pflegt vierzehn Tage bis drei Wochen zu dauern, und ist immer ein sehr willkommenes Fest.

Jagd-Anekdoten. a) Das Jägerleben ist in Ostindien weit abentheuerlicher als irgendwo. So erinnere ich mich, daß uns einmal auf einer großen Jagdparthie die Nacht überfiel. Wir befanden uns im dicksten Walde, und waren von unserer Cultry wenigstens zwei Stunden entfernt. Der Wind erhob sich, furchtbar rauschten die Wipfel der hohen Bäume, und tausend gräßliche Thierstimmen tönten rings um uns her.

Leider hatten wir aber weder Fackeln noch Fougrito's bei uns, unsere Büchsen waren das Einzige, was uns übrig blieb. Wir schoßen demnach unaufhörlich, und hielten so auch wirklich die Tiger und Schakals so ziemlich von uns ab. Indessen stürzten dennoch eine Menge wilder Schweine über den Weg und dicht bei unsern

Pferden vorbei. So ritten wir langsamer weiter, und verschoßen beinahe unsere ganze Munition. Doch endlich erblickten wir Lichter in rascher Bewegung auf uns zu. Es war unser treuer Diener, der uns mit Fackelträgern entgegenkam.

b) Nach der hiesigen Gewohnheit ritt ich fast alle Morgen, und zwar in der frischen Kühle, auf die Jagd. Hier konnte es denn nicht fehlen, daß ich auch häufig auf Füchse stieß. Die meisten bekümmerten sich indessen so gut wie gar nicht um mich. Sie liefen nämlich immer nur eine kleine Strecke fort, setzten sich dann gemächlich nieder, und warteten sehr gleichgültig, bis ich ganz nahe kam. Wahrscheinlich macht es der Fuchs immer so, wenn er keine Hunde zu fürchten hat.

Eines Morgens trieb ich auf diese Art ebenfalls einen Fuchs vor mir her. Plötzlich kamen vier Krähen herzugeflogen, und machten sich hinter ihm drein. Dieß veränderte die Jagd so, daß sie augenblicklich in eine Art Hetze überging. Nicht leicht habe ich etwas Possierlicheres gesehen. Man stelle sich die Krähen vor, wie sie, halb laufend, halb fliegend, hinter dem Fuchse her sind. Bald zwickten sie ihn in den Schwanz, bald in die Hintertheile, und Beides mit der ergötzlichsten Emsigkeit. Reinecke läßt dieß Anfangs ein Paar Mal hingehen; bald aber findet er es unverschämt, fängt an zu schmälen, und schnappt bald rechts, bald links nach ihnen, ohne daß er eine erreichen kann. So dauert die Hetze fort, bis endlich das edle Thier entschlüpft, man weiß selbst nicht, wohin. Bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß die bengalischen Füchse nicht den stinkenden Geruch der europäischen haben, und daß ihre Nahrung weit mehr in Körnern, Pflanzen und Früchten, als in Fleisch besteht.

c) Ein artiger Beitrag zur Naturgeschichte des Dammhirsches dürfte folgender seyn. Wir stießen oft auf große Heerden derselben, alle zusammengepreßt und die Köpfe gegen uns gekehrt. So wie wir ihnen aber näher kamen, stob der ganze Haufe in Einer Richtung fort. Jetzt ließen wir unsere Hunde auf ein oder das andere Hirschkalb los, das etwas davon zurückblieb. Kaum bemerkte dieß die Hindin, die sich immer nach demselben umsah, so kehrte sie pfeilschnell um, und flog zwischen ihrem Kalbe und den Hunden hindurch. So zog sie diese auf sich selbst, während jenes

Zeit zur Flucht gewann, und entkam ihnen dann gleichfalls mit Leichtigkeit.

Einmal befanden wir uns auf dem Marsche nach Bombay. Die Colonne war nur drei Mann hoch, nahm aber eine ziemliche Strecke ein. Plötzlich brach zu unserer Rechten ein ganzes Rudel Dammhirsche aus dem Walde hervor, nahm seinen Lauf gerade auf uns zu, setzte über die Colonne in der Quere weg, und war uns in wenig Secunden aus dem Gesichte. Wahrscheinkich ward es von einem Tiger verfolgt, der nun seinerseits wieder die Flucht vor uns ergriff. Das Merkwürdigste dabei war, daß kein einziger Hirsch verwundet zu seyn schien.

d) Die ältern Naturforscher behaupten bekanntlich, daß der Tiger die schwächeren Thiere schon bloß mit seinen Blicken gleichsam zu bezaubern vermag. Man hat dieß in neueren Zeiten vielfach bezweifelt, ja Einige haben es geradezu für erdichtet erklärt. Dessenungeachtet scheint aber wenigstens etwas Wahres daran zu seyn. Hier sind zwei Beispiele, die ich selbst als Augenzeuge verbürgen kann.

Ein Hirsch stieß mitten in seinem behendesten Laufe auf einen Tiger, der an dem Saume eines Waldes ruhig im Grase lag. Plötzlich richtete er seine wilden, funkelnden Augen auf das flüchtige Thier, und augenblicklich stand dieses still, als wäre es an den Boden gebannt. Keine, auch nicht die mindeste Bewegung mehr; es schien vor Schrecken an allen Gliedern gelähmt. So erwartete es, mit Thränen in den Augen, den Tiger, der langsam heranschlich, bis es, durch einen einzigen Biß in den Nacken, sein Opfer ward.

Aber auch die Pfauen, sowohl einzeln als in ganzen Flügen, bezaubert der Tiger auf ähnliche Weise. Ich sah einen der letztern von einigen dreißig Stück, der mit fröhlichem Geschrei und ziemlich schnell daher kam. Zu gleicher Zeit ward ich aber auch die blitzenden Augen eines Tigers gewahr, der in einem dichten Gebüsche lag. Er hatte dieselben unverwandt auf die Pfauen gerichtet, und folgte allen ihren Bewegungen nach.

So mochten wohl einige Minuten vergangen seyn, als der Flug den gefährlichsten seiner Feinde ansichtig wurde. Ein allgemeiner Schreckensruf kündigte die Nähe desselben an. Wenige Secunden, und wie vom Hagel getroffen, stürzten die Pfauen aus der Luft herab. Hier lagen sie neben und über einander, gänzlich bewegungslos. Der Tiger kam nun hinzu, würgte einen nach dem

andern mit unglaublicher Schnelligkeit ab, und saugte ihnen das Blut mit äußerstem Wohlbehagen aus.

Die Vogelsteller wissen von dieser Furcht der Pfauen vor den Tigern großen Vortheil zu ziehen. Sie machen sich nämlich hohe leichte Bambusrahmen, und bespannen dieselben mit einem Stück Leinwand, worauf ein Tiger abgebildet ist. Unter diesem bringen sie eine Öffnung an, die sich nach Belieben verschließen läßt. So verbergen sie sich hinter dem Rahmen, und lauern den Pfauen längs den Waldungen auf.

So wie nun ein Trupp derselben ankömmt, und den gemalten Tiger erblickt, steht er augenblicklich wie eingewurzelt, und ist vor Schreck gänzlich gelähmt. Der Vogelsteller greift nun durch die genannte Öffnung heraus, und bekömmt auf diese Art so viel, wie er nur haben will. Wenn übrigens ein einzelner Pfau auf einen Tiger stößt, so kömmt er meistens glücklich davon. Dieser hält nämlich den geringen Fang nicht der Mühe werth.

Der Elephantenfang auf Ceylon. Ein solcher Fangplatz wird immer in der Nähe eines Waldes angelegt. Er besteht aus drei Abtheilungen, oder wie man es nennen will. Die erste geht mehrere hundert Schritte in den Wald hinein; die zweite befindet sich am Rande desselben; die dritte läuft in einen Gang aus, der nur für einen Elephanten groß genug ist. Das Ganze kömmt einem ungeheuren Trichter gleich. Der Eingang zu der ersten Abtheilung, wie zu den beiden anderen ist offen, der Fangplatz selbst aber stark verzäunt. Diese Einfassung besteht aus eingerammelten Baumstämmen, die durch Bohlen verbunden sind. Längs derselben werden große Feuer angezündet, damit kein Elephant durchzubrechen im Stande ist.

Wenn nun der Fang beginnen soll, treibt man die Elephanten langsam auf den Eingang zu. Allein kaum haben sie die erste Abtheilung erreicht, so wird ihnen der Rückweg versperrt. Dieß geschieht durch eine Menge Eingalesen, wovon jeder eine lange Stange mit brennenden Strohwischen trägt. Auf diese Art werden die Thiere in die zweite Abtheilung getrieben, die man sogleich mit einer starken Bohlenthür verschließt. Ebenso die dritte, die auf gleiche Weise verwahrt wird. Beide Thüren sind so eingerichtet, daß dieß von Außen geschehen kann.

Jetzt fahren die Eingalesen fort, die Elephanten mit Feuer zu

ängstigen, bis endlich der nächste an dem engen Gange hineingetrieben ist. Nach Maaßgabe, wie er darin fortschreitet, schiebt man hinter ihm eine Reihe großer Querbalken vor. Dasselbe geschieht mit drei bis vier anderen, sobald er sich dem Thore des Ganges genähert hat. Auf diese Art wird er in eine Art von Nothstall eingezwängt. Ist dieses geschehen, so öffnet man das Thor, dessen Flügel nach außen schlagen, so schnell, als es nur immer möglich ist. Auf jeder Seite desselben steht nun ein zahmer Elephant, der ihn, in Folge einer besonderen Abrichtung, mit dem Rüssel anpackt und festhält. So legt man ihm Sperrschlingen an, wirft ihm mehrere Seile um den Hals, befestigt diese an den Collera's der beiden andern, und zwängt ihn dann zwischen dieselben ein. Jetzt läßt man ihn endlich heraus, und bindet ihn an mehreren starken Pfählen fest. Die zahmen Elephanten bleiben nun bei ihm, bis er seine Wildheit zu verlieren anfängt, was meistens nach drei Tagen geschieht. Der Fang wird übrigens so lange fortgesetzt, bis man die nöthige Anzahl beisammen hat.

Wilmsen.

50.

Der Fang der Wallrosse und Wallfische im nördlichen Ocean.

Die arktischen Gewässer nähren bekanntlich die großen schwimmenden Säugethiere: Wallfische, Narwale, Pottfische, Wallrosse, Delphine u. a. m., auf deren Fang mehrere europäische Nationen Schiffe ausschicken. Hier im äußersten Norden werden auch die zahllosen Schaaren von Stockfischen, Häringen und andern kleinen Fischarten erzeugt, die ganzen Ländern zur Nahrung dienen, und deren Fang mehr als eine Nation bereichert hat. So vortheilhaft aber die Fischerei auf diesen Meeren ist, so viele Beschwerlichkeiten und Gefahren sind auch mit derselben verknüpft, da die Menschen hier nicht nur mit der Stärke und List der Thiere, auf deren Fang sie ausgehen, sondern auch mit den Schrecknissen des rauhesten Himmelstrichs und mit ungeheuren Eismassen zu kämpfen haben. Da die großen Seethiere im weißen Meere nur selten angetroffen werden, und die Küsten des nördlichen Oceans, wegen der Unwirthbarkeit dieser öden Gegenden, fast gänzlich menschenleer sind, so betreiben die Einwohner der Statthalterschaft Archangel und Olenez

ihren Fang vorzüglich auf Spitzbergen und Nowaja Semlia; diese Inseln verdienen daher, als der vorzüglichste Schauplatz der nördlichen Fischerei, eine kurze Charakteristik, die zugleich die folgenden Nachrichten verständlicher machen wird.

Beide Inseln sind völlig unbewohnt. Wenn auch der Zufall jemals einige Unglückliche nach diesen Eilanden verschlug, so wurden sie wahrscheinlich durch die Härte des Klima's, gegen welches sie sich nicht zu schützen wußten, bald aufgerieben. Einige holländische und englische Seefahrer, die in den ersten Zeiten der Schiffahrt auf dem nördlichen Weltmeere auf diesen Inseln überwinterten, kamen größtentheils um, oder standen wenigstens sehr viel Elend aus. Doch ist der Aufenthalt daselbst nur denjenigen Seeleuten gefährlich, welche an weit gelinderes Klima gewöhnt sind, und nicht durch Kleidung, Nahrung und Bewegung dem Scharbock zu widerstehen wissen, der durch das träge, eingeschlossene Leben in langen Wintern so leicht erzeugt wird. Die russischen Seefahrer von Archangel und Mesen, welche jährlich sowohl Nowaja Semlia, als Spitzbergen besuchen, wissen dem rauhen Himmelsstriche besser Trotz zu bieten. Man hat unter ihnen häufig Beispiele eines sehr langen Aufenthaltes in den Polarländern; ein Seemann aus Mesen, Fedor Rachmannin, überwinterte sechsundzwanzigmal auf Nowaja Semlia, welches er auch zweimal bloß im Sommer besuchte, lebte sechs Winter auf Spitzbergen, und befuhr fünf Jahre hindurch aus dem Jenisey die sibirischen Küsten.

Die strenge Kälte, welche hier den größten Theil des Jahres herrscht, ist bei Nordwinden am empfindlichsten; Süd- und West-Winde bringen Schnee und Regen. Ungefähr drei Monate hindurch währt auf Spitzbergen und auf dem nördlichen Nowaja Semlia eine ununterbrochene Nacht. Den Holländern, welche im Jahre 1596 auf der Nordostküste dieser Insel überwinterten, wurde die Sonne den dritten November unsichtbar, und erschien ihnen wieder den 24. Januar, nachdem sie schon seit mehr als vierzehn Tagen eine Art von Dämmerung gehabt hatten. Diese lange Nacht wird jedoch durch das Nordlicht erhellt, welches nur in den Polargegenden in seiner ganzen Pracht erscheint. Während der Dunkelheit wüthen bisweilen acht und mehrere Tage hindurch fürchterliche, von Schnee begleitete Orkane mit solcher Heftigkeit, daß die dort überwinternden Jäger sich nicht von ihren Hütten entfernen dürfen, aus Furcht, sie

nicht wieder zu finden. In dieser finstern Polarnacht berechnen die russischen Seeleute die Tage nach dem Brennen der Lampen, die sie alle 24 Stunden auf's Neue mit Thran füllen.

Die vorzüglichsten Gegenstände der Seejagd um Spitzbergen und Nowaja Semlia sind die Wallfische und Wallrosse; denn obgleich das Eismeer noch eine Menge anderer Seethiere nährt, die der menschlichen Industrie nützlich werden könnten; so scheint man doch sich wenig um sie zu bekümmern, oder ihren Fang nur gelegentlich als eine Nebenbeschäftigung zu betreiben. Jedes Jahr geht aus Archangel ein Schiff zum Überwintern nach Spitzbergen, und wenigstens eins, oft auch mehrere, nach Nowaja Semlia. Die Bewohner von Mesen, welche die theure Ausrüstung eines Schiffes zur Winterreise nicht so gut tragen können, als die archangel'schen Kaufleute, befahren nur im Sommer die Küsten dieser Länder.

Wallfische finden sich nicht allein in den höhern Regionen des Eismeeres, sondern sie treten auch in beträchtlicher Anzahl in den Meerbusen von Kola; aber diese nützlichen Seethiere, deren Produkte so gesucht sind, daß die Franzosen und Holländer deßhalb ganze Flotten in das Nordmeer ausschicken, entgehen noch immer der Aufmerksamkeit der russischen Küstenbewohner. — Die Leute, welche auf den Wallroßfang ausgehen, werden dazu von einem Herrn, oder Rheder, gemiethet, der sie nicht nur mit den nöthigen Fahrzeugen, Geräthschaften und Lebensmitteln ausrüstet, sondern ihnen auch entweder einen Theil am Fange, oder einen verabredeten Lohn zugesteht. Dieser letztere beträgt jedoch selten mehr als 5 bis 10 Rubel für einen Sommer; ein unbedeutender Preis, wenn man die Mühseligkeiten und Gefahren bedenkt, die mit diesem Gewerbe verknüpft sind. Mit Proviant versehen sich die Wallroßfänger gewöhnlich auf ein Jahr, weil sie oft auf ihren Fahrten zu überwintern gezwungen sind. Jedes Fahrzeug hat einen Ofen zum Brodbacken und Kochen, wozu man das nöthige Holz mit sich nimmt. Die Zeit der Abfahrt ist unbestimmt; einige gehen zu Anfange des Sommers, wenn das weiße Meer vom Eise frei wird, andere erst im Herbste in die See, vorzüglich, wenn sie auf der Fahrt überwintern wollen. Die größte Gefahr, der sie auf dem Meere ausgesetzt sind, ist die, wenn sie von den umhertreibenden Eismassen eingeschlossen werden; in diesem Falle zerbricht das Eis durch seinen Druck die Seiten des Fahrzeuges, und die Wallroßfänger haben alsdann nur die

Wahl, entweder auf der Stelle in den Wellen begraben zu werden, oder sich auf den Eisschollen umhertreiben zu lassen, bis Frost und Hunger ihrem Leiden ein Ende machen. Indessen ist es doch zuweilen, wiewohl sehr selten, der Fall, daß solche Verunglückte auf ihren Eisschollen lebendig an's Land gebracht werden. Sobald die Wallroßfänger glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen sind, führen sie ihre Fahrzeuge in sichere Ankerplätze, wo sie gewöhnlich schon kleine Hütten vorfinden, die frühere Seefahrer hier erbaut haben, und alsdann gehen sie in den kleinen Booten, deren jedes Fahrzeug eins oder zwei mit sich führt, auf den Fang aus. Dieß geschieht gemeiniglich an dem ersten schönen Tage, weil alsdann die Wallrosse gern auf dem Lande oder Eise auszuruhen pflegen; doch auch außerdem sind sie zuweilen genöthigt, ihr eigentliches Element auf eine Zeitlang zu verlassen, nämlich um ihre Jungen zu werfen, oder auch um sich vor den Bissen der Seewanzen zu retten, von welchen die Wallrosse im Sommer überaus gequält werden, und denen sie nur dadurch entgehen, daß sie in ein Element flüchten, welches diesen Insekten das Leben raubt. Alle diese Ursachen zusammengenommen versammeln oft auf den Klippen oder Eisschollen große Haufen von Wallrossen. Wenn die Fänger ein solches Lager entdecken, müssen sie die Vorsicht brauchen, sich demselben gegen den Wind zu nähern, weil diese Thiere einen so feinen Geruch haben, daß sie die Annäherung der Menschen mit dem Winde schon in großer Entfernung bemerken, und sich alsdann sogleich in's Wasser begeben, dahingegen sie im entgegengesetzten Falle ungestört liegen bleiben, wenn sie auch das Boot auf sich zukommen sehen. Außerdem haben die Wallroßfänger hiebei den Vortheil, daß sie am ehesten die Orte entdecken, wo sich ihre Beute gelagert hat, weil diese fetten Thiere, besonders im Sommer, weit umher einen widerlichen Geruch verbreiten. Wenn die Fänger das Lager erreicht haben, steigen sie sogleich aus ihren Karpassen oder Booten, schneiden den Wallrossen, bloß mit ihren Piken bewaffnet, den Weg nach dem Wasser ab, und erstechen dann diejenigen Thiere, welche sich zuerst in's Meer retten wollen. Da die Wallrosse die Gewohnheit haben, über einander wegzukriechen, so entsteht aus den erstochenen bald ein Bollwerk, welches den lebenden vollends den Weg versperrt, und alsdann fahren die Fänger mit dem Morden so lange fort, bis sie alle getödtet haben. Zuweilen wird bei einem einzigen Lager

eine solche Menge angehäuft, daß die Fahrzeuge nur die Köpfe oder Zähne fassen können, und daß man sich gezwungen sieht, das Fett und die Häute zurückzulassen.

So leicht es aber auch den Fängern wird, die Wallrosse auf dem Lande zu besiegen, so gefährlich ist der Kampf mit diesen Thieren, wenn sie sich in ihrem Elemente befinden. Man darf sich nur erinnern, daß die Wallrosse gewöhnlich die Größe eines starken Ochsen haben, und daß sie außer ihren scharfen Zähnen noch mit zwei langen starken Hauern versehen sind, um das Wagstück zu beurtheilen, welches mit einem Seetreffen dieser Art verbunden ist. Wenn sich nämlich die Wallrosse in's Wasser retten, ehe sie gänzlich getödtet sind, so springen die Fänger auf's Eis und fallen das Thier mit Harpunen an, die sie ihm in die Brust oder in die Weichen zu werfen suchen, und welche an einem langen Riemen befestigt sind. Hierauf treiben sie einen Pfahl in das Eis, winden das andere Ende des Harpunenriemens darum, und werden nun mit der Eisscholle, auf welcher sie stehen, von dem Wallrosse auf dem Meere so lange fortgezogen, bis das Thier seine Kräfte verliert, worauf sie es mit dem Riemen auf das Eis ziehen, um es vollends zu tödten. Wenn aber die Wallrosse so nahe am Wasser liegen, daß sie hineinspringen können, ehe der Angriff geschieht, so befestigen die Fänger den Riemen, wenn sie die Harpune ausgeworfen haben, nur an die vordere Spitze ihres Boots, welche alsdann von dem Thiere so tief in's Wasser gezogen wird, daß die Fänger sich sämmtlich nach dem Hintertheile begeben müssen. Nachdem das Wallroß vergeblich versucht hat, sich von dem Riemen loszureißen, steigt es auf die Oberfläche des Wassers herauf, und beginnt einen wüthenden Kampf mit seinen Verfolgern. In diesem Falle gelingt es ihm nicht selten, das Boot mit seinen Hauern zu zersplittern, oder es wirft sich plötzlich und mit einem abgemessenen Sprunge mitten in das Fahrzeug. Dann bleibt den darin befindlichen Leuten nichts übrig, als selbst herauszuspringen, und sich so lange an den Bord des Boots zu hängen, bis andere Wallroßfahrer ihnen in ihrer verzweifelten Lage zu Hilfe kommen können. — Um die Gefahr dieser Unglücksfälle zu vermindern, nehmen die Fänger nicht nur im Voraus alle nöthigen Maaßregeln, sondern es ist auch durch Einrichtungen und Gesetze genau bestimmt, was jeder von ihnen auf der Fahrt und beim Fange zu beobachten habe. Eine solche

Gesellschaft besteht gewöhnlich aus einem Herrn oder Rheder, zwei Harpunirern, zwei Tonnenleuten, einem Steuermann und einigen Ruderern, von denen jeder seine angewiesene Pflicht hat.

Obgleich die Wallrosse von den kurilischen Inseln längs der ganzen russischen Küste des nördlichen Weltmeeres bis nach Norwegen, Island und Grönland hin verbreitet sind, so ist dieß Gewerbe doch um Nowaja Semlia und Spitzbergen am einträglichsten; daher die Wallroßfänger sich auch am liebsten dahin begeben. Viele überwintern auf diesen unwirthbaren Inseln, um mit desto reicherer Beute zurückzukehren, weil sie alsdann auf die weißen Bären, Rennthiere und Eisfüchse Jagd machen können. In diesem Falle bauen sie sich für den Winter kleine Hütten, welche zuweilen so mit Schnee überdeckt werden, daß Niemand aus denselben herausgehen kann. Da auf den genannten Inseln gar kein Holz wächst, so würden die Wallroßfänger vor Kälte umkommen müssen, wenn das Meer nicht eine Menge Treibholz an's Ufer würfe, worunter sich auch zuweilen Balken finden, die zum Häuserbau tüchtig sind. Der Thran, welcher aus dem Wallroßspeck gewonnen wird, dient sowohl zum Seifensieden, als zur Bereitung des Leders und zum Lampenfeuer; außerdem machen verschiedene Künstler und Handwerker noch mannigfaltigen Gebrauch davon. — Die Wallroßhäute werden, so wie sie aus der See gebracht sind, unter freiem Himmel auf Stangen aufgehängt, bis sie steif werden, da man sie alsdann zu weiterm Gebrauch zubereitet. Man macht daraus Riemen zu Wagen, Pferdegeschirren und dergleichen; aus den Abschnitzeln wird ein sehr guter Leim für die Papierfabriken verfertigt. Eine Wallroßhaut kostet gewöhnlich drei, vier und mehrere Rubel. — Die Wallroßzähne werden theils nach St. Petersburg und Moskwa verführt, theils auch in Archangel und den dortigen Gegenden verarbeitet. Man verfertigt daselbst aus diesen Zähnen allerlei niedliches Schnitzwerk, Kästchen, Messerstiele, Kartenmarken, Schachfiguren u. dgl., die nach der Sauberkeit der Arbeit und der Weiße des Zahns mehr oder weniger hoch im Preise stehen. Die Dichtigkeit dieser Zähne macht sie so schwer, daß zuweilen fünf der größten Hauer über ein Pud wiegen; sie sind so weiß wie Elfenbein, vor welchem sie noch den Vorzug haben, daß sie fester sind und im Gebrauch nicht so bald gelb werden. Ein Pud der größten Wallroßzähne gilt zur Stelle zwanzig bis dreißig Rubel.

Zu eben dieser Klasse gehört in mehr als einer Hinsicht der Wallfisch. An den Küsten von Kamtschatka ist dieses große Seethier so häufig, daß man es beim Ablaufen des Wassers oft schlafend am Meerufer gewahr wird, und daß es die Fische bis in die Häfen verfolgt. Nicht selten werden hier die Wallfische auch todt an's Land geworfen, welches die Kamtschadalen für einen sehr glücklichen Zufall halten, da der Fang derselben mit großen und vielen Beschwerlichkeiten verknüpft ist. An der südlichsten Spitze von Kamtschatka fahren die Einwohner mit Baidaren oder kleinen Kähnen in das Meer, suchen die schlafenden Wallfische auf, die sie mit vergifteten Pfeilen verwunden, und überlassen es ihrem guten Glück, ob das Thier hiedurch getödtet und an ihre Ufer geworfen wird. In den nördlichen Gegenden dieser Halbinsel fängt man die Wallfische in großen Netzen, die aus dicken gehärteten Riemen von Wallroßhäuten gemacht und gegen die Mündung der Meerbusen mit schweren Steinen in's Wasser gesenkt werden. Wenn das Thier sich hierein verwickelt, so kostet ihm das Bestreben, sich loszureißen, gewöhnlich das Leben, und alsdann wird es von den Fängern unter vielen religiösen und abentheuerlichen Zeremonien nach dem Ufer bugsirt und geschlachtet. Unter allen Völkerschaften dieser Gegenden aber läßt sich keine den Wallfischfang so angelegen seyn, als die Tschuktschen, und die Art ihres Fanges kömmt der europäischen am nächsten. Sie rudern nämlich in sehr großen Baidaren, acht bis zehn Mann stark, in die See; wenn sie einen Wallfisch treffen, so nähert sich ihm eines von diesen Fahrzeugen, und der darin befindliche Jäger stößt ihm einen Spieß in den Leib, dessen eiserner oder hölzerner Haken sitzen bleibt, dagegen der Stiel herausgezogen wird. An den Haken ist ein Riemen befestigt, dessen Länge mehrere hundert Klafter beträgt, und welcher aufgewickelt in dem Kahne liegt. Diesen Riemen hält der Jäger fest, und folgt, vermittelst desselben, den gewaltsamsten Bewegungen des tobenden Thieres; geht es in die Tiefe, so läßt er den Riemen nach; kömmt es empor, so zieht er denselben wieder an sich, wobei eine an den Riemen befestigte Blase das Merkzeichen ist, woran er erkennt, wohin sich der Wallfisch begibt. Sobald der Wallfisch zum ersten Mal wieder aufsteigt, fällt ihn der zweite Kahn auf eben die Weise an, und dieß wird von mehreren Fahrzeugen so lange wiederholt, bis sie sich insgesammt an ihn befestigt und ihn hinlänglich abgemattet haben. Alsdann

beginnen sie plötzlich ein großes Geschrei, wodurch das wüthende Thier so irre gemacht wird, daß es gegen das Land zueilt, und sich selbst mit der größten Gewalt auf das Ufer stößt, wo es dann sehr leicht vollends getödtet wird. Auf den mehresten Inseln des russischen Archipels ist eben diese Art des Fanges gebräuchlich. Die Tschuktschen verlassen sich hiebei so sehr auf ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, daß sie von den todt ausgeworfenen Wallfischen nur das Fett benützen. — Der Gebrauch, den die Anwohner des östlichen Weltmeeres von den Produkten dieses Fanges machen, ist sonderbar und mannigfaltig. Das Fleisch des Wallfisches, so hart und grob es ist, läßt sich nicht lange halten, es wird daher entweder sogleich aufgezehrt, oder in der Luft getrocknet. Die Haut wird von dem Speck abgesondert, geschabt, geräuchert, und, um sie geschmeidig zu machen, geschlagen; man verarbeitet sie zu Riemen und Schuhsohlen, die von solcher Stärke sind, daß sie sich zu keiner Zeit abnutzen oder unbrauchbar werden. Das Fett wird in Gruben, die mit heißen Steinen angefüllt sind, von dem Thrane gereinigt, und gibt alsdann einen wohlschmeckenden Speck. Den Thran, der sowohl zum Schmelzen als zum Brennen in den Lampen dient, füllt man in die gereinigten Gedärme, die statt der Tonnen oder Fässer gebraucht werden, und in denen man überhaupt flüssige Sachen aufbewahrt. Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Baidaren zusammen, oder sie machen Fischernetze, Fuchsfallen und Wassereimer daraus. Aus den Knochen der Unterkiefer verfertigen sie Schlittenläufer, Messerhefte und Ringe zu ihrem Hundegeschirre. Die Sehnen dienen zu Bindfaden und die Rückenwirbel werden als Stampfmörser gebraucht.

Storch.

51.

Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues in Teutschland.

a) Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen.

Zu den Zeiten der ersten römischen Kaiser befand sich die Landwirthschaft in Teutschland noch völlig in ihrer Kindheit; nur ein Theil der Felder ward jährlich bebaut, ein großer Theil lag brach; ungeheure Striche des Landes bestanden in Sümpfen und Wäldern; das Klima des größten Theils Germaniens war so rauh, daß das

Land die Früchte, welche man in demselben jetzt gewinnt, nicht hervorbrachte. Auch standen Ackerbau und Gewerbe bei den Germanen in geringer Achtung; der erstere blieb den Sklaven überlassen, die letztern diesen und den Weibern; die freien Männer lebten fast nur dem Kriege und der Jagd. Der Luxus hatte noch kaum Fortschritte gemacht; die Lebensmittel waren noch höchst einfach, sie bestanden meist in wildem Obste, frischem Wilde, geronnener Milch und in einem aus Gerste und Waizen verfertigten Getränke; die Kleiderpracht hatte selbst bei dem Vornehmen kaum Eingang gefunden, und die allgemeine Tracht waren die Häute der wilden Thiere. Indeß gab es schon leinene, vielleicht auch wollene Zeuge, zumal für den Gebrauch der Weiber gewebt, ohne jedoch, wie es scheint, Gegenstände des Handels auszumachen. Solcher gab es überall noch sehr wenige, und eben so fehlten die Tauschmittel, wenigstens wurden die Metalle, deren man sich später als solche bediente, das Gold und Silber, wenig geachtet. Auch die Gewinnung und der Gebrauch anderer Metalle, namentlich des Eisens, war allem Anscheine nach noch sehr beschränkt. Nur bei den germanischen Stämmen, welche durch ihre Lage zu einem Verkehre mit den Römern veranlaßt, oder von diesen unterjocht worden waren, hatten, wenigstens in den spätern Zeiten der römischen Herrschaft, Industrie und Wohlleben größere Fortschritte gemacht; wie insbesondere am Rhein, an der Donau und einigen andern Gegenden des südlichen Teutschlands, so wie auch bei einigen an der Ostsee wohnenden Stämmen, welche, wenigstens die Ästyer, an die Römer den von ihnen vorzüglich geschätzten Bernstein verhandelten. Im südlichen und südwestlichen Teutschland blühten schon angesehene Communen, unter denen Cöln, Mainz, Trier, Speier und mehrere Städte an der Donau sich auszeichneten, während man in den weiter östlich gelegenen Gegenden Germaniens noch keine Städte antraf. Auch war der Verkehr der Rheingegenden nach dem benachbarten Gallien nicht unbedeutend, und wurde durch die Anwesenheit vieler Römer in diesem Theile Germaniens genährt, welche auch die Fortschritte der Bodencultur in derselben nicht wenig förderte. Indeß hatte selbst in den spätern Zeiten der Römer die Bodencultur, zumal der Kornbau, hier noch nicht sehr sich gehoben, wie solches wenigstens dadurch wahrscheinlich wird, daß man für die am Unter-Rheine stehenden Legionen der Getreidezufuhren aus Britannien bedurfte. Auch die

Weincultur stand der in Italien sehr nach, und kam erst unter dem römischen Kaiser Probus auf.

Die Zeit der Bevölkerung war, wie in fast allen Theilen Europas, auch in Teutschland dem Fortschreiten der Industrie höchst ungünstig, und wirkte meist vernichtend auf diese ein, indem viele Gegenden in den schon besser cultivirten Theilen Germaniens durch die von Osten hereinbrechenden Barbaren verheert wurden. Doch erhielt sich hier, im südlichen und südwestlichen Teutschland, Manches von der frühern Cultur; wie dieß wenigstens der Umstand wahrscheinlich macht, daß auch nach diesen stürmischen Zeiten hier noch viele der früher bedeutenden Communen als solche bestanden. Günstig war diesen und andern Gegenden Teutschlands die Erweiterung des fränkischen Reichs und die damit verbundene Verbreitung des Christenthums, welchem die Franken in allen teutschen Ländern, die sich unterwarfen, Eingang verschafften. Vorzüglich wirkten die Bekehrer vortheilhaft auf den Ackerbau ein, indem sie in bisher uncultivirten Gegenden Klöster und andere geistliche Stiftungen gründeten, und einen bessern Anbau über dieselben verbreiteten. Zuerst bemerkte man, gleichwie in Gallien, dieß besonders im südlichen und südwestlichen Germanien, später auch im nördlichen. In manchen Gegenden mochte auch die Bodencultur durch die Einwanderung von Bekehrern aus Gallien und den brittischen Inseln gefördert werden, in welchen Ländern der Ackerbau sich schon mehr als in Germanien gehoben hatte.

b) Einwirkung Karls des Großen auf den Ackerbau.

Im Norden dieses Landes, im alten Sachsen, standen, wie es scheint, der Ackerbau und andere Zweige der Industrie auch noch bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts auf derselben Stufe als zu den Zeiten der Römer, und hoben sich erst, seitdem Karl der Große auch die Sachsen dem fränkischen Reiche unterworfen, und das Christenthum bei ihnen eingeführt hatte. So wie im siebenten und achten Jahrhunderte in den Gallien und Italien näher gelegenen Gegenden die Bodencultur meist von den Klöstern und verwandten Stiftungen ausgegangen war, wurde sie jetzt von diesen auch im Sachsenlande gefördert und noch mehr indeß von Karl dem Großen selbst, der mehr als alle seine Vorgänger und als die meisten seiner Nachfolger für den Ackerbau, die Gewerbe und den

Handel besorgt war. Indeß wurden die Fortschritte der Industrie durch die unruhigen Zeiten, und in vielen Gegenden auch durch den rohen Zustand des Landes aufgehalten, was man nirgend mehr als im Sachsenlande bemerkte; die Kriege mit den Franken hatten dasselbe sehr entvölkert; ein großer, wohl der größte Theil des Landes war noch mit Wald bedeckt, und nur in der Nähe der Stifter und der Güter des Kaisers mochte derselbe jetzt schon gelichtet werden. Die Zahl dieser letztern aber war noch sehr gering, und man fand deren hier bei weitem weniger, als im südlichen und südwestlichen Teutschland. Hier, zumal am Rheine, zählte man derselben eine große Menge, und fand sie meist gut angebaut; wenigstens bemerkte man dieß unter Karl dem Großen, der indeß ganz vorzüglich auch die gute Bewirthschaftung solcher Güter zu fördern suchte, wie aus den zu diesem Ende von dem Kaiser erlassenen Vorschriften (Capitularien) hervorgeht. So hatten namentlich die Beamten auf eine gehörige Bestellung der Felder, auf die Wartung und die Vollständigkeit des Viehbestandes, die Erhaltung der Vorräthe von Getreide, Wolle, Honig, Wachs und andern landwirthschaftlichen Erzeugnissen, auf die gehörige Leistung des Hand- und anderer Dienste, so wie auf die übrigen Wirthschaftszweige und auch darauf zu achten, daß der Zehnte richtig an die Geistlichkeit abgetragen wurde. Diesen zog die letztere von allen nicht geistlichen Gütern, selbst von denen des Kaisers und des Adels. Schon dieser Umstand mußte sie veranlassen, die Erweiterung des Anbaues sehr zu fördern. Solches geschah besonders dadurch, daß man immer mehr Wald in Ackerland umschuf; das Holz hatte, bei dem Überflusse desselben, um so weniger Werth, da bei der meist noch sehr dünnen Bevölkerung und den geringen Fortschritten der Gewerbe die Nachfrage nach demselben nicht sehr groß war. Übrigens ward der Ackerbau im Vergleich mit spätern Zeiten noch sehr unvollkommen betrieben; wie dieß schon daraus hervorgeht, daß häufig eine allgemeine Hungersnoth eintrat; in manchen Gegenden fast alle fünf Jahre. Auch fehlte es den Äckern nicht selten an Dünger, da die Zahl des Viehes, wenigstens des gut genährten Viehes, nicht groß war; was zum Theil daher rühren mochte, daß es demselben an Winterfütterung fehlte. Doch bemerkt man dieß vorzüglich hinsichtlich des Viehes, welches einer größern Pflege bedarf, nämlich der Schafe. Größer war, wie es scheint, verhältnißmäßig die Zahl des

Hornviehes, und noch größer die der Schweine; eine natürliche Folge des damaligen Zustandes der Landwirthschaft, indem das Vieh nicht nur während des Sommers, sondern auch eines großen Theiles des Winters auf der Weide lebte, und diese, meist wohl Holzweide, am leichtesten die Schweine nährte, welches Vieh bekanntlich der geringsten Pflege bedarf. Doch mochte auch der allgemeine Genuß des Schweinefleisches eine große Haltung dieses Viehes fördern; Schinken und Speck gehörten zu den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln.

Ganz vorzüglich stand die Pferdezucht in Ansehen; eine bedeutende Anzahl von Pferden, namentlich Zuchtstuten, fand man auf den Gütern des Kaisers, und wahrscheinlich auch auf fast allen größern Landbesitzungen.

c) Zustand der Gewerbe unter Karl dem Großen.

Auch die Gewerbe wurden unter Karl dem Großen gehoben, indeß befanden sie sich auch jetzt noch in einem sehr unvollkommenen Zustande, wurden fast ausschließlich von den Leibeigenen und vorzüglich den Weibern betrieben, und lieferten sehr wenige Gegenstände des Handels, indem die Gewerbtreibenden fast nur für ihre Herren arbeiteten. Für diese verfertigten sie, zumal die Weiber, besonders leinene und wollene Zeuge. Vornehmlich wurden auf den Gütern des Kaisers die Handwerke in großer Ausdehnung betrieben; man fand auf denselben Gold- und Silberarbeiter, Schuhmacher, Drechsler, Wagenmacher, Schwertfeger, Seifensieder, Bäcker, Brauer u. s. w., und eine große Anzahl von Weibern war (in den sogenannten Frauenhäusern) mit Weben beschäftigt; und die Kunst des Webens, so wie auch die des Stickens hatte nicht ganz unbedeutende Fortschritte gemacht. Der rohe Stoff für die meisten dieser Gewerbe, wenigstens für die Webereien, wurde auf den Gütern selbst producirt, und die Beamten Karls des Großen hatten besonders dafür zu sorgen, daß es an solchen, wie namentlich an Flachs, Wolle, Weid und andern Farbekräutern nicht fehlte.

v. Gülich.

Dritte Abtheilung.

1.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die Engel seiner Eigenschaften, die höchsten Wächter seines Reichs, um seinen verborgenen Thron.

„Erschaffe ihn nicht!" sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder, hart und grausam gegen den Schwächern handeln."

„Erschaffe ihn nicht!" sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder erwürgen."

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen;" so fuhr der Engel der Wahrheit fort, „und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest."

So sprachen die Engel aller Eigenschaften Jehova's, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Kniee umfaßte. „Bilde ihn," sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde, einen Liebling deiner Barmherzigkeit und Güte. Wenn alle deine Boten ihn verlassen, will ich ihn suchen, und ihm beistehen, und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Eben weil er schwach ist, will ich sein Herz mitleidig machen, und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er die Billigkeit und Gerechtigkeit

beleidigt, so sollen die Folgen seines Irrthums selbst ihn sanft zurückführen und liebreich bessern."

Der Vater der Menschen erhörte sie, und bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer ihn nie verlassenden bessernden Liebe.

Erinnere dich deines Ursprungs, o Mensch, wenn du gegen Andere hart und unbillig bist. Barmherzigkeit hat dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Brust gereicht.

v. Herder.

2.
Abrahams Kindheit.

In einer dunkeln Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm; er dachte fleißig nach und sprach zu sich: „Wer ist mein Schöpfer?"

Als er nach sechzehn Jahren endlich hinaustrat und zum ersten Male Himmel und Erde sah; wie erstaunte er, und freute sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „Wer ist euer Schöpfer?"

Eben ging die Sonne auf, und er fiel nieder auf sein Angesicht. „Das," sprach er, „ist der Schöpfer Himmels und der Erde; denn seine Gestalt ist so herrlich!"

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab, und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „Das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht ist's jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient." Aber auch Mond und Sterne gingen unter und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „Wer ist der Gott des Himmels und der Erde?" Und Tharah zeigte ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen," sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seyd, so nehmet euer Opfer."

Aber die Götzenbilder standen da und regten sich nicht. „Und diese," sprach der Knabe, „kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Ich will jetzt als ein Knabe handeln, vielleicht belehre ich ihn." Da nahm er seinen Stab und zerschlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand, und lief zum

Vater hin, und sagte: „Erschrick nicht, Vater, dein oberster Gott hat alle seine Brüder getödtet.“ Und als nun Tharah zornig ward, und sprach: „Du spottest meiner! wie kann er das, da meine Hände ihn gebildet haben?“ siehe, da nahm Abraham das Wort und redete zu ihm: „Zürne nicht, mein Vater, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gotte nicht zu, daß er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte; wie wäre er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?“ — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

v. Herder.

3.

Das kluge und tugendhafte Weib.

Rabbi Meir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule, und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — „Wo sind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?“ — „Sie sind in die Lehrschule gegangen,“ war ihre Antwort. — „Ich habe mich umgesehen,“ erwiederte er, „und bin sie nicht gewahr geworden.“ — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals, „wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?“ — „Sie werden nicht weit seyn,“ sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge; als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ — „So sprich nur, meine Liebe,“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen,“ sprach sie, „gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ — „Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sprach Rabbi Meir. „Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wieder zu geben?“ — „O nein,“ versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht.“ — — Darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach, meine Söhne!“ jammerte der Vater; „meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze.“ —

Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wieder zu geben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!" — „Der Name des Herrn sei gelobt!" stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es, wer ein tugendhaftes Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Engel.

4.

Seltene Gerechtigkeitsliebe.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brod vor. — „Esset ihr das Gold hier?" fragte Alexander. — „Nein, aber ich stelle mir vor," antwortete der Beherrscher, „genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen?" — „Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt," sprach Alexander; „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen." „Nun wohl," erwiederte jener, „so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt."

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: „Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz, und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen."

Der Beklagte antwortete: „Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt Allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz."

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Überlegung sprach er: „Du hast einen Sohn, Freund? nicht?" — „Ja!" — „Und du eine Tochter?" — „Ja!" — „Eure Kinder lieben sich?" — „O sehr!"

„Nun wohl! Dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen.“ — Alexander schien betroffen. „Ist etwa mein Ausspruch ungerecht?“ fragte der Beherrscher. — „O nein,“ erwiederte Alexander, „aber er befremdet mich.“ — „Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn?“ fragte jener. — „Die Wahrheit zu gestehen,“ antwortete Alexander, „wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben.“ — „Für den König?“ fragte der Beherrscher voller Verwunderung. „Scheint auch die Sonne auf jene Erde?“ — „O ja!“ — „Regnet es dort?“ — „Allerdings!“ — „Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfressende Thiere dort?“ — „Von mancherlei Art.“ — „Nun,“ sprach der Beherrscher, „so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdienet es nicht.“

Engel.

5.

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit sich, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen die Frucht zum ersten Male. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?“

„Herrlich, lieber Vater!“ sagte der Älteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen.“

„Brav!“ sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt.“

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen,“ rief der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde.“

„Nun,“ sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber

doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben."

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!"

„Und du, Edmund?" fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt, und bin weggegangen."

„Nun!" sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?"

Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!" — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thrän' im Auge.

Krummacher.

6.

Der himmlische Schäfer.

In der Nacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die beiden ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter Eva im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt hatte, waren in blutrothe vollere Rosen verwandelt, die sie auf der Erde noch nicht kannte. Sie wollte sie brechen, aber jede Rose zerfiel unter ihren Händen. Und auf dem Altare, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich rings umher, und eine Stimme der Verzweiflung war unter ihnen, bis endlich alle sich in süße Töne verloren, in Töne, die sie noch nie gehört hatte auf der Erde. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst die Aue des Paradieses; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein

Haar und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, wollte sich ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand und Eva erwachte. Sie sah die Morgenröthe blutig aufgehen, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfeste.

Die Brüder brachten ihre Opfer, und die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam Abel nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn rings umher, und fand nur seine zerstreute, traurige Heerde. Er selbst lag, wie ein Opferlamm, erschlagen am Altar; die Rosen um denselben waren mit seinem Blute gefärbt, und Kains Ächzen schallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf ihres Sohnes Leichnam, als ihr zum zweiten Mal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener schöne Schäfer, den sie in diesem neuen Paradiese sah. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen: weinende Mutter, schaue hinauf. Da sind noch andere Auen, schönere Paradiese, als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süße Töne verwandeln." — Das Gesicht verschwand, und gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen bethaut, und mit den Rosen von seinem Altar bekränzt hatte, wie sie ihn im Traume gesehen, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vor dem Angesicht einer schönen Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel, und suchten ihren Schäfer unter den Sternen.

v. Herder.

7.

Die Seeschlacht bei Lepanto.

Der Sammelplatz für die Flotte der Christen war der Hafen von Messina, wo sich auch das venetianische Geschwader, welches bei Kandia gelegen hatte, mit den Schiffen der übrigen verbündeten Mächte vereinigte. Bald sah man dort die Auftritte des vorigen Sommers erneuert, und unter unnützen Verzögerungen verstrich eine Zeit nach der andern, bis Famagusta gefallen war. Jetzt endlich fing man an, sich der langen Unthätigkeit zu schämen, und die

ganze Flotte segelte ab von Messina, um die türkische aufzusuchen, welche einen vergeblichen Versuch, Korfu zu überfallen, gemacht, und jetzt in dem Meerbusen von Lepanto, da, wo vor Zeiten die alte Stadt Korinth prangte, die Anker geworfen hatte.

Die christliche Flotte bestand, ungerechnet die geringeren Fahrzeuge und Lastschiffe, aus 208 spanischen, venetianischen, päbstlichen, maltesischen, savoyischen und florentinischen Galeeren, unter welchen sich vorzüglich sechs sogenannte Galeassen durch ihre colossale Bauart auszeichneten. Die Venetianer bedienten sich hier zum ersten Male dieser neuen Art von Schiffen, welche man zuvor noch nie auf den Gewässern des Meeres erblickt hatte. Sie waren um ein Drittheil größer, als die mächtigsten Galeeren, und führten 300 Ruder. König Philipp II. kaufte in der Folge einige davon, ließ sie mit der berüchtigten unüberwindlichen Flotte auslaufen, und sie fanden bei dem unglücklichen Zuge derselben ihren Untergang in den Wellen.

Ein Heer von 24,000 Kriegern aus verschiedenen Nationen machte die Besatzung der christlichen Flotte aus. Mehrere Fürsten und Grafen wohnten dem Zuge als Freiwillige bei. Die Geschichtschreiber zeichnen unter ihnen vorzüglich folgende aus: den in der Folge so berühmten Feldherrn Alexander Farnese, Prinzen von Parma, der mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien, um die Erstlinge seines künftigen Kriegerruhms im Kampfe mit den furchtbarsten und unversöhnlichsten Feinden der Christenheit zu erringen, den Prinzen Paul Jordan Ursini, den Grafen von Santafiora und den Marquis von Requesenz, jetzt als Malteserritter auf den Schiffen seines Ordens, und späterhin Statthalter des Königs von Spanien in den empörten Niederlanden. Geschütz und Lebensmittel waren im Überflusse vorhanden. Johann Andreas Doria und Johann von Cordova führten die spanischen Galeeren, Augustin Barbarigo und Veniero die venetianischen; Marco Antonio Colonna war Befehlshaber der päbstlichen, und Justiniani Anführer der maltesischen Schiffe. Den Oberbefehl über die ganze vereinigte Flotte hatten die Bundesgenossen dem berühmten Don Juan von Oestreich, dem größten und glücklichsten Feldherrn seiner Zeit, anvertraut.

Dieß waren die Feldherren und die Macht der christlichen Flotte. Die der Osmanen, welche anzugreifen, jene, wie oben erwähnt

ward, den Hafen von Messina endlich verlassen hatte, übertraf die erstere um eine kleine Anzahl Galeeren. Der kampfdürstende und erfahrene Hali führte sie als Großadmiral. Unter ihm standen der Pascha Pertew, Mehemet, Pascha von Negroponte, Sirok, Pascha von Alexandrien, und Kilji Ali, Befehlshaber des algierischen Hilfsgeschwaders, bekannt unter dem Namen Ulazzali, ein Calabrese von Geburt, und der kühnste und entschlossenste Seemann seiner Zeit. Sobald der türkische Großadmiral die Nachricht von dem Auslaufen und dem Heranzuge der Christen empfing, ließ er die Anker lichten und durchbrach mit vollen Segeln die Wogen, um den Lauf der Feinde zu beobachten.

Unweit der curzolarischen Inseln, da, wo sich das uralte Vorgebirge Actium erhebt, und die Nachwelt an den entscheidenden Seesieg Augusts über seinen Mitbuhler um die Herrschaft der römischen Welt erinnert, — in dieser ewig merkwürdigen Gegend kamen die feindlichen Flotten einander zu Gesicht. Die ganze Meeresfläche, so weit das Auge reichte, war mit Schiffen bedeckt. Beide Theile brannten vor Begierde, ihre Kräfte in einem entscheidenden Kampfe zu messen. Ungesäumt ordneten sie sich zur Schlacht.

Hali theilte die osmanische Flotte in drei Haufen. Er selbst nebst Pertew hielt mit 160 Galeeren die Mitte; Mehemet und Sirok standen mit 80 Galeeren auf dem rechten Flügel, und der kühne Ulazzali mit seinem Geschwader nahm den linken ein. Die ganze Stellung hatte die Form des zunehmenden Mondes.

Der türkischen gegenüber bildete die christliche Flotte ihre Schlachtordnung. Doria hatte mit 50 Galeeren den rechten, und Barbarigo mit einer gleichen Anzahl den linken Flügel; der Ober-Befehlshaber selbst nebst Colonna, Veniero, Justiniani und der Blüthe der Ritterschaft befanden sich in dem Mittelpunkte der Flotte. — Zwischen Don Juan und Veniero herrschte ein Mißverständniß. Der Erstere zürnte mit Recht auf diesen, weil er einen spanischen Hauptmann, der sich seinen Befehlen widersetzt, und einen an ihn abgeschickten Offizier erstochen hatte, eigenmächtig hatte aufhängen lassen. Jetzt im Angesichte des Feindes und im Begriff, einen Kampf auf Tod und Vernichtung zu wagen, verzieh Don Juan dem venetianischen Admiral seine Verletzung der Kriegsgesetze, und Beide versöhnten sich feierlich.

Der Morgen stieg flammend über das Meer herauf. Beide Flotten hatten sich bis auf tausend Schritte einander genähert und begrüßten sich mit einer Ladung aus dem schweren Geschütz. Jetzt läßt Don Juan die geweihte Flagge des Kreuzes am Bord seiner Galeere aufpflanzen. Das Erscheinen dieses Zeichens ist für die Christen die Loosung. Donnerndes Schlachtgeschrei steigt auf von allen ihren Schiffen; gleich einem tausendfachen Wiederhall brüllen die türkischen Galeeren es nach.

In diesem Augenblicke beginnt die Schlacht, von allen, die in neueren Zeiten auf dem wilden Elemente des Meeres gekämpft wurden, die größte und blutigste. Sie stellt ein nie gesehenes gräßliches Schauspiel dar. Alle die schrecklichen Trabanten der Grausamkeit und Mordgier, welche in der Brust des Kriegers die letzten Funken der Menschlichkeit ersticken, Fanatismus, Rache, Ruhmsucht und Hunger nach Raub und Beute, kämpfen hier auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth. Tod und Zerstörung ist die Loosung bei Türken und Christen. Dabei sind alle Werkzeuge des Mordens und der Vernichtung von alter und neuer Erfindung, Bogen, Wurfspieße, Schwerter, Speere und Enterhaken, Kanonen und Musketen, in Bewegung und Thätigkeit. Kein Kampf aus der Ferne, keine künstlichen Wendungen und Bewegungen um den Vortheil des Windes. Die geringen Kenntnisse jener Zeit von der Kunst des Seekrieges und die Erbitterung der Streitenden verstatten kein regelmäßiges Gefecht. Man eilt nur, im nahen Handgemenge die Gluth der wilden Leidenschaften abzukühlen. Fast alle Schiffe entern eines das andere. Jedes derselben wird der Schauplatz eines eigenen blutigen Gemetzels.

Auch Alexander Farnese, der Telamonide unter den Helden seiner Zeit, jetzt noch ein feuriger Jüngling, springt, hingerissen von Muth und jugendlichem Ungestüm, einer der Ersten auf eine feindliche Galeere. Ein breites Kampfschwert mit beiden Händen schwingend, stürzt er sich unter die Feinde, und bahnt seinen Kriegern, die kaum zu seiner Unterstützung nacheilen können, den Weg zum Siege.

Bald sind alle Fahrzeuge mit Todten und Verwundeten bedeckt. Schauerlich wimmert die Todesklage der Sterbenden aus den blutgerötheten Wogen herauf, wo sie zwischen den Leichnamen ihrer Waffenbrüder einem ähnlichen schrecklichen Schicksale entgegengerissen

werden. Vergebens ist ihr Jammergeschrei und ihr Flehen um Rettung; es verhallt, wie leise Laute, in dem Sausen und Brüllen und Donnern der Schlacht. Ganze Schiffe sinken berstend in den Abgrund, oder fliegen krachend zur Luft auf. Und immer noch ist es ungewiß, auf welche Seite der Sieg sich wenden wird, bei der Anstrengung einer fast gleichen Masse von Kräften und der gleichen Tapferkeit und Wuth der Kämpfenden. Endlich gelingt es nach langem und heftigem Kampfe dem unerschrockenen Barbarigo, welchem in dieser Schlacht die Unsterblichkeit des Heldentodes bestimmt ist, die Galeere seines Gegners Sirok in den Grund zu bohren, und durch den Verlust dieses Führers Verwirrung und Schrecken über den rechten Flügel der Osmanen zu verbreiten.

Aber am furchtbarsten wüthet die Schlacht im Mittelpunkt der Flotten, da, wo die Oberbefehlshaber selbst kämpfen. Ihre Galeeren stoßen auf einander, wie zwei düstere, verderbenbringende Wetterwolken. Auf der einen steht Hali, der Großadmiral der Osmanen, an der Spitze von 400 der besten Janitscharen; ihm gegenüber führt Don Juan eine fast gleiche Anzahl spanischer Veteranen, welche damals noch für die trefflichsten Krieger Europa's galten, in's Treffen. Beide Theile kämpfen mit einer Beharrlichkeit und Erbitterung, welche, erzeugt durch Fanatismus und Nationalhaß, hier durch die Furcht vor einer endlosen Sklaverei und dort durch die Aussicht auf unendlichen Ruhm genährt werden. Lange dauert unentschieden der schreckliche Zweikampf der beiden Galeeren. Schon liegt ein großer Theil der Kämpfenden zu Boden gestreckt. Schwächer und schwächer ringt Don Juans Schiff gegen die vereinte Wuth der Wellen und des Feindes. Da wird Hali plötzlich durch eine Kanonenkugel daniedergeschmettert. Dieser Zufall entscheidet. Die Spanier entern die feindliche Galeere, werfen sich hinein und metzeln die über den Tod ihres Anführers bestürzten Türken wie wehrloses Schlachtvieh nieder. Herabgerissen vom Hauptmaste wird Mahomeds Fahne und das Panier des Kreuzes aufgepflanzt. Hali's Haupt, auf eine Pike gesteckt, sieht vom Hintertheil des Schiffes herab, und lautschallendes Siegsgeschrei wälzt sich bei diesem Anblick von den Schiffen der Christen empor.

Das Schicksal des Tages hing an dem Unglück des feindlichen Hauptschiffes. Schrecken des Todes verbreitete sein Verlust über die ganze türkische Flotte. Die christlichen Ruderer auf demselben

ergreifen den günstigen Augenblick des allgemeinen Entsetzens, zersprengen ihre Fesseln und vermehren dadurch die Verwirrung unter den Feinden. Eine Galeere nach der andern wird von den Christen angegriffen, erobert, gegen die Wolken gesprengt, in den Abgrund gebohrt. Die ganze Fläche des Meeres ist mit Leichnamen und Trümmern bedeckt. Niedergewürgt ohne Mitleid und Schonung werden Wehrlose, Verwundete und Kämpfende. Mit so empörender Rache vergalten hier die Christen ihren Feinden die auf Cypern verübten Gräuel. Höher und glänzender würde die Fackel ihres Ruhmes leuchten, hätten sie jene verhindert, statt sie nun zu rächen.

Noch zwei schreckliche Stunden dauerte das Morden, dann war die Niederlage der Osmanen allgemein. Vielleicht wäre es um ihre ganze Flotte gethan gewesen, hätte nicht der kühne Ulazzali einen Theil derselben gerettet. Dieser entschlossene Seemann, der sich an diesem für seine Waffenbrüder so unglücklichen Tage mit Ruhm bedeckte, stand während des Treffens wider Doria's Galeeren und focht mit günstigem Erfolge; indeß sein Gegner — wenn die Beschuldigungen einiger Geschichtsschreiber gegründet sind — wenig Eifer und guten Willen für die Sache der Verbündeten zeigte. Ja, der tapfere Calabrese bemächtigte sich sogar in der wilden Verwirrung der Schlacht einiger venetianischen Schiffe, obgleich die gigantischen Galeassen ihm furchtbaren Widerstand entgegenboten. In der Folge des Kampfes entrissen ihm die siegreichen christlichen Galeeren den größten Theil der gemachten Eroberungen wieder; und da er endlich die Schlacht für seine Nation unwiederbringlich verloren sah, so zog er sich mit 28 Galeeren, dem Überreste der zahlreichen und mächtigen osmanischen Flotte, und mit einigen Prisenschiffen im Angesichte der Sieger mit so bewunderungswürdiger Ordnung und Standhaftigkeit zurück, daß sein Rückzug ihm rühmlicher ward, als eine gewonnene Schlacht.

So endigte der Würgetag bei Lepanto, dessen glücklicher Ausgang für die Christen einem günstigen Südwinde zuzuschreiben ist, der sich beim Anfange des Treffens zum Vortheil derselben erhob. Seit der entsetzlichen Niederlage, welche Sultan Bajazeth der Zweite von dem Mongolen Timur erlitt, hatte die Osmanen kein so schrecklicher Schlag getroffen. Über 20,000 Türken wurden getödtet, und 3468 zu Gefangenen gemacht; 94 von ihren Schiffen wurden verbrannt, und 130 fielen nebst 117 größeren und 256

kleineren Kanonen in die Hände der Sieger; überdieß befreite dieser Tag 15,000 christliche Sklaven aus türkischen Ketten.

Aber auch die Verbündeten hatten ihren Sieg theuer erkauft. Sie verloren 10,000 Mann, welche theils in der Schlacht fielen, theils nachher an den empfangenen Wunden starben, und 15 Galeeren. Unter den Todten von höherem Range betrauerten die Venetianer vorzüglich den trefflichen Barbarigo. Auch verwundet waren viele vornehme und merkwürdige Männer, unter andern Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quixote, welcher unter Marco Antonio Colonna diente, während der Schlacht sehr tapfer focht und durch einen Schuß die linke Hand verlor.

Die eroberten Galeeren führte Don Juan nach Messina und von da wie im Triumphe nach Neapel. —

Remer.

8.

Die Schöpfung der Raupe.

Als die ersten Menschen um ihrer Schuld willen aus Eden verbannt waren, und schon der fromme Abel unter der schweren Hand seines Bruders sein Leben ausgehaucht hatte, trat der Todesengel vor Jehova und sprach: „Das Urtheil des Todes ist über die Erde ausgesprochen, und der Mensch zeigt sich seines Schicksals würdig. So verleihe mir denn die Gewalt, einige Geschöpfe zu Dienern des Verderbens hervorzubringen, und andere umzuschaffen, daß sie mich in meinem Werk unterstützen."

Jehova winkte Erhörung. Da schwebte der Engel des Herrn hernieder, und gab dem Löwen die furchtbare Kralle und den nach Blut lechzenden Rachen; sein Gebrüll erschütterte zum ersten Male das Gefild, und statt des gekräuselten Haares, das seinen Hals geschmückt hatte, rollte die gelbe Mähne von seinem Nacken. Der Tiger und Leopard, die bisher unter den Lämmern geweidet hatten, bekamen das fleckige Fell und mit ihm die tückische Blutgier. Geier und Adler schrieen in den Lüften, und brachten in ihren zackigen Klauen Tod und Verderben in die Thäler hinab. In den Felsenritzen lauerte die giftgeschwollene Natter.

Der Schutzgeist der Erde trauerte. Es war ein Zwiespalt in der Natur. Selbst der Engel des Todes erschrack vor seinen Gebilden. Aber er tröstete sich selber und sprach: „Schaffet sich nicht

der Mensch selbst seine Welt? Er verschmähte die Ruhe und den Frieden, und wollte den Kampf statt der Herrschaft. Wie kann ich denn anders als schrecklich seyn auf entweihter Erde?" —

Er sprach's und wies den schrecklichsten Ungeheuern die Wüste zum Aufenthalt an, und die Stunden der Nacht zum Rauben. — Denn bei den Himmlischen ist auch die strenge Gerechtigkeit nie ohne Liebe.

Darauf schwebte der Engel des Verderbens zu den Wohnungen der ersten Menschenfamilie, und ließ sich hernieder in einen kleinen Garten, wo Mirza, Abels geliebte und trauernde Schwester, Bäume und Blumen erzog. Es war ein kleines Bild von Eden, voll kühler Schatten und lieblicher Wohlgerüche und Blüthen.

Sinnend stand hier der himmlische Bote, gerührt von der Unschuld und Liebe Mirza's. „Muß ich der frommen Dulderin noch ein neues Leiden schaffen?" sprach er. — „Nun, es sey! Dem frommen Sinne entblüht auch aus Leiden Freude. — Und gehört sie nicht auch zu dem Geschlecht der Gefallenen? Die Saat der Sünde ist ewig! Auch hier habe die Vergänglichkeit ihre Diener!"

Er neigte seinen Stab, und aus dem Staube, den er berührte, quoll eine gefräßige Raupe. Sie begann sogleich die Pflanzen ringsumher zu verzehren, und zernagte Blätter und Blüthen des nächsten Bäumchens.

Bald darauf kam Mirza in ihr Gärtchen und erschrack, als sie die Verwüstung an Blättern und Blüthen entdeckte. Da sie aber näher hinzutrat und das seltsame Thier mit dem nagenden Gebiß an den Zweigen erblickte, erschrack Mirza noch mehr, und lief zu ihrem Bruder Seth. „Siehe," sprach sie, „eine Schlange verzehrt mein Gebüsch, und sitzt an den Zweigen."

Da kam Seth in das Gärtlein, und nachdem er die Raupe beschaut, sprach er: „Nicht doch, Mirza! die Furcht hat dir das Thier schrecklicher vorgebildet. Die Schlange kreucht auf ihrem Bauche; dieses Thier aber hat Füße und ist ein anderes Gewürm, das wie ein Schaf von den Blättern lebt. Ich will es zertreten!" — Darauf schüttelte der Knabe den Baum, daß die Raupe zur Erde fiel.

„Ach nein," flehte Mirza, „erschlag es nicht! Essen wir nicht auch die Frucht des Baumes? Das Thier weiß nicht, daß es mein Gärtchen und meine Freude ist. Darum erschlag es nicht. Ich will ihm geben, daß es genug habe und den Pflanzen nicht schade."

Da sagte der Knabe: „Sind uns denn nicht die Thiere unterthan, und in unsere Gewalt gegeben?“

„Aber es ist doch besser,“ antwortete Mirza, „Milde und Sanftmuth üben, denn Gewalt. So laß ihm das Leben!“

Darauf machte Mirza ein Gehege um die Raupe und gab ihr von den Blättern und Blüthen der Bäume am Abend und Morgen, mehr denn sie verzehren konnte. —

Als der himmlische Bote dieß sah, da ward er gerührt und sprach: „Der Mensch hat doch nicht ganz das göttliche Ebenbild verloren. Er vermag selbst dem Feinde wohlzuthun, und Böses mit Gutem zu vergelten.“ — Der Engel stand sinnend; darauf sprach er: „Es ist billig, daß dem Guten das Schöne begegne!“ — Er berührte das nagende Gewürm mit seinem Stabe. Die Raupe empfing die wundersame Kraft, sich selbst ihr Todtengehäuse zu bauen. — Alles dieses geschah um die Zeit der Abenddämmerung.

Am andern Morgen in der Frühe trat Mirza in ihr Gärtchen, und blickte in das Gehege der Raupe, aber sie fand sie nicht. „O sie wird noch schlafen,“ sagte sie in kindlicher Weise; „aber ich will sie nicht wecken, sondern Blätter sammeln, so lange noch der Thau darauf liegt.“ — So sammelte sie Blüthen und Blätter. Denn Mirza hatte das Thier durch Wohlthun liebgewonnen, und sie trug die ganze Natur an ihrem Herzen, seit Abel nicht mehr mit ihr wandelte. —

Als Mirza nun mit den Blüthen und Blättern hinzutrat, fand sie ein Gehäuse, glänzend und schön, wie ein silberfarbenes Gewölk. Und sie stand und erstaunte, und sie rief ihrem Vater und der Mutter sammt allen Genossen des Hauses und sprach: „Sehet, welch ein Geschöpf hab' ich erzogen! Jetzt ist es todt und ruht in einem wundersamen Grabe. — Wer weiß, ob es nicht von Neuem hervorkömmt.“

Also redete Mirza mit prophetischem Geiste. Sie wußte aber nicht, daß sie die Gabe der Weissagung hatte.

Adam aber, ihr Vater, sagte: „Wer mag Solches ergründen! Anfang und Ende ist vor den Augen der Menschen verborgen. Doch mag das neue Ereigniß nicht ohne Lehre und Weisheit seyn. Wohlan, lasset es uns in unsere Hütte tragen!“

Also trugen sie die Hülle des Thiers in ihre Wohnung. Mirza

aber sprach: „Ich freue mich nun, daß ich sein bis an den Tod gepflegt habe."

Also lag nun die Hülle des unbekannten Thieres in der Wohnung der Menschen, ihnen ein Bild Abels, des Erstentschlafenen. Als sie nun eines Morgens versammelt waren, und von dem Tode redeten mit wehmüthigem Herzen, siehe, da erhob sich plötzlich ein leises Säuseln und das Todtengehäuse bewegte sich von selber. Nun traten sie Alle hinzu und schauten auf die Hülle voll stiller Erwartung.

Da zerbarst plötzlich das runde, silberfarbige Grab, und siehe, es kam ein lebendes Wesen hervor aus dem engen Gehäuse, und zitterte und entfaltete ein doppeltes Flügelpaar. Die Flügel aber waren blau, gleich wie Saphir und das Gewölbe des Himmels, wenn es klar ist, und mit einem goldnen Saum rings umgeben, und jeder Fittig war eine Spanne lang und breit. Und auf dem zerborstenen Gehäuse lag ein röthlicher Tropfen, wie Blut. Das neugeborne Thier aber schwebte mit säuselnden Flügeln hinaus über den Düften der blühenden Bäume.

Da erfüllte heilige Bewunderung und Freude die Herzen der ersten Menschen, und sie dachten an Abel, den Erstling der Entschlafenen. Und ihre Augen wurden eröffnet, daß sie die Gestalt Abels sahen wie eines Engels.

Und sie vernahmen die Stimme des Todesengels, welche sprach: „Sehet, aus dem Tode keimt Leben, und Tage wandeln sich in Ewigkeiten. Dem reinen Sinn und kindlichen Glauben wird gegeben, die Wahrheit im Bilde zu schauen."

Seit diesem Tage trauerte Mirza nicht mehr um Abel, und die ersten Menschen gedachten von nun an des Todes mit freudiger Hoffnung.

Krummacher.

9.

Tugend eines Christen.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Teutschland geboren und erzogen, schifften sich nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den Jüngsten als Malteser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen.

Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Bruder Raimund nach Malta, und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater, und während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, erschuf er sich mit frommem, häuslichem Sinne ein kleines Paradies. Aus gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das Schwert. — So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf, aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund stritt. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verluste aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sey. Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog die Augen der Käufer auf sich; ein junger, vornehmer Türke, Eid Mulei, zahlte die hohe, von den Korsaren geforderte Summe, und nahm ihn mit den Worten: „Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensklave; nicht umsonst habe ich für dich eine solche Summe ausgegeben!“ mit sich. Er hielt dieß schreckliche Versprechen. Von unbarmherzigen Aufsehern auf's Grausamste behandelt, ohne Hoffnung, durch Lösegeld die Freiheit wieder zu erlangen, wünschte er sich oft den Tod. Einst war der stolze Eid Mulei bei der Arbeit seiner Sklaven gegenwärtig; da warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod. „Ich weiß,“ entgegnete Mulei, „man kann sich auf dich ver-

lassen; selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; du sollst seine Stelle ersetzen!" Raimund mußte gehorchen, und sich glücklich preisen, denn er kam nun aus dem elenden Behältnisse der übrigen Sklaven, stand nicht mehr unter den Peitschenhieben erbarmungsloser Aufseher, sondern unter des Gebieters unmittelbarer Aufsicht. Oft unterhielt sich Mulei mit seinen höhern Sklaven, und suchte sie, als eifriger Mahomedaner, durch alle Künste der Überredung, wie durch Drohungen und Versprechen, zum Übertritt zur mahomedanischen Religion zu bewegen. Mancher Unglückliche hatte schon seinen heiligen Glauben verläugnet, aber bei Raimund blieb jeder Versuch vergeblich. Oft zürnte Mulei über die kräftigen Worte, mit welchen der Ritter seine Anträge von sich wies, doch faßte er dabei eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte. So verfloßen mehrere traurige Jahre, in denen er sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven gährte der Geist der Empörung. Acht verschworen sich mit einem Aufseher, einem gewissenlosen Renegaten, dem kein Band mehr heilig war. Sie wollten ihren Herrn ermorden, seine großen Kostbarkeiten rauben und auf einem bereitliegenden Fahrzeuge entfliehen. Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens, und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grames. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Da vernahm er plötzlich von dorther ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke, und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Mulei überwältigt am Boden; die Verschworenen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete, und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. „Halt ein, Verräther!" rief Raimund, und schmetterte ihn mit seinem schweren Grabscheite zu Boden. „Fort, ihr Verwegenen!" so wandte er sich zu den Übrigen, „durch Mord und Verrath darf kein Christ die Freiheit erkaufen!" so trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer hinaus. Mulei hatte sich indessen wieder erholt: man hatte ihn im Schlummer überfallen. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: „Großmüthiger Retter meines Lebens!" sank er an die Brust seines Sklaven; doch dieser wies jeden Dank, jede Belohnung von sich.

Mulei war von Raimunds edler, großherziger Gesinnung tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Mahomedaner werden sollte. Doch ernst erwiederte Raimund, er werde nie das Heiligste verläugnen, und, da ihn Mulei noch heftiger beschwur, nur Etwas von ihm zu fordern, da bat er ihn um Gnade und Freiheit für jene Mitverschworenen, deren Martertod schon beschlossen war. Der Türke gewährte dem Retter seines Lebens diese Bitte, und schenkte ihm überdieß freiwillig die eigene Freiheit. „Nimm dir," sprach er, „von meinen Schätzen, soviel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland, und denke an den dankbaren Eid Mulei." Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit, verschmähte jedoch alle übrigen ihm dargebotenen Schätze, nahm nur sein Sklavenkleid, als Andenken jener traurigen Jahre, mit, und schiffte sich mit den acht Freigelassenen nach Malta ein. Froh trat er in das Haus seines Bruders, der täglich an ihn gedacht, von ihm erzählt hatte, und froh ward der Todtgeglaubte empfangen. Als er seine Schicksale erzählt hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher als ein Schwert!" Und die Mutter und die Kinder falteten die Hände, und sprachen: „Amen!" — Raimunds Rückkehr erregte großes Aufsehen. Die acht Freigelassenen unterließen nicht, ihren Retter zu preisen, und der Orden ertheilte ihm die höchsten Ehrenstellen. Wieder hatten die Ungläubigen den Christen großen Schaden zugefügt, die Ritter segelten wohlgerüstet hinaus, und kehrten mit vielen Gefangenen zurück. Der Großmeister stand in dem Vorhofe seines Palastes, und ließ die Gefangenen an sich vorüberführen; neben ihm stand Raimund, jetzt Commenthur. Gedankenvoll betrachtete er die Türken, und gewahrte plötzlich unter ihnen Mulei's bekannte Züge. Er ließ auf der Stelle seinen Bruder rufen, und dieser kaufte den Gefangenen um einen hohen Preis vom Orden. Wolfgang führte den düstern Mann nach Hause, brachte ihn in ein bequemes Gemach, nahm ihm seine Fesseln ab, erquickte ihn mit Speisen, und ließ seine Wunden sorgfältig verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, und sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen gar mitleidig an. Nach mehreren Tagen forderte ihn Wolfgang

auf, ihm an die Arbeit zu folgen. Er führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave; hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Mulei's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder. „Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Mulei. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hilfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit. Durch so liebreiche Behandlung, die ihm von Wolfgang selbst und dessen guten Angehörigen ununterbrochen zu Theil ward, fühlte sich Mulei innig gerührt; bald verschwand sein früherer Gram, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Mehr und mehr lernte er den Werth der christlichen Religion schätzen, wiewohl Wolfgang allen Schein vermied, den Mahomedaner bekehren zu wollen. Denn, wie Raimund sagte, sollte er erst das Christenthum mit ihnen empfinden lernen, und dadurch zur Aufnahme in den christlichen Bund reifen. Wolfgangs Enkel erzählten ihm oft von unserm Erlöser und Jener belauschte ihn einst, wie sie ihm ein einfaches Kruzifix von Ebenholz zeigten, welches eine der Enkelinen von der Großmutter zum Geburtstage erhalten hatte. „Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier an's Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen." — Und hiemit begann das Kind seine einfache, rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Mulei hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte, denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und füllte sein Herz mit Trost. Auf's Tiefste erschüttert ergriff er das Kruzifix und drückte weinend das Gesicht darauf. — Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir, ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wann es dir gefällt." Mulei schwieg betroffen, und starrte auf das Kruzifix

in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich doch Niemand so lieb, als wir!" Da stürzte er weinend in die Arme des Greises, und rief: „Ja, behaltet mich hier! Stoßet mich nicht wieder hinaus in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!" — Da trat Raimund hervor. „Mulei!" rief er, die Arme ausbreitend. Der erkannte ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt. „Du bist mein Schutzgeist," sagte Mulei endlich. „Du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet." Der fromme Commenthur aber schüttelte sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben."

v. Houwald.

10.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Östreich.

Im Jahre 1314 wurde durch eine doppelte Kaiserwahl großes Unglück über Teutschland gebracht. Der eine Theil der Churfürsten wählte den damaligen Herzog Ludwig von Bayern, der andere Friedrich den Schönen, einen Sohn des ermordeten Königs Albrecht, zum Kaiser. Beide Fürsten suchten nun ihr Recht geltend zu machen; beide bemühten sich, einander zu vernichten, und hieraus entstand ein achtjähriger Verwüstungskrieg, durch welchen Schwaben, Bayern und die Länder am Rhein unbeschreiblich litten.

Um die Mitte des Monats September 1322 kam es zwischen Beiden zu einer hitzigen Schlacht. Friedrich der Schöne drang über Salzburg in Bayern ein, und lagerte sich bei Mühldorf am Inn, während sein Bruder, Herzog Leopold von Östreich, eine solche Stellung nahm, daß er dem Feinde nöthigenfalls in den Rücken fallen konnte. Nicht ohne Sorgen sahen die Bayern die Menge von Landesknechten, Schützen und Reisigen, die sich in Friedrichs Lager bewegten. Ludwig war viel schwächer an Mannschaft und noch schwächer an Geld und Lebensmitteln; den Tag vor der Schlacht hatte er in seiner Kasse nur noch eilf Pfund Silbergeld. Krone und Leben hingen an dem Kampfe, der nun beginnen sollte. War es rathsam, ihn bei so ungleichen Kräften zu wagen? Man hatte damals großen Glauben an Sterndeuterei; Ludwig zog daher

die Sterndeuter zu Rath; sie machten ihre Beobachtungen, und sprachen für das Unternehmen, weil die Gestirne günstig ständen.

So wurden denn sogleich in größter Eile alle Anstalten zum Treffen gemacht; denn Friedrich mußte geschlagen werden, ehe Leopold Zeit hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Friedrich, welcher Nachrichten von dem erhielt, was in dem feindlichen Lager vorging, fertigte augenblicklich Eilboten an seinen Bruder ab, damit sie ihn sogleich herbeirufen möchten. Allein die Pflichtvergessenen ließen sich aufhalten durch den köstlichen Wein der Mönche des Klosters Fürstenfeld, die es mit Ludwig hielten. Als sie sich nun toll und voll getrunken und den Rausch ausgeschlafen hatten, waren nirgends ihre Pferde zu finden, weil die Klosterknechte sie heimlich los gemacht und in Freiheit gesetzt hatten. Darum erfuhr Herzog Leopold zu spät die Gefahr, die seinem Bruder drohte, und blieb ruhig vor der Burg des Grafen von Montfort stehen, der es mit Kaiser Ludwig hielt.

Indeß brach der entscheidende Tag an. Bei dem Dorfe Ampfing (welches etwa sechzehn Stunden von München entfernt ist) ging Ludwig mit seinem Heere über den Inn und stellte es dem Feinde gegenüber in Schlachtordnung; sein Freund aber, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, legte sich mit seinen Reitern am andern Ufer des Flusses in Hinterhalt.

Der wichtigste Mann in Ludwigs Heere, der die ganze Anordnung zur Schlacht machte, war Seifried Schweppermann, ein erfahrner Nürnberger Krieger. Ihm hatte Ludwig die Leitung des ganzen Feldzuges überlassen. Von Person war dieser Held ganz unansehnlich, desto furchtbarer aber an Hilfsmitteln und voll Geistesgegenwart und Tapferkeit in Gefahren. Darum stand er auch ungemein hoch in der öffentlichen Meinung.

Unter seiner Oberanführung begann die Schlacht. König Ludwig befand sich in gemeiner Rüstung im Mitteltreffen bei der Sturmfahne, umgeben von der Schaar seiner Getreuen. Sein Gegner Friedrich aber prangte an der Spitze seiner Leibwache auf einem stolzen Rosse in vergoldeter Rüstung, mit einem Helme geschmückt, auf welchem der Reichsadler sich erhob. Durch seine edle Gestalt und die Pracht, mit welcher er erschien, kündigte er sich sogleich als das Haupt seines Heeres an. Schweppermann bemerkte ihn,

zeigte ihn seinen Reitern, und gebot ihnen, diesen goldenen Ritter ja nicht aus dem Auge zu verlieren.

Friedrich focht auf dem linken Flügel und seine Ungarn eröffneten die Schlacht. Mit wildem Geheul stürzten sie auf den Vortrab der Bayern los, so daß Menschen und Pferde stutzten und der rechte Flügel der Feinde in Unordnung gerieth. Der Kampf wurde nun allgemein, und bald war die Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt. Das Glück schien die Östreicher zu begünstigen. Schnell aber machte Schweppermann eine unerwartete Schwenkung mit dem ganzen Heere, so daß die Feinde Sonne, Wind und Staub in's Gesicht bekamen. Die Bayern benutzten ihren Vortheil und stürmten auf ihre Gegner. Schon fingen die Hartbedrängten an, zu weichen, als sie einen langen Zug Ritter mit Östreichs Banner das Thal heraufsprengen sahen. Wer konnte zweifeln, daß es der sehnlichst erwartete Herzog Leopold sey? Ein schallendes Jubelgeschrei ertönte durch die wankenden Reihen; alle fühlten sich von neuem Muthe belebt; allein — o Schrecken! — es war nicht Leopold, es war der Burggraf von Nürnberg, welcher plötzlich mit seinen Reitern aus dem Hinterhalte hervorgebrochen war, und den Ungarn in den Rücken fiel. Was da laufen und reiten konnte, ergriff die Flucht. Fünfhundert gefangene Böhmen entwaffneten ihre Wächter, und stürzten sich rachedurstend unter die feindlichen Haufen. Noch immer aber kämpfte Friedrich mit Löwenmuth. Eine Menge getödteter Bayern, die er eigenhändig erlegt hatte, lag um ihn her; er und die Tapfern, die an seiner Seite fochten, drohten, Alles niederzuhauen, was sich ihnen näherte. Friedrichs Pferd fiel; aber noch immer wehrte er sich hinter den Leichnamen seiner Feinde, bis endlich nach einem langen Kampfe ein tapferer bayerischer Anführer, dessen Namen schon furchtbar klang — Albert Rindsmaul — Meister über ihn wurde. In dem Augenblick, da er sich überwältigt sah, kam der Burggraf von Nürnberg angesprengt. An ihn ergab sich Friedrich, nachdem die Schlacht zehn Stunden gewüthet hatte, und neben vielen tausend Menschen 5000 todte Pferde auf der Wahlstatt lagen.

Der Gefangene sollte nun dem Kaiser vorgestellt werden. Er gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung; denn er glaubte, seinen Feind eigenhändig niedergehauen zu haben, und dieß war ihm bis jetzt der einzige Trost in seinem Unglück gewesen. Gebeugt und

zaghaft erschien er vor ihm; denn er sah tiefen Demüthigungen und der rauhesten Behandlung entgegen. Ludwig aber empfing ihn mit Würde und Freundlichkeit, und sprach, indem er ihm die Hand bot, die Worte: „Vetter, wir sehen Euch gern, sehr gern." Was zwischen ihnen bei dieser ersten Unterredung weiter gesprochen wurde, sagt die Geschichte nicht. Dem hohen Gefangenen wurde aber erst ein Aufenthalt in dem Schlosse Dornberg angewiesen, und später wurde er dem Vicedom Weigel von Lengenfeld zur Aufsicht übergeben, welcher ihn in seiner Burg Trausnitz (nicht weit von der Stadt Amberg in Bayern) in Verwahrung brachte.

Nach der heißen Schlacht setzten sich die ermüdeten Sieger an die Tafel zu einem dürftigen Mahle. Es war nichts zu haben, als Brod und eine Schüssel voll Eier, und zwar von Letzteren nur so viel, daß auf den Mann ein Ei kam, doch aber noch ein einziges übrig blieb. Nun fragte sich's, wer dieses bekommen sollte. Ludwig nahm es nicht für sich; er legte es mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit seinem Feldherrn Schweppermann auf den Teller. „Dem Mann ein Ei," sagte er, „und dem Schweppermann zwei!"

Kaiser Ludwig gerieth nun in große Mißhelligkeiten mit dem Pabste, welcher es mit seinem Gegner hielt und ihn aller Rechte auf das teutsche Reich für verlustig erklärte. Des gefangenen Friedrich Bruder, Leopold, suchte diesen günstigen Umstand zugleich zu benützen, und machte Anstalt, den Willen des Pabstes zu vollziehen; allein ohne Erfolg. Da dieser Versuch mißlang, wandte er sich mit freundlichen Geberden an Ludwig, sendete ihm die Reichskleinode, und bat um Befreiung des Bruders; denn so lange dieser in des Gegners Händen war, konnte nichts Ersprießliches vorgenommen werden. Er that noch mehr, er gewann einen Kerkerknecht Friedrichs, welcher versprach, ihn aus seiner Haft zu entlassen; Friedrich aber widersetzte sich diesem Versuche heimlicher Befreiung.

Bald darauf erlangte er auf eine viel edlere Art seine Freiheit wieder. Ludwig, welcher, arm an Geld und an Menschen, sich nach Ruhe sehnte, ritt hinaus auf die Trausnitz, ließ sich in Friedrichs Gefängniß führen, und bot ihm Befreiung und Versöhnung an, unter der Bedingung, daß er der Kaiserkrone entsagen und ihm Beistand wider den Pabst leisten sollte. Friedrich, welcher der Gefangenschaft müde war, und eben so gut als Ludwig das Unglück einsah, welches die Fortsetzung ihres Krieges über Teutschland

bringen würde, versprach und unterschrieb, was man von ihm verlangte. Unverzüglich wurde er hierauf in Freiheit gesetzt, und reiste nach Wien zurück.

Herzog Leopold bezeugte große Freude über des Bruders Befreiung; als er aber die Bedingungen des Vertrages vernahm, wollte er nichts davon hören, und wandte sich an den Pabst mit der Bitte, denselben, als erzwungen, für ungültig zu erklären. Dieß geschah auch; allein Friedrich, der mehr Gewissen und Ehrliebe hatte, wollte ritterlich seinem gegebenen Worte treu bleiben; und da er durch seinen Bruder abgehalten wurde, das zu thun, was er versprochen hatte, so machte er sich auf, und kehrte freiwillig in sein Gefängniß zurück.

Ludwig, der nun aus Friedrichs eigenem Munde erfuhr, was vorgegangen war, wurde tief gerührt von einem so seltenen Beweise unverbrüchlicher Treue und Redlichkeit. Er sah ein, daß in der Seele eines Fürsten wie Friedrich kein Falsch wohnen könne, daß er seines ganzen Vertrauens, seiner ganzen Achtung werth sey, und daß sie nicht geschaffen seyen, sich als Feinde zu verfolgen, sondern als Freunde zu lieben. Darum öffnete er ihm seine Arme, schloß ihn an sein Herz, benetzte ihn mit seinen Thränen, ließ ihn an seinem Tische essen, in seinem Bette bei sich schlafen, und nahm ihn zum Mitregenten an. Es wurde von ihnen ein neuer feierlicher Vertrag unterzeichnet, nach welchem beide gemeinschaftlich regieren und römische Kaiser heißen sollten.

So erlangte Friedrich durch Edelmuth, was er durch Waffengewalt vielleicht nie würde erzwungen haben. Er blieb Ludwigs Mitregent bis an seinen Tod, der im Jahre 1330 erfolgte.

Ludwig lebte nach ihm noch siebzehn Jahre. Er wurde im Jahre 1347 ganz unvermuthet auf einer Bärenjagd von dem Tode überrascht. Vom Schlage getroffen, sank er vom Pferde und starb in den Armen eines Bauern unweit des Klosters Fürstenfeld. Ein vierzig Fuß hoher Obelisk bezeichnet den Ort, an welchem er fiel.

Jerrer.

11.

Die Ungarschlacht auf dem Lechfeld.

Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unübersehbare Ebene aus, zehn Stunden Weges lang zwischen den Strömen Lech und

Wertach; ohne Baum und Strauch, nur mit kurzem Gras bewachsen. Dieß ist das Lechfeld; wie eine Wasserfläche gleich; vielleicht einst See; rings von einem Hügelrain umufert, auf welchem Dorfschaften ruhen. Dieß ungeheure Blachland, für Bewegungen reisiger Schaaren bequem, machten die Ungarn zum Wahlplatz. Ihr Lager stand bei Gunzenlech.

Wie der König in die weite Blache hinabtrat, gab er seinem Heere die Schlachtordnung. Den Vortrab mit dem Rennfähnlein sollte Konrad der Rothenburger, Herzog von Franken, machen mit vielem reisigen Zeug, ein tapferer Kriegsmann. Als ihn die Krieger erblickten, war große Freude, und schon jeder des Sieges getrost. In drei Schlachthaufen bildeten die Bayern das Vordertreffen. Sie führte Graf Eberhard von Ebersberg. Jederzeit sind ihre Banner bei den Reichsheeren im Vorzuge gegen den Feind gestanden. Dann folgten die Sachsen, ein zierlicher, kriegerischer Menschenschlag, mit langen Speeren, kurzen Schildern, großen Messern an den Hüften. Bei ihrem Schlachthaufen der König selbst: vor ihm hergetragen der Engel im Reichsbanner, umgeben vom Speerwald des Heeres. Dann kam Herzog Burkard, der kühne Held, mit zwei Schlachthaufen der Schwaben. Eine Schaar von tausend Böhmen hütete im Nachzug Feldgeräth und Troß. Sie befehligte ihr Herzog Boleslaw.

Als so das Heer dahinzog, stieß zu demselben auch von Augsburg Graf Theobald, des Bischofs Bruder, und Bischof Udalrich selbst mit vielem Adel und Stadtvolk, zu Roß und Fuß, unter dem Banner der Stadt.

Die Ungarn, frohlockend, sieggewohnt, säumten nicht; setzten über den Lech zum linken Ufer; umschwärmten lange mit beweglichen Schaaren die teutschen Haufen, und stürzten dann jählings beutelüstern mit gräßlichem Geschrei auf die Böhmen und deren Gepäck im Nachtrab. Diese alle wurden von ihnen nach wilder Gegenwehr niedergeschossen, zersprengt; dann warf sich der Ungarn gesammte Macht auf die Schlachthaufen der Schwaben. Nach männlichem Streite erlagen auch diese der ungestümen Übermacht. Da ihre Fähnlein wankten, änderte der König schnell seine Ordnung, beschied Herzog Konraden mit dem fränkischen Haufen, und ließ ihn zur Unterstützung der Schwaben rennen. Er selbst, nachdem er sein Gebet gethan, und dem heiligen Laurentius das Gelübde, ein Bisthum zu gründen, wenn die Schlacht siegreich ende, schwang sich auf's Roß mit

Schild und heiliger Lanze, und führte die wohlversuchten Sachsen in's Getümmel. Im Sturmlauf rückten die Bayern nach.

Fest hielten die Teutschen Mann an Mann. Die Ordnung der Madscharen ward getrennt; ihre Menge immer enger gegen den Lech zusammengedrückt, daß ihnen die Schnelligkeit der Rosse nicht mehr half, der Speer der Teutschen sicher traf. Siegreich schwebte der Reichsengel über dem ungeheuern Kampf, der das Schicksal zweier großer Völker entschied.

Viele teutsche Helden sanken. Auch Theobald, der edle Graf von Kyburg und Dillingen, und Reginald, sein Vetter. Und als Konrad von Franken, der wackre Degen, im Kampf des heißen Sommertages frische Luft zu schöpfen, die Bande des Panzerhemdes löste, durchbohrte seinen Hals ein Pfeil. Mit schweren Wunden ging Herr Starchant, der muthige Bischof von Eichstätt, aus dem Streit; desgleichen von Regensburg der Bischof Michael. Dieser war schon unter den Todten gelegen; neben ihm ein blutender Ungar, der sich noch im Sterben am Bischof des Plünderns freuen wollte. Dadurch genas Herr Michael von der dumpfen Betäubung, tödtete den Heiden, und kam glücklich zu den Seinen.

Des Ungarvolkes Niederlage war unbeschreiblich groß. Wer nicht durchbohrt ward, stürzte in die Fluthen des Lechs; wer nicht ertrank, ward bei Thierhaupten und andern Orten vom bayerischen Volke erschlagen. Mehrere der ungarischen Wojewoden, gefangen nach Regensburg geschleppt, ließ Herzog Heinrich dort vor dem Osterthor aufhängen; andere wurden verstümmelt, gekreuzigt, mit langsamer Qual getödtet; andere haufenweis in große Löcher gethan und lebendig begraben. Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar. Reich beschenkte davon der König den tapfern Bischof Udalrich, welcher zu Augsburg eine Zuchtschule und ein Frauenkloster gebaut hat, darin er der Erschlagenen von Adel Kinder und Wittwen gethan. Auch der Bayern Kriegsfürst, Graf Eberhard, brachte seinem Kirchlein zu Ebersberg die Erstlinge vom Ungarraube, viel goldne und silberne Ketten und goldne Glöcklein, welche die vornehmen Madscharen zu unterst an ihren ausgezackten Kleidern zu tragen pflegten.

Seit diesem Tage lief großes Schrecken und Wehklage durch's ganze Ungarland. Das Volk daselbst verschanzte sich voll Furcht, und zitterte vor dem teutschen Namen.

Nun berief, nach dem großen Siege, Herzog Heinrich zu Regensburg die Stände Bayerns zu einem Tag, und ließ das Salbuch lesen. Es sprach Tod aus über jeden Bischof und Priester, der mit Feinden des christlichen Glaubens gehalten. Dieser Schuld und des Meineides an König und Reich klagte man Herolfen an, den Erzbischof zu Salzburg, der die Kirchenschätze an die Ungläubigen vergeudet. Und Herolf büßte schwer. Ihm ward nachgestellt, bis er zu Mühldorf fünf Rittern in die Hände fiel. Da wurden ihm die Augen ausgestochen.

Zschokke.

12.

Die Schlangen.

Kein Theil der Naturgeschichte sollte dem Menschen unbekannt bleiben; am allerwenigsten aber sollte man sich durch die Häßlichkeit oder Schädlichkeit eines Thieres abhalten lassen, es näher kennen zu lernen; denn immer wird man, was für ein Thier es auch seyn mag, Neues und Merkwürdiges erfahren. Auch von den Schlangen, diesen so verschrieenen Thieren, will ich doch zeigen, daß es möglich ist, Etwas von ihnen zu erzählen, was merkwürdig und lehrreich ist, und gewiß Jeden begierig machen wird, noch mehr davon zu hören.

Du wirst wohl, mein lieber Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben? Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinsten ist? oder die hübsche, braun glänzende Blindschleiche? oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun, das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter und Natter würdest du schwerlich eine andere in Teutschland finden können. Gottlob! wirst du sagen. Nun gut, ich gebe dir Recht; aber dann kennst du vielleicht auch die Schlangen so wenig, als wenn der versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen, als das Huhn, die Gans, die Ente, den Canarienvogel und allenfalls den Spatz gesehen hat. Was sagst du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß du sie vielleicht für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art davon, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen und munteren Sprüngen gern zu; denn sie ist ganz unschädlich,

kaum 4 bis 6 Zoll lang und so dick, wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie feine Pünktchen, würdest du kaum bemerken, wenn sie dir nicht ein guter Freund zeigte.

Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika, und laß dir erzählen, was dort einmal geschehen ist. Achtzehn Spanier, die den ganzen Tag über in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen einst am Abend in einen dichten Wald; ermüdet von den Strapazen des Tages beschließen sie, daselbst zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager dienen. Sie machen ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu können; ermüdet setzen sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem abgefallenen Laube hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer geschürt, da wankte es unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich fortbewegt. Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und Alles flieht vor dem Unthier mit wüstem Geschrei. So groß ist die größte unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 30 bis 40 Fuß lang und anderthalb dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle anderen Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elephant unter den Land- und der Wallfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 20 bis 30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten, noch übertrifft.

Aber du wirst dich, lieber Freund! wundern, daß die Schlange Anfangs so geduldig sich zum Sessel brauchen ließ? Hast du dir vielleicht schon einmal den Magen überfüllt? Dann hast du sicher gleich nach dem Essen eine Unbehaglichkeit bei dir verspürt, die dich unfähig machte, sogleich etwas Vernünftiges mit deinem Verstande vorzunehmen; und selbst dein Körper war nicht so zum Springen und Hüpfen aufgelegt, als vor Tische. In einem ähnlichen Zustande, nur in weit höherem Grade, mußte die Schlange gewesen seyn. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie

dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß wie die eines ordentlichen Hühnerhundes sind. Keine Schlange zerkaut ihre Speise; ihre Zähne scheinen ihnen nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen.

Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht zerkautes Rind mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen! Die Wände des Magens mögen noch so hart und der Magensaft zur Auflösung noch so scharf seyn: auf jeden Fall gehört eine große Anstrengung der innern Theile des Thiers dazu; kein Wunder, daß es von außen in eine Art von Starrsucht verfällt und ruhig daliegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung aufgeschwellt ist. Begibt sich nicht auch sogar der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeschäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt, und ballt sich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zusammen, wenn er sich vollgestopft hat? Er sitzt dann da, ohne zu sehen und zu hören, steckt seinen Kopf ganz in die Schultern zurück, so daß alle nackten Theile seines Halses verschwinden, und läßt die Flügel hängen, so daß sie ihm die Beine verbergen; alle seine Federn starren dann nur so von ihm weg.

Aber nicht die Größe und diese Starrsucht allein macht die Schlangen merkwürdig. Ihr ganzer Körperbau ist wunderbar eingerichtet. Es erstaunt wohl Jeder, wenn er von den großen Schlangen hört, daß man sie leicht mit einem einzigen Schlage auf den Kopf tödten kann. Aber nichts ist begreiflicher; die Hirnschale der Schlangen ist wie ein Dreieck gestaltet, dessen Spitze nach Hinten zu liegt; sie bedeckt das Gehirn des Hinterkopfes nicht, und durch einen einzigen leichten Hieb mit einem Stock ist es verletzt und die Schlange todt. Ihr Skelett ist das einfachste, das sich denken läßt: eine Rückenwirbelsäule (ein Rückgrath) mit Rippen ohne alle Knochen für Flügel, Beine oder Arme; und doch bewegt sich das Thier ohne diese Glieder so schnell wie ein Pfeil!

Ja, es schwimmt auch und lebt gern im Wasser. Oft setzen die Schlangen von einer Insel zur andern über und wandern z. B. in Westindien von einem Meerbusen in den andern. Ihre Lunge ist ganz zum Untertauchen gemacht; bei den meisten Schlangen

nimmt sie die Hälfte des Körpers ein, bei manchen zwei Drittheile, und liegt mit den übrigen Eingeweiden in derselben Höhle, läßt aber die Luft nicht durchgehen. Mit Einem Athemzuge füllt die Schlange die ganze Lunge mit Luft, und nur nach und nach *gibt* sie sie wieder von sich; sie braucht lange nachher keinen zweiten Athemzug zu thun. Die Fische verstehen die Kunst, durch ihre Kiemen auch unter dem Wasser die nöthige Luft sich zuzubereiten, sie haben darum keine Lungen und können immerfort unter dem Wasser bleiben. Der gewöhnliche Aufenthalt der Schlangen ist das Land; doch müssen sie auch zuweilen im Wasser leben; sie können dann lange darunter bleiben, aber die Kunst der Fische verstehen sie nicht; sie müssen immer von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche nach Luft schnappen.

Man sagt, die Schlangen haben rothes, kaltes Blut, das heißt: die Wärme ist nicht sehr bemerkbar; ganz kalt ist es niemals. Das Herz hat aber auch nur Eine Herzkammer, welche das Blut durch die Pulsadern in die entferntesten Spitzen des Körpers treiben soll. Der Umlauf des Blutes kann nicht sehr schnell, die dadurch hervorgebrachte Wärme nicht sehr bedeutend seyn. Leicht müßte daher die Schlange erstarren, zumal da die Wärme sich aus ihrem langgedehnten Körper leichter, als aus einem kugelrunden verlieren muß.

Aber die Natur, die für Alles so herrlich sorgt, hat auch der Schlange einen Pelz gegeben, der den Mangel der innern Wärme ersetzt. „Einen Pelz?“ wirst du fragen, lieber Leser, „wo ist der? ich sehe ihn nicht.“ Die Natur hat aber tausend verschiedene Mittel, sage ich dir, um ihre Zwecke zu erreichen; hier hat sie den Pelz unter die Haut gelegt. Es ist eine dicke Fettlage, mit welcher fast alle Schlangen umwickelt sind; sie hält sie warm und geschmeidig. Bei manchen, z. B. bei der Klapperschlange, ist sie oft so dick, daß man ein Öl daraus bereitet, indem man es an der Sonne schmelzen läßt. Von den meisten Schlangen verzehren es die Wilden mit dem größten Appetit.

Und wie schön ist die äußere Decke bei so mancher Schlange mit Schuppen, Schilden und Farben geziert! Mehrere Wilde schmücken sich damit, und in Florida und Mexiko wird die Carmoisinschlange ganz allgemein zum Putze um den Hals oder in die Haare geflochten getragen. Fast sollte man sagen, daß die giftigsten unter ihnen am meisten verführerisch gekleidet wären. Aber das

Merkwürdigste dabei sind unstreitig die Ringe am Bauche; jeder ist gleichsam eine Art von Glied, das die Schlange wie einen Fuß gebrauchen kann, je nachdem sie ihn hebt oder andrückt. Aber wie ist es möglich, daß sie alle die Bewegungen damit machen kann? Nur dadurch, daß ein jeder seinen Muskel hat, der ihn in Bewegung setzt; und wie viele solcher Ringe hat eine jede Schlange? Die Natter nicht unter hundert, die Riesenschlange nahe an dreihundert. Nur dieß Eine bedenke, und du wirst über den künstlichen Bau auch der gemeinsten Natter staunen; aber was sagst du zu der Gattung der Amphisbänen unter den Schlangen, die diese Ringe so gut rückwärts wie vorwärts bewegen, so schnell rückwärts wie vorwärts laufen können?

Aber gesetzt auch, wir wüßten es gewiß, was einige Naturforscher nur vermuthen, daß nur einige Schlangenarten ihre Bauchschuppen zum Gehen gebrauchen: so müssen wir die Schnellkraft aller bei ihren Sprüngen bewundern. Indem sie ihren Körper in mehrere Windungen falten, und diese nun alle auf einmal plötzlich mit der größten Geschwindigkeit ausstrecken, können sie, indem sie dieß schnell hintereinander wiederholen, in kurzer Zeit einen Raum zurücklegen, wie verhältnißmäßig fast kein anderes Thier mit gleicher Eile. Aber gewöhnlich sind sie listig genug, um auf den ersten Sprung sogleich ihre Beute zu erhaschen; ihre Schwanzspitze gebrauchen sie wie einen elastischen Fuß, auf dem sie sich aufrichten und fortschnellen. Einige Schlangen, wie die Brillenschlange, können sich Viertelstunden lang auf der Schwanzspitze in die Höhe gerichtet erhalten; sie ringeln sich schneckenförmig darüber, bald gerade aufwärts, bald seitwärts oder vorwärts; das nennt man denn einen Schlangentanz.

Nicht alle Schlangen sind giftig; die giftigen aber stechen — das ist ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, sondern sie sprühen ihr Gift durch zwei besondere Zähne aus. Diese sitzen vorn an der obern Kinnlade, sind hakenförmig gebogen, wie die Klauen der Katzen, und können, wie diese, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgestoßen werden; sie sind hohl, und haben an der Spitze ein Loch, unten aber stehen sie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung. Beißt nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jenes Loch an den beiden Giftzähnen das Gift in

die Wunde. Bei manchen Schlangen tödtet dieser Biß auf der Stelle, bei andern erfolgt der Tod erst einige Zeit nachher; bei noch andern bringt der Biß bloß Geschwulst hervor oder tödtet nur zuweilen. Die Wilden essen selbst giftige Schlangen ohne Nachtheil, wenn diese nicht etwa sich selbst gebissen haben. Nun noch einige Schlangengeschichten zum Beschlusse meiner Erzählung.

Ein Pächter in einer nordamerikanischen Colonie trat einst beim Mähen einer Wiese auf eine Klapperschlange, die sich sogleich gegen ihn aufbäumte und in einen seiner Stiefel biß. Zum Glück hieb er sie mit der Sense durch, da sie ihren Anfall wiederholen wollte. Einige Zeit nachher, als sich der Mann zu Bette gelegt hatte, empfand er heftige Herzensangst, schwoll entsetzlich auf, und starb fünf Stunden nachher, ohne daß man ihm zu Hilfe kommen konnte. Der Tod des Mannes hatte nicht den mindesten Argwohn erweckt, und sein Sohn bediente sich einige Tage nachher seiner Stiefel. Bald darauf bekam er eben dieselben Zufälle, und starb noch vor Anbruch des Tages. Ein Nachbar kaufte nachher diese Stiefel, und es erfolgte gleiche traurige Wirkung. Zum Glück wurde bei diesem betrübten Vorfalle der beste Arzt der Colonie herbeigerufen. Sobald dieser kam, erschrack er über alle die besonderen Vorfälle, die ihm erzählt wurden, entdeckte glücklich die Ursache und gab die besten Mittel zur Wiederherstellung. Da man die fatalen Stiefel sorgfältig untersuchte, so zeigte sich's, daß die Giftzähne der Schlange darin stecken geblieben waren, und daß das kleine Bläschen, welches das Gift enthält, noch daran saß. Vater und Sohn hatten sich beim Anziehen derselben unmerklich an den Beinen geritzt, und das war die Ursache ihres Todes geworden.

Zum Glück sind diese Schlangen leicht auszurotten, weil sie sehr träge sind, und selbst die Kinder sich nicht scheuen, sie mit Steinen und Prügeln todt zu machen. Ihre größten Feinde sind die Schweine, denen ihr Biß, vielleicht wegen des dicken Fettes, gar nichts schadet.

Es ist bekannt, daß die Liebe der Thiere zu ihren Jungen oft macht, daß sie ihren eigenen Tod nicht scheuen, um nur die Ihrigen zu retten. So hat man auch in Nordamerika beobachtet, daß mehrere kleine Vögelchen während der Brütezeit sehr oft die Beute der Schlangen werden. Nähert sich z. B. die Schlange dem Neste eines Baltimore-Vogels, eines carolinischen Fliegenfängers, eines

Zaunkönigs oder eines Rebhuhns, welche alle ihre Nester nahe an der Erde haben, so bietet die erschrockene Mutter Alles auf, um ihren Jungen das Leben zu retten. Sie hüpft auf die Schlange zu, und springt wieder zurück, und sucht durch dieses Annähern und Entfernen ihren Feind mit sich selbst zu beschäftigen; ja, sie greift ihn zuweilen selbst, ihrer Schwächlichkeit ungeachtet, mit Angstgeschrei und Verzweiflung an. Die Schlange sucht sich indessen der Jungen im Neste zu bemächtigen; hiedurch steigt die Bangigkeit der Mutter immer höher, und ihr ängstliches Hin- und Herspringen, ihr trauriges Wimmern und ihr convulsivisches Bewegen dauert fort; ja, sie wird zuweilen wirklich das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Herr Rittenhouse in Amerika hörte einst den Gesang des rothgeflügelten Pirols; er vermuthete sogleich, daß eine Schlange dem Vogel das Angstgeschrei abzwinge. Er warf einen Stein nach der Stelle, und der Vogel flog zwar davon, kehrte aber sogleich wieder zum Orte zurück. Beim nähern Hinzutreten fand Herr Rittenhouse das Vögelchen auf dem Rücken der Schlange sitzend, das voll Wuth auf ihren Kopf loshackte, während diese ihre Jungen ruhig verschlang. Kaum hatte Herr Rittenhouse die Schlange getödtet, so flog das Vöglein auf immer davon.

St. John, ein nordamerikanischer Landmann, saß einst ganz allein in seiner Laube vor dem Hause, das mit einem Wassergraben umgeben war. Er hörte ein außerordentliches Geräusch und stieg auf einen Baum, um bequemer sich umsehen zu können. Da sah er, daß eine schwarze, sechs Fuß lange Riesenschlange eine beinahe eben so große Wasserschlange auf einer Fläche, wo erst kürzlich Hanf abgeschnitten war, verfolgte. Es währte nicht lange, so hatte sie diese erreicht, und in dem Augenblick waren sie auch zusammengeflochten. Mit den Schwänzen stemmten sie sich an die Erde, und vorn bißen sie sich mit der äußersten Wuth. Ein sonderbares Schauspiel, diese beiden wüthend kämpfenden Schlangen! Die platten Köpfe und die funkelnden Augen waren rechte Bilder des Zornes. Nach einigen Minuten aber machte sich die Wasserschlange von ihrem Feinde los, und flüchtete nach dem großen Graben. Die Riesenschlange, halb aufgerichtet, halb kriechend, verfolgte sie lebhaft, bis sich die Wasserschlange genöthigt sah, eben dieselbe Stellung anzunehmen und sich zur Wehr zu setzen. Was für listige Wendungen sie aber da machten, um sich einander einen tödtlichen

Streich zu versetzen, läßt sich nicht beschreiben. Doch suchte die Wasserschlange sich immer mehr ihrem Elemente zu nähern. Sobald die schwarze das merkte, schlang sie sich mit dem Schwanze um einen dicken Stamm, der ihr zur Stütze diente, und nun wickelte sie sich der andern um den Hals, daß sie nicht entfliehen konnte. In tausenderlei Biegungen wanden sie sich in wenigen Augenblicken um einander herum; in dem Augenblick, da sie am heftigsten kämpften, wurden ihre Hälse außerordentlich dünn, das Übrige des Körpers blies sich aber in schnellfolgenden, wellenförmigen Bewegungen auf. Die Wasserschlange preßte dadurch den Körper ihres Feindes so, daß ihm die Augen fast ganz aus dem Kopf quollen, und schon schien der Streit entschieden, als auf einmal die schwarze wieder die Oberhand bekam. Beide stürzten nun in's Wasser.

Allein dieß neue Element benahm ihrer Erbitterung nichts; sie wälzten sich bald auf dem Grunde des Wassers herum, und ragten dann wieder über die Oberfläche hervor, zusammengeflochten wie beim ersten Angriff. Indessen hielt die schwarze Riesenschlange beständig ihren Kopf über den Kopf der andern, und erstickte sie glücklich. Sobald sie das merkte, verließ sie dieselbe ganz plötzlich, ging in das Feld zurück und verschwand.

Während der Reisernte auf der Küste Malabar in Ostindien ging ein kleines Kind, das seine Eltern, welche auf's Feld gegangen waren, allein zu Hause gelassen hatten, vor die Hausthür, um sich wenige Schritte davon unter den Schatten einiger Bäume auf ein Paar Palmblätter zu legen. Es war ihm heiß, es war müde und schlief ein. Die Eltern, welche am Abend hungrig von ihrer Arbeit zurückkehrten, sahen ihr Kind ruhig schlafen; sie wollten nun das Abendbrod bereiten, und es dann erst wecken. Bald darauf hörten sie halberstickte Töne von ihrem Kinde, glaubten aber, es seien Äußerungen einer kleinen Unpäßlichkeit, welche das Kind am Morgen gehabt hatte. Da es aber nicht aufhörte, zu jammern, so sprang der Vater hinaus, und sah zu seinem Schrecken, daß eine große Schlange es schon halb verschluckt hatte. Wie der Vater und die Mutter, die auch sogleich herbeikam, erschracken, läßt sich leicht denken! Sie waren in der größten Verlegenheit, ihr Kind zu retten; hätten sie die Schlange erzürnt, so würde sie das arme Würmchen nur noch mehr zerfleischt haben. Der Vater besann sich schnell, holte einen Säbel und theilte die Schlange glücklich auf den

ersten Hieb in zwei Stücke. Da sie aber nicht in demselben Augenblick starb, so kniff sie noch einmal ihre Zähne in den zarten Körper, und das arme Kind starb wenige Minuten darauf unter den jämmerlichsten Schmerzen.

K. Ritter.

13.

Beschreibung des Bienenschwarms.

Die wilden sowohl, als die zahmen Bienen halten sich in großen Gesellschaften, die aus etlichen tausend Mitgliedern bestehen, zusammen; man nennt eine solche Gesellschaft einen Schwarm. In jeder Gesellschaft befinden sich dreierlei Bienen, die nicht nur in ihrer äußern Gestalt, sondern auch in ihrem innern Bau von einander verschieden sind.

Die erste und vornehmste ist die Königin (Mutterbiene, der Weiser), welche die ganze Gesellschaft zusammenhält, und nach deren Tode oder Entfernung dieselbe in eine gänzliche Unthätigkeit geräth, und sich allmählig zerstreut, wofern nicht ihre Stelle bald durch eine neue Königin ersetzt wird. Sie ist zwar nicht die größte Biene, hat aber einen gestrecktern Leib, als die Übrigen, eine lebhaftere, etwas röthliche Farbe, kürzere Flügel, die kaum den halben Hinterleib bedecken, hohe, braune Füße, und einen langen Stachel. Dieses Stachels bedient sie sich nur im äußersten Nothfall, wenn sie gedrückt oder sehr geneckt wird. Sonst kann man sie ohne Gefahr auf der Hand herumkriechen lassen, denn da von ihrem Leben das Wohl der ganzen Gesellschaft abhängt, und mit einem Stich gewöhnlich auch der Verlust des Stachels und der Tod verbunden ist, so hält ein geheimer Naturtrieb sie von einem leichtsinnigen, für sie und ihr Reich gefahrvollen Gebrauch ihrer Waffe zurück. So wenig aber ein Schwarm ohne eine Königin bestehen kann, so wenig wird doch mehr als Eine geduldet. Sobald durch einen Zufall sich zwei oder mehrere in einem Stock einfinden, so entsteht gleich ein allgemeiner Aufruhr. Man nimmt Eine in Schutz, und bringt die andern um, oder der Haufe theilt sich, und es bildet sich unter Anführung jeder einzelnen Königin ein neues Reich. Die Ehrfurcht, welche die gemeinen Bienen gegen ihre Königin bezeugen, ist außerordentlich. Ein ansehnliches Gefolg begleitet sie überall, wo sie hingeht, und scheint kein anderes

Geschäft zu haben, als der Königin aufzuwarten. Diese Begleiter reichen ihr von Zeit zu Zeit Honig dar, und putzen und streicheln sie mit ihren Rüsseln. Und in welche Gegend des Stockes sie hinkömmt, da verbreitet sie neues Leben und neue Thätigkeit; man arbeitet dann, beseelt durch die Gegenwart der Königin, noch einmal so rasch.

Nächst der Königin sind die Drohnen oder die männlichen Bienen zu bemerken, welche sich durch ihre Größe, woran sie alle Übrigen im Stock übertreffen, leicht unterscheiden lassen. Sie haben sehr große Augen, die beinahe den ganzen Kopf einnehmen, kurze Flügel, einen kürzern und feinern Rüssel und gar keinen Stachel. Von Ansehen sind sie viel rauher, als die Andern, auch dicker, dabei aber sehr träge. Sie fliegen selten aus, nur bei heißem Wetter zur Mittagsstunde entfernen sie sich zuweilen eine kurze Zeit. Ihre vornehmste Bestimmung ist, die Mutterbiene zu befruchten.

Endlich sieht man auch noch in einem Stock eine Menge kleiner Bienen, wovon eine halb so schwer ist, als eine Drohne, aber verhältnißmäßig längere Flügel und einen Stachel hat. Man nennt sie Werk- oder Arbeitsbienen, weil sie allein alle Arbeit versehen. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung und schaffen zu dem Ende allen Unrath, todte Bienen, Würmer und andere faulende Sachen hinaus. Ist ihnen ein Körper zu schwer, so überziehen sie ihn mit Wachs, damit er durch seine Verwesung die Luft nicht verunreinige. Ihres eigenen Kothes entledigen sie sich außerhalb des Stockes. Andere halten an dem Flugloche Wache, um gemeinschaftliche Feinde abzuhalten; wieder andere füttern die Jungen u. s. w.

Zu einem vollkommenen Schwarm gehören nun ungefähr zwanzigtausend Arbeitsbienen, anderthalbtausend Drohnen und eine Königin. Wenn diese beisammen sind, so fangen sie an, sich in irgend einer bequemen Höhle — die zahmen in den für sie bestimmten Stöcken oder Körben — eine zweckmäßige Wohnung anzulegen, und zwar übernehmen, wie schon gesagt, bloß die Arbeitsbienen dieß Geschäft. Zuerst sammeln sie eine Art Kitt (Vorwachs) von den klebrigen und harzigen Knospen einiger Bäume, indem sie es mit den Zähnen abkneipen, und sich dasselbe sodann an die Füße kleben. Hiemit beladen, fliegen sie nach Hause, wo es ihnen sogleich von andern Bienen abgenommen, und von diesen zum

Überzug der innern Wände und zum Verschmieren der Ritzen gebraucht wird.

Nachdem Alles, bis auf das Flugloch, sorgfältig verklebt und verwahrt ist, so machen sie sich an den überaus künstlichen Bau der Zellen, wozu sie aber nicht die vorhergenannte harzige Materie, sondern wirkliches Wachs nehmen. Zur Verfertigung des Wachses dient ihnen der Samenstaub in den Blüthen und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als daß sie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten, so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und des Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüthe ein, und der Samenstaub bleibt wie Puder an dem haarigen Körper hangen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen, und bringen diese mit den mittlern Füßen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter, und kneten es durcheinander. Der so durchknetete Samenstaub heißt nun Wachsmehl, und wird von den Bienen verzehrt, und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer aber schwitzt durch die sechs Ringe am Hinterleibe hervor, und setzt sich da in Gestalt zarter Blättchen an, welche die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dieß ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch nach Beschaffenheit des Samenstaubes in der Farbe und Güte sich ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weiß aus, es wird aber mit der Zeit im Stock immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Von diesem Wachse bauen sie ihre Zellen. Sie bauen nämlich von der Decke des Stockes senkrecht herunter Wachskuchen, gemeiniglich sechs bis sieben, nicht völlig einen Zoll dick, und in denselben legen sie auf beiden Seiten Zellen an, die folglich ungefähr so tief sind, als der halbe Wachskuchen dick ist. Ein Wachskuchen steht von dem andern so weit ab, daß zwei Bienen neben einander in den Zwischenräumen gehen können. Auch sind in jedem Wachs-

kuchen Öffnungen und Durchgänge, damit sie von einem zum andern ohne vielen Zeitverlust kommen können. Wegen der Menge der Arbeiter und bei ihrer ausnehmenden Emsigkeit geht das Werk sehr geschwind von Statten. Ein etwas starker Schwarm baut einen Wachskuchen, acht bis neun Zoll lang und halb so breit, in einem Tage ganz fertig. Die Zellen selbst sind sechseckige Röhrchen, so geschickt und mit so ökonomischer Ersparung des Raums angelegt, daß sie nach der genauesten mathematischen Berechnung und Ausmessung unverbesserlich befunden worden sind. Auf einem Wachskuchen, der 15 Zoll lang und 10 Zoll breit ist, zählt man über 9000 Zellen. Die Wände der Zellen sind dünner, als feines Papier, und dennoch fest genug; aber den Rand des ganzen Wachskuchens umgeben sie mit einer stärkern Einfassung.

Die Zellen werden nicht von den Bienen bewohnt, denn diese halten sich zwischen den Wachskuchen auf, sondern sie haben eine doppelte Bestimmung: einige dienen zur Aufbewahrung des Honigs, und andere zu Nestern für die junge Brut. In einem Stock, der 50,000 Zellen enthält, rechnet man 30,000 für den Honig, die übrigen für die Brut.

Der Stoff des Honigs ist der süße Saft (Nektar), der sich in den allermeisten Blüthen findet, auch der süße Schweiß auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüsseln ab, schlucken ihn hinunter, und bereiten ihn in einem besondern Behältniß in ihrem Leibe, das deßhalb der Honigmagen heißt, durch Gährung oder Beimischung anderer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich, und speien ihn in die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchem die Säfte genommen wurden, verschieden.

Funke.

14.
Der junge Einsiedler.

In dem Ardennerwalde lebte vor Zeiten ein Einsiedler mit seinem Sohne, den er als einen Knaben von etwa sechs Jahren mit sich in die Klause genommen, und, abgeschieden von der übrigen Welt, zu eben der Lebensart erzogen hatte, die er selbst führte. Der alte Gotthard — so hieß der Klausner — war ein Mann von überaus viel Herzensgüte, aber von desto weniger Einsicht. Mehrere widrige Schicksale, die er erlebt hatte, waren Schuld daran, daß er die Einsiedelei zu seinem Aufenthalt wählte. Er war daher nie gesprächiger, als wenn er auf die unbegreifliche Vertheilung der menschlichen Schicksale zu reden kam, und nichts lag ihm so sehr am Herzen, als der Wunsch, seinem Sohne Franz die Welt, in der es so zuging, recht verhaßt zu machen. Um aber in diesem auch nicht einen Funken von Weltliebe aufglimmen zu lassen, nahm er ihn nie mit sich, wenn er in der Nachbarschaft umherterminirte. So lernte denn Franz die Welt größtentheils nur aus den Erzählungen seines Vaters kennen, und was er auch zuweilen mit eigenen Augen sah, das sah er doch durch die gefärbte Brille des Vorurtheils. An der väterlichen Klausnerei stand eine kleine Kapelle, die sie gemeinschaftlich besorgten, und neben dieser ging eine gangbare Fahrstraße vorüber. Diese war denn der Schauplatz, auf welchem der junge Franz die Welt studirte. Natürlicher Weise fehlte es ihm auch hier nicht an allerlei Bemerkungen, welche die Klagen seines Vaters bestätigten. Ein Lahmer hinkte jämmerlich an seinen Krücken vorüber, und ein Anderer mit gesunden Füßen und Kräften kam zu Pferde oder zu Wagen; der Eine erstickte fast in Fußsäcken und Pelzwerk, und dem Andern wehte der kalte Nordwind durch die Lumpen eines leinenen Kittels; hinter einem Betrunkenen, der vor Schwindel nicht mehr gehen konnte, kam ein Lechzender her, der Jahre lang vor Armuth keinen Wein über die Zunge gebracht hatte, und hob den Zecher vom Boden auf. Froh über Theurung und Noth eilte der Wucherer vom Markte heim, und eine arme Wittwe sammelte indeß dürres Holz im Walde, ohne noch zu wissen, wo sie den Bissen Brod zur Suppe hernehmen sollte, die sie an der Flamme des Holzes ihren hungrigen Kindern zu bereiten gedachte.

Oft zerbrach sich Franz über dem Anschauen dieser Ungleichheit menschlicher Schicksale den Kopf, und Vater Gotthard benützte jede solche Gelegenheit, seinem Sohne die Welt, in welcher es den Gottlosen zuweilen so wohl, und den Tugendhaften so übel geht, noch mehr zu verleiden; doch aber vergaß er nicht, daneben immer zu predigen, daß Gott die Welt regiere, und daß dieser Gott das weiseste und gerechteste Wesen sey. Das Gegentheil von dieser Versicherung schien indeß die Erfahrung zu beweisen, und Franz wurde täglich ungewisser, wie er den Widerspruch reimen sollte. Sein Vater konnte ihm über das Alles keinen Aufschluß geben, und begnügte sich damit, ihm die alte Formel vorzusagen: „Hier, mein Sohn, müssen wir die Hand auf das Herz legen, und schweigen!" Dieser gute Rath war jedoch dem jungen Franz nicht genug, der sich kaum enthalten konnte, an Gottes Fürsehung überhaupt zu zweifeln.

Eben da er über diesen Punkt mit sich selbst am Unschlüssigsten war, starb Vater Gotthard, und Franz war nunmehr, als ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, sein eigener Herr. Je mehr ihm sein Vater die Einsamkeit eingepredigt, und je ängstlicher er ihn an die stille Zelle gefesselt hatte, desto größer war nun sein Drang, die ihm so übel geschilderte Welt näher kennen zu lernen und mit eigenen Augen ein Zeuge von Gottes Weltregierung zu seyn.

Einige Tage nach des Vaters Beerdigung ergriff er, nach vielem Kampfe mit sich selbst, den Wanderstab, fest entschlossen, sich in das größte Getümmel der Welt zu wagen, und sich in demselben, wo möglich, aus der zweifelhaften Verwirrung seines Gemüthes herauszuwickeln. Zwar kannte er nichts von der Welt als eine Strecke des Waldes und die gesundesten Kräuter, die er da für eine Apotheke bisher gesammelt hatte; auch die nächsten Dörfer hatte er in seinem Leben nie gesehen, aber er verließ sich auf das gute Glück, und hoffte um so eher einen Reisegefährten zu finden, da ihm jeder Weg recht war, den dieser gehen würde.

Kaum hatte er eine halbe Tagreise auf offener Landstraße zurückgelegt, als sich ein junger, wohlgebildeter Mann von gleichem Alter zu ihm gesellte. Franz wurde durch die freundlichen Gespräche des Fremdlings in kurzer Zeit so eingenommen, daß er sich fest entschloß, die Wallfahrt in seiner Gesellschaft zu machen und allzeit

mit ihm unter Einem Dache zu schlafen. Der Fremdling war es zufrieden, und Franz gerieth in Entzücken, als er vernahm, daß auch dieser in eben der Absicht, um deren willen er sich auf den Weg gemacht hatte, das Land durchreise.

Etliche Tage waren verflossen, ehe Franz etwas Wichtiges beobachtete; wenigstens lernte er die Wege der göttlichen Vorsehung um keine Spur näher kennen, als auf der Landstraße unweit seiner Klause. Für seinen Reisegefährten aber wurde er von Tag zu Tag mehr eingenommen. Alles, was dieser redete und that, das zeugte von den richtigsten Einsichten und von dem liebevollsten Herzen.

Wie erstaunte daher der junge Einsiedler, als er eines Morgens eine Entdeckung machte, die ihn zwang, an der Rechtschaffenheit seines Gefährten zu zweifeln!

Sie hatten nämlich im Hause eines reichen Landpfarrers übernachtet, der sie beide, besonders um des Einsiedlers willen, sehr liebreich aufnahm, weil er ein Freund der Mönche war. Herrlich gespeist und getränkt, wurden sie in ein treffliches Bett gebracht und am Morgen mit einem Frühstücke bewirthet, wie an der Tafel eines Prälaten. Der gastfreie Pfarrer hatte eben einen vergoldeten Becher zum Geschenke erhalten und ihn des Abends den Fremdlingen gezeigt. — Man denke nun, wie der Eremit erstaunen mußte, als er, nach seinem dankbaren Abschiede von dem ehrlichen Pfarrer, diesen Becher in der Hand seines Reisegefährten erblickte, der ihn mit der größten Dreistigkeit aus seiner Tasche zog, und auf dem Wege genauer betrachtete! Franz wußte nicht, ob er es wagen sollte, einen so gefährlichen Menschen, der fähig war, seinen Wohlthäter zu berauben, zur Rede zu stellen. Er gab also bloß seine Verwunderung darüber zu erkennen; sein Gefährte aber behandelte es wie eine alltägliche Sache, ohne sich nur im Geringsten zu entschuldigen.

Der junge Einsiedler verfiel darüber in allerlei qualvolle Betrachtungen. Seinem Gewissen nach sollte er den Diebstahl anzeigen, und doch war ihm der Gedanke zu schrecklich, seinen Reisegefährten dem Gerichte zu überliefern. Er nahm sich daher vor, dießmal ihn nicht zu verrathen, unter der Hand aber einen Versuch zu machen, ihn von der Schändlichkeit seines Benehmens zu überzeugen, und zur Zurückgabe seines Bechers zu bewegen.

Unterdeß setzten sie ihren Wanderstab fort, bis sie bei ein-

brechender Nacht vor dem Hofe eines königlichen Pächters stille standen, und gezwungen waren, wegen der Finsterniß, in einer ihnen ganz unbekannten Gegend, sich hier ein Nachtlager zu erbitten. Lange wollte der unfreundliche Wirth ihnen den Hof nicht öffnen. Er rief allerlei Schmähungen über umherziehendes Gesindel aus dem Fenster und hieß die Wanderer im nächsten Dorfe Quartier suchen. Franz wurde verdrießlich und wollte weiter gehen. Sein Gefährte aber drang mit so vielen Bitten und Vorstellungen in den hartherzigen Pächter, bis er endlich ihnen erlaubte, in einer Wagenschippe auf einem Bunde Stroh zu übernachten. Dem Einsiedler war die Nacht unerträglich lange. Wenn gleich eines harten Lagers seit lange gewohnt, so konnte er doch vor lauter Betrachtungen, zu denen ihn die Unmenschlichkeit des Pächters veranlaßte, etliche Stunden nicht einschlafen. Er bezeigte ganz leise seinem Schlaf-Kumpan sein Erstaunen und Mißfallen; dieser aber zog den Schlaf allen Gesprächen vor, und schien auch nicht im Mindesten entrüstet. Franz begriff nicht, wie ein Mann, der erst vor so wenigen Stunden gegen einen Wohlthäter so undankbar war, sich gegen einen Geizhals und Gefühllosen, der sie hungrig und durstig in einer offenen Schippe liegen ließ, so gleichgültig seyn konnte. Noch mehr erstaunte er, als am kommenden Morgen sein Reisegefährte nicht eher den Hof verlassen wollte, als bis er dem Herbergsvater mündlich würde gedankt haben. Der Pächter erlaubte ihnen endlich den Zutritt, und der allzudankbare Gast setzte ganz heimlich den vergoldeten Becher beim Abschiede auf einen Seitentisch, und ging mit der größten Freundlichkeit, aber ohne Frühstück zu erhalten, seines Weges.

Franz, der es bemerkt hatte, was sein Gefährte beim Weggehen that, war über die Handlungsweise desselben ganz verwirrt. Er sah nun, daß es nicht Habsucht war, die seinen Freund zum Wegnehmen des Bechers veranlaßt hatte; „warum aber," dachte er bei sich selbst, „beraubt er einen so gastfreundlichen Wirth, um den gottlosen und hartherzigen Pächter mit dem Raube zu beschenken?"

Er bezeigte sein Erstaunen darüber. Sein Reisegefährte aber schien so leichtsinnig, daß er auch nicht einmal eine Ursache anzugeben für nöthig fand. Franz glaubte am Ende, daß er die geheime Absicht müsse gehabt haben, durch das zurückgelassene Geschenk den

Geizhals zu beschämen und zu bessern, denn in dieser einzigen Rücksicht konnte er die Handlung noch vernünftig finden.

Gegen Abend gelangten sie vor ein reizend gelegenes Bergschloß. Der Einsiedler und sein sonderbarer Gefährte stiegen hinauf, um die schöne Gegend von der Anhöhe zu überschauen und der kühlenden Bergluft zu genießen; dann aber in einem am Fuße des Berges gelegenen Wirthshause zu übernachten. Der Eigenthümer des Schlosses ging eben in den schönen Anlagen, die er rings um den Rittersitz gemacht hatte, spazieren. Er ließ sich mit den beiden Reisenden in ein Gespräch ein, führte sie allenthalben herum, behielt sie am Ende beim Abendtische und wies ihnen, nach einem fröhlichen Abend, den sie im Kreise der liebenswürdigen Familie genossen hatten, ein Quartier an, das recht zur Erholung von einem so harten Lager, wie sie es in der vorigen Nacht gehabt hatten, gemacht war. Aber nach ein paar Stunden wurden sie von wehklagenden Tönen zunächst an ihrem Schlafzimmer erweckt. Der Gutsbesitzer hatte einen Sohn von etwa drei Jahren. Das Kind war plötzlich in der Nacht erkrankt, und in heftige Fieber verfallen. Der Jammer war um so größer, da es nicht nur ein sehr liebenswürdiges, sondern auch das einzige Kind seiner Eltern war, das ihnen der Tod von sechsen übrig gelassen hatte. Der Klausner wußte, daß die Kinderstube hart an sein Schlafgemach stieß, und vermuthete daher, daß dem guten Kinde irgend ein Zufall müsse begegnet seyn. Die Theilnahme ließ ihn nicht rasten. Er stand auf und ging in das Zimmer, wo er den kleinen Liebling in schrecklichen Zuckungen fand. Sein Reisegefährte lag indeß sorglos im Bette. Franz lief, mit hellen Thränen im Auge, zu ihm zurück, um ihn von dem kläglichen Zustande des Kindes zu benachrichtigen. Dieser aber vernahm Alles ohne die geringste Rührung, wendete sich auf die andere Seite und schlief fort. Verdrüßlich über die Gleichgültigkeit des Mannes, ging Franz wieder in das Krankenzimmer, und erwartete da den anbrechenden Morgen. Jetzt kam auch sein Reisegefährte aus den Federn, und beide nahmen von dem gastfreundlichen Ritter dankbaren Abschied. Franz küßte noch einmal mit Thränen das sterbende Kind, und so schieden sie aus der Wohnung des Jammers.

Sie waren wohl eine Stunde weit gegangen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich unterbrach Franzens Begleiter das Stillschweigen. „Wahrscheinlich," sagte er, „hat nun das Kind überwunden.

Alle Arzneien, die man gebraucht hat, waren aber auch so verkehrt! Mit einem ganz geringen Hausmittel hätte ich ihm helfen können.“ — „Und das hast du nicht gethan, du Undankbarer?“ fuhr der Klausner in größter Hastigkeit auf. Der Begleiter lächelte. Diese *Unempfindlichkeit* brachte den Einsiedler ganz außer Fassung. Er drang mit ungestümen Bitten in seinen unbarmherzigen Freund, doch jetzt noch umzukehren, und einen Versuch zu machen, im Falle das Kind noch leben sollte. Aber umsonst. Er bat, doch wenigstens ihm das Mittel zu entdecken, damit er allein zurückkehren und es anwenden könnte; aber auch dazu war der grausame Mann nicht zu bewegen, ohne jedoch nur das Geringste zu seiner Entschuldigung anzuführen. So gesprächig er sonst war, so sparsam ging er allezeit mit den Worten um, wenn Franz ihm Vorwürfe machte. Endlich tröstete sich dieser mit dem Gedanken, daß es ohne Zweifel mit dem angepriesenen Hausmittel so ganz richtig nicht seyn müsse; daß sein Begleiter eben deßwegen nichts im Schlosse des Gutsherrn gesagt habe, und auch dahin nicht zurück wolle, weil er nichts wisse, oder selbst kein Vertrauen auf sein Hausmittel setze. Indem er also seinen Gefährten für einen eitlen Großsprecher hielt, söhnte er sich einigermaßen wieder mit ihm aus.

Sie kamen des Abends, ohne etwas Auffallendes bemerkt oder erfahren zu haben, in eine Herberge, deren Wirth sie ebenfalls mit vieler Freundlichkeit, obgleich nicht so ganz unentgeldlich, wie der eben erwähnte Ritter, aufnahm. Aber sie wurden um den billigsten Preis trefflich bewirthet, und da ihr Weg durch einen Wald ging, in welchem man leicht irren konnte: so gab ihnen der menschenfreundliche Wirth beim Abschiede seinen Hausknecht mit, auf dessen Treue und Führung sie sich, wie der Hausherr versicherte, vollkommen verlassen durften. Kaum aber waren sie auf eine kleine Brücke gelangt, die über einen reißenden Waldstrom führte, als unser Klausner Augenzeuge einer schrecklichen That werden mußte. Sein Freund stürzte nämlich den dienstfertigen Führer mit vorsätzlicher Gewalt hinab, und ließ ihn ohne Mitleid ertrinken.

Franz gerieth in ein Entsetzen, über welchem er fast selbst dem Unglücklichen nachstürzte. Er brach in die bittersten Vorwürfe aus, und beschloß, seinem Begleiter nur noch bis zur nächsten Herberge zu folgen, und ihn da von den Gerichten arretiren zu lassen.

Dieser aber sah ihm mit heiterer Miene in’s Auge, legte die

Hand ihm auf die Schulter und sagte mit einer Stimme voll Ernstes und unbeschreiblicher Würde: „Freund, was ich that, ist dir so dunkel, als die Wege der Vorsehung Gottes sind, die du kennen zu lernen ausgereiset bist; aber höre den Aufschluß!

Der vergoldete Becher, den ich unserm gastfreundlichen Landpfarrer wegnahm, war das Geschenk eines habsüchtigen Verwandten, war vergiftet, um den redlichen Mann aus dem Wege zu räumen, ehe er seinen Vorsatz ausführen könnte, sein Vermögen größtentheils milden Stiftungen zu weihen.

Ich nahm den tödtlichen Becher und gab ihn dem königlichen Pächter, der durch Frohn und Wucher und durch Hartherzigkeit aller Art eine Pest der Gegend und eine Geißel für seine Untergebenen ist, und seinen Reichthum einer schrecklichen Schandthat, der heimlichen Ermordung seines ältern Bruders, verdankt.

Das hoffnungsvolle Kind, dem ich meine Hilfe versagte, würde nicht geworden seyn, was du dir von ihm versprachst. Der mildthätige und gerechte Vater war in der größten Gefahr, um dieses Kindes willen seine Tugend zu verlieren, ein Bedrücker der Unterthanen und ein Geizhals zu werden; das Kind aber würde durch die Macht der Verführung ein schädlicher Verschwender, ein unbrauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und das Herzeleid seiner Eltern geworden seyn. Es hat nun das Ziel seines Lebens erreicht, ohne nur die Gefahren und Versuchungen desselben gekannt zu haben.

Der ersäufte Knecht war endlich keineswegs der treue Diener, für den ihn sein Herr hielt, sondern ein Heuchler, der einer Räuber- und Mörderbande das Versprechen gethan hatte, noch in dieser Nacht ihnen das Haus zu öffnen, es ausplündern und die etwa erwachende Familie ermorden zu helfen.

Sage nun, Franz! war ich gerecht?“ . . . .

Der Klausner stutzte eine Minute lang über die Rechtfertigung. „Aber woher weißt du das Alles in einer ganz fremden Gegend, und wer lehrt dich in die Zukunft sehen?“ fragte er dann.

Sein Begleiter schwieg; aber in dem Augenblicke wurde sein Gesicht wie eine Flamme erleuchtet, ein heller Glanz verbreitete sich über sein ganzes Wesen und er verschwand als Luftgestalt vor des Klausners Augen.

Franz taumelte vor Schrecken zurück. Er wußte nicht, sollte

er Alles, was ihm widerfuhr, für Traum oder Wahrheit halten. Da ihm die Besinnungskraft wieder kam, warf er sich in tiefer Rührung auf die Kniee. „Ja, Gott!“ rief er aus, „du bist gerecht und weise in allen deinen Wegen; aber wir Sterbliche erkennen die Tiefe deiner Weisheit nicht und sehen nur in dunkler Mitternacht einige Spuren deines Pfades. Dank dir, du ewiges Wesen, für den Geleitsmann, den du mir gabst! Der Endzweck meiner Reise ist durch ihn vollkommen erreicht. Ich kehre, belehrt über deine Weltregierung, zurück, und ich verehre deine Weisheit und Güte auch in deinen verborgensten Wegen.“

Er eilte zurück in seine Klause; aber nicht, um in derselben zu leben und zu sterben, nein, sondern nur seine wenigen Habseligkeiten zusammenzupacken, und dann, zufrieden mit Gottes Regierung und voll Vertrauen auf ihn, in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren, welcher ihn sein Vater aus frommer Einfalt entrissen hatte.

Schlez.

15.

Der Tod des griechischen Helden Markos Bozzaris.

Markos Bozzaris, Anführer der Griechen in Missolunghi, hatte die Seinen nach Italien gesandt, fest entschlossen, für die große Sache der Befreiung Griechenlands von dem eisernen Joche der Türkenherrschaft sein Leben zu opfern. Am 6. November des Jahres 1822 waren sein Weib und seine Kinder abgesegelt, und schon am 7. war Missolunghi zu Lande und zu Wasser von dem Türkenheere umzingelt.

Siegreich stand er jetzt in vielen Vorpostengefechten und Überfällen den weit überlegenen Feinden gegenüber, und nachdem die aus dem Peloponnes zum Entsatze heranrückende Hilfe die Belagerer am 6. Januar 1823 zu einem entscheidenden Sturme bestimmte, der zu einer gänzlichen Niederlage des Pascha's Omer Vrione ausgeschlagen war, fiel der Suliotenheld bei den akarnanischen Seen am Achelous den Nachtrab der geschlagenen Belagerer wüthend an, und hieb Alles nieder, was sich nicht ergeben wollte. Ein großer Theil des Gepäckes wurde hier den Siegern zur Beute.

Bald nach diesem Gefecht ernannte der Griechenfürst Maurokordato den Markos Bozzaris zum Stratarchen des westlichen Griechenlands und der Congreß zu Astros bestätigte ihn in dieser Würde.

Die zerstreuten Horden Omer Brione's sammelten sich indessen allmählig wieder, und neue Werbungen um hohen Sold ersetzten den bei Missolunghi erlittenen Verlust. Bozzaris benachrichtigte den Congreß von diesen Rüstungen, und befestigte mit der höchsten Anstrengung und Sorgfalt Missolunghi und Anatoliko, eine Insel in dem Meerbusen nordwärts der Stadt, damit die wehrlose Bevölkerung von Ätolien eine sichere Zuflucht finden möchte, wenn das Türkenheer noch einmal diese Provinz überschwemmen sollte. Sehr bald bestätigte sich die Richtigkeit seiner Voraussicht und die Weisheit seiner Maaßregeln; denn Omer Brione und Jussuf Pascha drangen im Mai gegen Missolunghi vor, und indem Bozzaris die zwischen diesen beiden Heerführern herrschende Eifersucht listig benutzte, schlug er einen Theil der Truppen des Jussuf Pascha bei Olpe, am Berge Sparton Oros, und führte dadurch einen Aufstand der Albaneser im Heere der Türken herbei.

Mit jedem Tage stieg der Kriegsruhm und die Verehrung Bozzaris höher, und die Seinigen nannten ihn nicht anders, als den Adler von Suli. Alles, was die Waffen tragen konnte, drängte sich zu seiner Fahne, und wie durch seinen Muth und seine Begeisterung, so zog er auch durch sein Saitenspiel die Herzen zu sich hin, wenn er Lieder von Suli, dem Vaterlande der Tapferkeit, und von den Thaten der Väter unter Leonidas sang.

Noch ein drittes Türkenheer drang im Juli mit großer Macht von Norden her an den Ufern des Achelous herunter in Ätolien ein. Schon hatte es sich unter Mustai Pascha der Berge von Agrapha bemeistert, und rückte gegen Brachori vor, wo ein kleiner Haufen, unter dem Hauptmann Sturnaris, ihnen keinen langen Widerstand zu leisten im Stande gewesen wäre. Bozzaris aber eilte herbei, und nicht achtend der Übermacht des Feindes, beschloß er, ihn mit seinen Tapfern anzugreifen, und zu siegen, oder zu sterben. Daher schrieb er vor seinem Aufbruche einen Abschiedsbrief an seine Familie, und einen andern an den Erzbischof Ignazios, welcher sich damals in Pisa aufhielt. Er schilderte diesem die gefährliche Lage Griechenlands, und endigte mit den Worten: „Die göttliche Vorsehung gebe Kraft, dem Feinde zu widerstehen, und würdige uns ihrer gnädigen Hilfe!"

Bei Karpenitzi traf die Heldenschaar Bozzaris mit dem türkischen Heere zusammen. Mit 450 Sulioten kam er selbst am 19. August

in den Engpässen des Berges Kalidromos an. Ihm folgten 300 Jünglinge, die er im ätolischen Gebirge geworben hatte. Diese, vereinigt mit den wenigen Truppen, welche die Hauptleute Makrys und Zongos den Türken entgegengeführt hatten, erhielten nun den Auftrag, den Bewegungen des Feindes zu folgen, und ihn unaufhörlich zu beunruhigen; mit dem Anbruche der Nacht aber jeden Angriff einzustellen, bis ein verabredetes Zeichen sie zu einem gemeinschaftlichen Überfall aufrufen werde. Alle gehorchten, und wie Adler, bereit, auf ihre Beute herabzustürzen, standen 2500 Griechen in der folgenden Nacht auf ihren Posten, des Zeichens ungeduldig harrend, um auf ein Heer von 20,000 Türken loszuschießen. Der Seraskier war mit 8000 Mann als Vortrab dem Hauptheere vorangerückt, und Bozzaris beschloß, diese Abtheilung zuerst anzugreifen.

Nach der Sitte der Väter bereitete sich der Held durch ein festliches Mahl mit seinen Waffengefährten zu dem Kampfe vor, und goß dabei der gekrönten Jungfrau, der Beschützerin von Suli, heilige Trankopfer aus. Hierauf badeten sich die Krieger in dem Flusse Kambysos, welcher hier von dem Berge in den Achelous strömt, und mit Kränzen und Sträußen geschmückt, in ihrem besten Waffengeschmeide, erschienen sie vor dem geliebten Anführer, seine Befehle zu vernehmen.

Bozzaris, angethan mit der blauen Feldherrnchlamys, redete sie mit folgenden Worten an: „Meine lieben Brüder und Waffengefährten! Wer an Jesum Christum glaubt, dessen heilige Fahne vor uns weht, der bereite sich vor, zu siegen oder zu sterben. Wenn wir unsere Macht mit der unserer Feinde, der Barbaren, vergleichen, so erscheinen wir freilich als die Schwächeren an Zahl; aber ihr möget aus den Maaßregeln, welche ich ergriffen habe, schließen, daß, wenn es auch unmöglich ist, ihnen im Ganzen die Spitze zu bieten, wir doch im Stande seyn werden, sie theilweise anzugreifen und zu schlagen. So war mein Plan. Jetzt sind wir umringt, und es bleibt uns nichts übrig, als einen entscheidenden Schlag auszuführen. Gott hat uns hieher geführt, das Vaterland und die Nachwelt erwarten von uns ein großes Beispiel. Diese Nacht, meine Brüder! im Schutze der Dunkelheit, habe ich beschlossen, in das Lager der Feinde einzubrechen, ohne einen Schuß zu thun. Der Säbel und der Dolch sollen unsere einzigen Waffen seyn, um Tod und Schrecken zu verbreiten. Das Wagestück ist kühn, ich fühle es mit Stolz. Jeder von euch

erwäge die Gefahr, und entscheide frei, denn ich will zu diesem schönen Kampfe nur Männer, die seiner würdig sind."

So sprach Markos Bozzaris, und 240 Helden traten hervor, und riefen mit Einer Stimme: „Wir gehen mit dir! Gott steht uns bei!" Er segnete und umarmte die Tapfern, und wandte dann seine Blicke auf die Sulioten, welche geschwiegen hatten, und jetzt erst hervortraten. „Nein, meine Brüder!" sprach er zu ihnen, „Gott hat Jedem von uns seinen Platz angewiesen, er rechnet auf euch, daß ihr ein unbezwinglicher Rückhalt für uns seyn sollt. Ich übergebe euch die Wache bei der Fahne des Kreuzes, und mein Bruder Konstantin wird euch führen."

Jetzt nahm er das Diplom, durch welches die griechische Regierung ihn zum Stratarchen ernannt hatte, küßte es ehrfurchtsvoll, und zerriß es. „Wir wollen uns Diplome mit unserm Blute schreiben!" rief er aus. „Freunde, unser gemeinsames Vaterland ist im Schooße des Sieges, oder dort oben, in der Wohnung des Ewigen, dessen Sache wir vertheidigen."

Der türkische Vortrab hatte sich des Fleckens Karpenitzi bemächtigt und unter demselben sein Lager aufgeschlagen. Das Terrain war eine Ebene, welche rings von Weinbergen und Gräben umschlossen wurde. Bozzaris stand einige Stunden von diesem Lager entfernt, und setzte sich nach Sonnenuntergang in Bewegung. Er hatte den übrigen Anführern, den Hauptleuten, ihre Stellung angewiesen, welche sie unverrückt behaupten sollten, bis die Trompete das Zeichen geben würde. Sternari (Flintenstein) hieß das Losungswort. Bozzaris mit seinen Auserwählten stand allein, und gegen 10 Uhr rief er aus: „Gott sieht und führt uns!" Leise murmelten seine Tapferen es nach, und rückten im tiefsten Schweigen gegen den Feind. Es war Mitternacht, als Bozzaris sich über die schlafenden Vorposten der Feinde stürzte, und in einer Secunde deckten mehr als 500 Leichen der Barbaren das Feld. Jetzt wurde es laut im Türkenlager, und halb schlaftrunken griffen die Bestürzten zu den Waffen. In der ersten Verwirrung glaubten die Osmanen, daß die Albaneser in ihrem eigenen Heere sie verrathen hätten, und es entspann sich ein Kampf in ihrem Lager, noch ehe die Griechen es betreten hatten. Als Bozzaris das Feuern der Türken vernahm, rief er seinen Gefährten zu: „Ihr hört es, meine Brüder! Gott liefert die Ungläubigen in unsere Hände! Auf! folgt mir!" Und zugleich

dringt er vorwärts, und ruft mit lauter Stimme: „Wo sind die Pascha's?" So gelangt er in das Zelt des grausamen Hago Bessiaris, des Unterfeldherrn des Seraskiers. „Henker der Sulioten!" schreit er ihn an, „du sollst mir nicht entwischen!" Und mit diesen Worten ergreift er ihn beim Barte, und durchbohrt ihn mit seinem Dolche. Neben diesem Zelte lagerte der Pascha Sepher, und schlief ruhig, während das Blut seines Nachbars floß. Bozzaris reißt ihn aus seinem Schlafe, und übergibt ihn seinen Soldaten als Gefangenen, mit dem Befehle, ihn beim ersten Worte, das er laut werden ließe, zu tödten. „Wo sind die Pascha's?" so rief Bozzaris noch immer durch das Lager, und schon war er bis zu dem Zelte des Mustai Pascha vorgedrungen, und hatte dessen Waffenträger mit eigner Hand niedergehauen; schon lagen sieben Bey's vor der Schwelle des Feldherrn hingestreckt, als eine Kugel den Suliotenhelden am Gürtel traf. Ein Neger, mit dessen Blute er sein Schwert nicht hatte besudeln wollen, war es, der auf ihn schoß. Bozzaris ging zur Seite, um seine Wunde zu verbinden, welche zwar nur leicht war, aber doch seinen Gefährten verborgen bleiben sollte. Unterdessen hörte er, wie die feindlichen Anführer den Ihrigen Muth einsprachen, und ihnen versicherten, der ganze Lärm beruhe auf einem Irrthum, und noch habe kein Grieche das Lager betreten. Da sprang Bozzaris augenblicklich hervor, und rief mit lauter Stimme: „Stoßt in die Trompeten! Nein, Ungläubige! es ist kein Irrthum, Markos Bozzaris ist in euerm Lager, und Keiner von euch wird ihm lebend entrinnen!" Da schmetterten die Trompeten, und in Masse stürzten jetzt die Türken, die Gefahr erkennend, nach der Seite hin, woher das Kampfzeichen erscholl; da traf eine tödtliche Kugel das Haupt des Helden, und er sank ohne Besinnung zu Boden.

Der Tag fing an zu dämmern, da suchten die Griechen in trostloser Trauer ihren geliebten Feldherrn, und Sepher Pascha, der ihn zuerst unter den Leichen erkannte, rief jubelnd aus: „Markos Bozzaris ist todt!" Doch augenblicklich büßte er diese Freude mit dem Tode, und nun erhob sich ein wüthender Kampf, wie zwischen Löwen und Tigern, bei dem Körper des Suliotenhelden. Die Sulioten deckten mit ihren Leibern den Rückzug des Touzas, welcher den Leib Bozzaris als ein Heiligthum aus dem Schlachtgetümmel trug. Siegesgeschrei ertönte jetzt von allen Seiten her, und gewaltig

drangen die von der Trompete gerufenen Schaaren aus ihren Hinterhalten auf die Barbaren ein, und vollendeten ihre Niederlage. Aber Bozzaris war gefallen, und die Lorbeeren überschatteten sich mit dunklen Cypressen auf den Häuptern seiner Sulioten. Die Sonne ging auf und beleuchtete die Trophäen der Griechen, die so theuer errungen waren. Das Lager der Türken war in den Händen der Sieger, und 1500 feindliche Leichen bedeckten den Boden, alles Gepäck ward den Griechen zur Beute, und die Geschlagenen flüchteten sich in ihrem Schrecken in die Berge von Agrapha; die Fahne des Kreuzes wehte über dem Zelte des Feldherrn der Ungläubigen.

Markos Bozzaris war als ein Todter vom Schlachtfelde hinweggetragen worden, und die Seinigen beweinten ihn als einen Todten; aber er sollte das Licht des Tages noch einmal wiedersehen, an welchem das Kreuz siegte über den Halbmond, und in himmlischer Verklärung leuchtete. Aus dem Getümmel gerettet, lag er auf einer Trage, um ihn seine Hauptleute und Offiziere: da flog sein Bruder Konstantin herbei, sank vor der Bahre nieder, und ergriff die Hand des gefallenen Helden. Jetzt schlug der Sterbende noch einmal die Augen auf, und indem Alle erstaunt auf ihn hinblickten, sprach er mit zitternder Stimme zu den Seinigen: „Meine Brüder! ich habe dem Vaterland meine Schuld bezahlt; euch empfehle ich mein Weib und meine Kinder. Seyd einig, treu dem Vaterlande, demüthig vor Gott. Laßt mich hier, geht dem Feinde entgegen, vollbringt das Werk, das ich begonnen habe.“ Mit diesen Worten schloß der Held seine Augen und Lippen, und Konstantin, sein Bruder, zog sein Schwert, und rief: „Warum weinen, ihr Brüder? Indem wir ihn rächen, wollen wir ihn ehren. Laßt uns ihm Hekatomben von Feinden opfern, oder, wie er, für das Vaterland sterben!“ Den muthigen Worten folgte die muthige That, und Konstantin, mit seinen Sulioten, opferte an diesem Tage 500 Türken den Manen seines Bruders.

Die Leiche des Helden wurde nach Missolunghi getragen. Der Eparch Konstantin Metaras mit allen Behörden der Regierung der Stadt und allen Truppen der Festung, ging dem Trauerzuge entgegen, und führte ihn, wie im Triumphe, in die Stadt ein. Voraus gingen türkische Gefangene in Ketten, dann die Schlachtrosse der erschlagenen Pascha's und Bey's, die Saumthiere, beladen mit

Waffen und Fahnen, Turbanen und Roßschweifen. Die ältesten Krieger trugen die Bahre auf ihren Schultern, auf welcher der Held unbedeckt in seiner Chlamys ruhte, neben ihm seine Waffen. Achttausend den Feinden abgenommene Ziegen und Schafe schloßen sich dem Zuge an, gleichsam um an den Hirtenstand des Sulioten-helden zu erinnern, und hinter diesen schleppten noch viele Lastthiere und Wagen die Siegesbeute nach.

Das Haus des Eparchen nahm die Leiche des Markos Bozzaris auf, und bewahrte sie bis zu ihrer feierlichen Beisetzung. Eine Ehrenwache, mit langen schwarzen Flortüchern um die Köpfe, umgab die Bahre, und in allen Kirchen wurden Seelenmessen für den großen Todten gesungen. Am Tage der Beisetzung wurden die Thüren des Leichenhauses aufgethan, und die Vorhalle, in welcher der offene Sarg des Helden stand, war mit Fahnen und Trophäen zu einem Tempel des Sieges umgestaltet. Ein Lorbeerkranz umgab die Stirn des Leonidas von Suli, und in seiner Hand ruhte das Schwert noch gefärbt mit dem Blute der Feinde. Alle Glocken läuteten, und der Donner der Kanonen erscholl wetteifernd von den Wällen Missolunghi's, und von den Mauern Anatoliko's. Alle Straßen, durch welche der Leichenzug ging, waren mit Lorbeeren und Blumen bedeckt, und die alten Träger der heiligen Last wurden mit Kränzen und Zweigen überschüttet, als führten sie einen Bräutigam zum Altare.

Der Erzbischof Porphyrios, begleitet von seiner ganzen Geistlichkeit, versah das Todtenamt. Unter Gesang und Weihrauchduft zogen die Priester vor der Leiche her, an ihrer Spitze der würdige Erzbischof. Die Kirche, festlich geschmückt, empfing die irdischen Überreste des Helden als heilige Reliquien, und ehe der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, küßte die ganze Versammlung in feierlicher Stille die Hand und die Stirn des geliebten Todten. Der Erzbischof aber goß das heilige Öl über sein Haupt aus, ertheilte ihm den letzten Segen, und sprach ihm folgende Worte nach in die Gruft:

„Ganz Griechenland erkennt in dem Markos Bozzaris seinen zweiten Leonidas. Es nimmt seine Familie als Kinder des Vaterlandes auf, zum geringen Lohn für die großen Dienste des unsterblichen Helden. Ruhe nun in dem Schooße des Herrn, ruhmwürdige Seele, und die Erde sey dir leicht, Adler von Suli! Leb' wohl, leb' wohl, Bozzaris!“ Wilmsen.

16.

Fahrt nach Pompeji und Herkulanum.

Es war der 2te Oktober, einer jener herrlichen Herbstmorgen d. J. 1833, wie sie der neapolitanische Himmel zu bieten pflegt, als wir auf der Chiaja uns nach einem Miethfuhrwerke zur Fahrt nach Pompeji und Herkulanum umsahen. Für anderthalb Scudi *) war der Handel abgeschlossen, und wir saßen in einer hochrothen, mit Gold und Schnitzwerk verzierten Kalesche, vor der sich ein muntres Pferdchen bäumte, das ungeduldig den Busch aus Hahnenfedern, den es auf der linken Seite seines Kopfes trug, abschütteln zu wollen schien. Der Calessaro war hinten auf das Schwungbrett gesprungen, und so ging es nun im raschen Trabe über das Lavapflaster fort, indem sich das Leitseil straff zwischen uns durchzog. So sehr es uns verlangte, das längst ersehnte Pompeji zu sehen, so war es uns doch nicht unlieb, daß die wogende Volksmenge zuweilen die Eile des Fuhrwerks hemmte. Rückwärts ward dann ein Gruß dem Posilippo und seinen von den Morgenlüftchen bewegten Palmen zugeworfen. Rechtshin beschäftigte uns das blaue, sich kräuselnde Meer mit den malerischen Gruppen der hochgeschürzten Fischer, die, vom Fange heimgekehrt, hier ihre Barken an's Land zogen, dort die Netze trockneten, und der feierlich mit geschwellten Segeln dahineilenden Meeresschiffe. Gerade vor uns hin erhob der Vesuv sein dunkles Haupt und blies zuweilen aus seinem Schlunde ein graugelbes Wölkchen in die heitern blauen Lüfte, während schwarz an seinen Abhängen die großen zackigen Lavaströme herabstarrten. Bald war das Gewühl des Hafens mit seinen überraschenden Scenen, seinen Puppen- und Taschenspielern, seinen Deklamatoren und Bänkelsängern, seinen Harlekins, die das Zwerchfell erschüttern, den Mönchen, die mit den lebhaftesten Geberden zu dem am Boden gelagerten Volke sprechen, die öffentlichen Schreiber, die für wenig Pfennige Briefe und andere Gattungen von Aufsätzen fertigen, und die lange Maddalena-Brücke im Rücken. Wir fuhren bereits am Fuße des Vesuv hin, den die volkreichen Städtchen Portici, Resina und die beiden Torre, unbekümmert seiner Tücke, begränzen. Man glaubt sich, obwohl man schon eine

*) Ein Scudo ist ohngefähr ein Kronenthaler unseres Geldes.

Stunde Weges zurückgelegt hat, fortwährend in einer Vorstadt Neapels zu befinden; denn die palastähnlichen Villen mit ihren großen Gärten verbinden jene Städtchen unter sich und zugleich mit Neapel zu einem schönen Ganzen. Ein munteres Treiben und Drängen offenbart überall das südliche Leben. Die Arbeitsleute haben ihre Werkstätten auf der Straße aufgeschlagen; von dem Geschrei der Verkäufer gellen dem Fremden die Ohren. Große Haufen von Pomeranzen und Citronen, Feigen, Trauben, Granatäpfeln, Melonen, auf ihr eigenes Laub malerisch gebettet, und schön gruppirt, die mannigfaltigsten Gestalten von Seegeschöpfen, schimmernde Fische, Sepien, Seespinnen, Austern und Meersterne werden allenthalben in großen Körben feilgeboten. In diesem Lande des Überflusses und des Liebreizes befremdet die außerordentliche Menge von Bettlern, die, wie ein Heer von Schnacken, den Fremden belästigen. Auffallend ist die Zahl der Blinden, die, von einem Knaben, oder auch von einem rüstigen Burschen geleitet, mit jämmerlichem Flehen eine Gabe erbitten. „Es ist doch schrecklich," äußerte ich gegen meinen Calessaro, „in diesem herrlichen Lande des Augenlichtes beraubt zu seyn; woher mag wohl die große Zahl dieser Unglücklichen kommen?" „Durch das Mitleid der Herrn Fremden," entgegnete mir der Gefragte; „denn die Wenigsten von diesen, die Sie hier um eine Gabe anflehten, sind wirklich blind; sie haben sich nur die Augen verklebt, und so zehren zwei Faullenzer auf ein Mal von dem Mitleid des Leichtgläubigen." Doch, zur Ehre der Menschheit, will ich glauben, daß weniger Betrug als Unglück hier obwaltet, und daß der starke Abglanz des Sonnenlichtes auf diesem Boden die Ursache der häufigen Blindheit ist. In Portici wollten uns einige Müssige in das Museum oder nach Herkulanum führen; wir lehnten es aber ab; denn es zog uns nach Pompeji. In Resina sahen wir uns auf dem Markte plötzlich von einer Menge Eselstreiber umringt, die uns ihre Dienste und ihre Thiere zu einer Vesuvreise mit großer Zudringlichkeit anboten. „Sechs Carlini *)," riefen sie, „kostet ein Esel und eben so viel ein Christ" (d. i. ein Wegweiser). Fürwahr eine hübsche Gleichsetzung zweier Geschöpfe Gottes! So wenig als wir in Portici Lust hatten, uns aufhalten zu lassen, eben so wenig hatten wir es hier; und rasch ging es an

*) Ein Carlino ist ungefähr 12 kr. unseres Geldes.

das erwünschte Ziel. Von Resino rollten wir den beiden Torre zu. Torre del Greco zeigt noch die Spuren jenes Ausbruches des Vesuv, der es im Jahre 1794 zerstörte. Jetzt noch starrt uns der schwarze, scharfzackige Lavastrom an, ein trauriges Bild der Verwüstung! Seine Fluthen wälzten sich über die Landstraße hin und ergoßen sich in's Meer, wo sie erkalteten und einen Wall bilden. Leichter athmet die Brust, wenn man die freundlichen Fluren von Torre dell' Anunziata begrüßt, und das Auge sich hier an dem Gehänge der Rebe, die von Ulme zu Ulme sich spinnt, erfreut, oder dort sich auf eine Baumwollenpflanzung mit Wohlgefallen heftet, ein neuer Anblick für einen nordischen Wanderer. Mit einem Male lenkt die Straße landeinwärts, und sieh da! vor uns liegen zahlreiche Aschenhügel — das Leichentuch, welches das auferstandene Pompeji von sich warf. Mit klopfendem Herzen, als ging es zum Todbette oder zur Leiche eines theuren Freundes, betritt man Pompeji. Das erste Gebäude, das sich uns in der Gräberstraße zur Rechten entgegenstellt, ist das sogenannte Landhaus des Arrius Diomedes. Daß es diesem Manne angehörte, schließt man aus den fast gegenüberliegenden Grabstätten seiner Freigelassenen. Diese Villa, die in Trümmern liegt, bildet, wie die meisten Häuser Pompeji's, ein längliches Viereck, in dessen Innern Säulengänge herumlaufen, ähnlich denen unserer Klöster. Die Gemächer des Erdgeschosses, welche sich alle in diesen Porticus öffnen, und unter sich keine Verbindung haben, sind sehr schmal und meistens ohne Fenster, so daß das Tageslicht durch die Thüre hineinfiel. Die Wände enthalten auf gelbem, rothem oder blauem Grunde herrliche Landschaften, Figuren oder Arabesken. Wie groß muß die Pracht in Rom gewesen seyn, wenn man in Pompeji, das doch nur eine Provinzialstadt war, schon so viel Kunst findet! Die Fußböden sind durchaus von Mosaik aus schwarzen oder buntfärbigen Steinwürfelchen gebildet, und mit den schönsten Zeichnungen versehen; in der Mitte des Hofes befindet sich eine Cisterne, in dem Garten ein Springbrunnen. Die Bäder sind auf's Bequemste eingerichtet und bezeigen den Werth, den man im Alterthum auf sie legte. Zwei Treppen führen zum Obergemache, von dem sich nur ein Theil des rechten Flügels, jedoch dachlos, erhalten hat. In dem tonnenartig gewölbten Keller, der unter dem Säulengange hinläuft, fanden sich 17 menschliche Gerippe, traurige Überreste Solcher,

die hier dem Tode zu entfliehen hofften, dem sie sich in die Arme warfen. Unter den Gerippen erkannte man das einer Frau an den Armbändern, Ohrenringen und Kleidungsstücken aus Goldstoff. An den Wänden des Kellers fand man 21 große Weinkrüge (Amphoren) an die Wand so angelehnt, wie sie der Sklave verließ, als er zum letzten Male den Wein aus ihnen schöpfte. Wären die Öffnungen derselben mit Kork geschlossen gewesen, so übrigte uns noch anderthalb tausendjähriger Wein, so aber war, weil die Alten statt des Korkes nur Öl obenauf zu gießen pflegten, Asche eingedrungen, und diese hat sich mit dem Weine in eine Steinmasse verwandelt. Vor dem hintern Eingangsthore entdeckte man zwei Menschengerippe in der Stellung von Fliehenden. Das erste hielt einen Schlüssel in der Rechten, und eine Geldbörse krampfhaft in die Linke gepreßt. Das zweite, das hinter dem ersten lag, hatte mehrere silberne und bronzene Vasen in den Händen. Wahrscheinlich war es der Hausherr Diomedes und sein Sklave, die erst dann an die Flucht dachten, als es bereits zu spät war.

Dem Landhaus des Diomedes gegenüber liegt ein anderes; man nennt es das des Cicero, bloß auf die Vermuthung hin, daß hier die Villa dieses Mannes gelegen haben könnte. Es hat in seiner Bauart nichts Ausgezeichnetes und wir wenden uns nun, die herrlichen Grabdenkmäler zu besehen, von denen die Straße ihren Namen Gräberstraße erhielt. Wenige Schritte vom Hause des Diomedes sieht man ein Triclinium oder drei steinerne Sitze um einen Tisch herum, wo man auf Kissen lag und zu Ehren der Verstorbenen schmauste. Die Wände, von denen es eingeschlossen ist, sind bemalt und in Felder eingetheilt. An dieses Triclinium reiht sich das Grabmal der Nävoleja Tyche, welches sie sich und dem Munatius Faustus noch bei Lebzeiten setzen ließ. Es erhebt sich auf einem Sockel und hat die Form eines vierseitigen Altars, dessen obere Fläche zwei Gewinde (Volute) der jonischen Säule schmücken. Die Seiten sind mit halberhabenen Arbeiten geziert, nämlich der Darstellung eines Opfers, eines Bisselliums oder einer zweisitzigen Ehrenbank, die dem Faustus zuerkannt wurde, und eines Schiffes, auf dem Genien beschäftigt sind, die Segel einzuziehen. Die Verzierung des Schiffs-Vordertheiles ist ein Minervenkopf. Läßt sich wohl ein schöneres Bild für den Tod denken, als das Lebensschiff, das nun, geleitet von der Weisheit, wohin jener

Kopf der Weisheitsgöttin deutet, in den Hafen der Ruhe eingelaufen ist? Im Innern dieses Grabmals findet sich ein sogenanntes Columbarium, wo sich Nischen wie in einem Taubenschlage befinden, in denen die Todtenurnen aufgestellt sind. Drei derselben, mit verbrannten Gebeinen angefüllt, waren von Glas und mit Blei umgossen. In ihnen lagen auch Münzen für den Fährmann der Unterwelt. An dieses Grab stößt das des Calventius Quietus. Es gleicht dem vorigen an Bauart, und ist unter allen das schönste und wohlerhaltenste. Auch hier sieht man ein Bisellium, noch schöner als das vorige gearbeitet. Das folgende Grabmal zeichnet sich vor allen andern durch seine thurmähnliche, völlig runde Gestalt aus. Das Denkmal, das Skaurus seinem Sohne Arricius errichtete, ist in Hinsicht der Vorstellungen von Gladiatorenkämpfen merkwürdig. Man sieht hier Fechter, deren Helme keine Löcher für die Augen haben, so daß der Kampf gleichsam blindlings vor sich ging, und nur die rufende Stimme die Richtung bezeichnen mußte, wo der Gegner seine Stellung hatte. Auf der obern Fläche des Grabmals stand, wie die Inschrift sagt, des Arrius Statue zu Pferd. Die Grabmäler der entgegengesetzten linken Seite sind weniger bedeutend und mehr zerstört. Es sind die des Diomedes, des Cnejus Labeo und ein bedecktes Hemicyklium, das einer durchschnittenen Kuppel gleicht. Wir sind am Stadtthore von Pompeji angelangt. Zwei steinerne halbzirkelförmige Sitze für 8—12 Personen (Exedrä, Scholä) laden uns, hart am Thore, zur kurzen Rast ein. Wir lassen uns auf dem nieder, dessen Lehne die Inschrift enthält, daß die Decurionen der Priesterin Mammia einen Ort zur Begräbniß gegeben hätten, woraus man nun schließt, daß das nebenstehende, mit keiner Inschrift versehene Grabmal dieser Priesterin angehört habe. Wie hat der Lauf der Zeiten hier doch Alles geändert! Auf dieser Bank saßen einmal die lebensfrohen Pompejaner und sahen dem muntern Treiben zu, das sich vor ihren Augen regte. Nun herrscht ringsum unheimliche Todtenstille, nur von den wiederhallenden Tritten einzelner Daherschreitender unterbrochen. Hier fand man 4 Menschengeripppe, die, wie die Ohrenringe, Armbänder und Ringe zeigten, einer Mutter mit ihren zwei Töchtern und einem kleinen Kinde, das man auf dem Arme trug, angehörten. Die Unglücklichen, sie glaubten dem Tode zu entfliehen, und fanden ihn, vielleicht in der Nähe ihrer Gräber! Man glaubt

ihre Geister an sich vorüberschweben zu sehen und ihren gespensterhaften Gruß zu vernehmen. Unwillkührlich versetzt sich die Phantasie, einen Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten überspringend, in jene Schreckenszeit, da ein fürchterlicher Ausbruch des Vesuv die Gegend drei Tage lang in rabenschwarze Nacht hüllte, Thiere und Menschen erstickte, das Meer in Aufruhr brachte und das von einem Erdbeben erschütterte Pompeji mit einem glühenden Aschenregen zudeckte. Innerhalb des Stadtthores, durch das man vermittelst dreier Eingänge in die Consularstraße tritt, ziehen sich die durch rothe Namensaufschriften unterschiedenen Häuser zu beiden Seiten hin. Eben so sieht man an den Straßenecken und Thoren mit rother Farbe Magistratsverordnungen, Ankündigungen von Volksfesten, als Hetzen, Schau- und Fechterspielen und Privatnachrichten angeschrieben. So lautet z. B. eine Inschrift: Die Gladiatorenfamilie N. Popidius wird den 29. Oktober ein Gefecht wilder Thiere geben, und den 20. April werden die Segelbäume aufgerichtet und die Segeltücher (über das Theater) ausgespannt. Der Aufseher O wünscht dem Volke Glück dazu. — An dem großen Hause der Julia Felix sieht man die Miethanzeige aller ihrer Güter, unter denen sich 900 Kaufgewölbe, auf fünf Jahre zu verpachten, befinden. Oft zeigt sich unter der herabgefallenen Mörtelschicht eine andere Inschrift.

Die meisten Gebäude liegen, in Folge des sechszehn Jahre vor der Zerstörung Pompeji's stattgehabten Erdbebens, in Trümmer, und man kann aus den unvollendeten Arbeiten, bei denen die fliehenden Arbeitsleute ihre Werkzeuge liegen ließen, ersehen, daß sie noch eben damit beschäftigt waren, den Schaden auszubessern, als sie jenes schreckliche Ereigniß überraschte. Die Häuser führen jetzt theils von den Namensaufschriften, theils von den in ihnen gefundenen Gemälden oder Geräthschaften, theils von den Personen, denen zu Ehren sie ausgegraben wurden, die Namen. Schüchtern betreten wir die Wohnungen, wo uns vor mancher Schwelle, in weiß und schwarzen Steinchen ausgelegt, ein freundliches Salve willkommen heißt, und lassen uns von dem Kettenhunde nicht abschrecken, den ein scherzliebender Hausherr, mit der Inschrift: „Nimm dich vor dem Hunde in Acht,“ in Mosaik darstellte. Jeden Augenblick gewärtigt man, einem Bewohner Pompeji's zu begegnen, der nur das Haus verlassen zu haben scheint, um mit seinem Nachbar zu plaudern,

ein kleines Geschäft abzumachen, und wir benützen diese Ab-
heit, um uns in den freundlichen Wohnungen umzusehen.
man die Geräthschaften an Ort und Stelle gelassen, und sie
in die Museen gebracht, so wäre der Eindruck noch stärker,
er muß sich, nach der Angabe des Cicerone, die Phantasie das
nde ergänzen. Im Wesentlichen ist die Bauart bei allen Häusern
be. Jedes derselben hat einen viereckigen Hof oder einen
en, in dessen Mitte sich eine Cisterne oder ein Springbrunnen,
die Luft abzukühlen, befindet. Hof und Garten sind mit einer
enhalle umgeben, in der sich die Thüren aller Zimmer des Erd-
osses öffnen. Diese sind außerordentlich klein, so daß man nicht
ht, wie in manchen derselben, wenn noch ein Hausgeräth darin
, einiger Raum für die Bewohner blieb. Man überzeugt sich,
die kleinen, finstern Zimmer nicht der gewöhnliche Aufenthalt
Pompejaner waren, und daß sie, wie jetzt noch die meisten
e dieser Gegend, ihre Zeit mehr im Freien, entweder auf den
en Dächern, oder in den Säulengängen, oder im Garten zu-
hten. Die Zimmer enthalten auf rothem, gelbem, seltner schwarzem
blauem Grunde, sehr geschmackvolle Wandgemälde, von denen
ch die bessern abgesägt und in die Sammlungen nach Neapel oder
tici gebracht sind. Bemerkenswerth ist die Reinlichkeit an den
nden, die aussehen, als wären sie eben fertig geworden. Die
ben glänzen in frischester Pracht. Man scheint, den Kindern
nge jede Beschmutzung durch Anschreiben untersagt zu haben.
: Fußböden bestehen durchaus aus Mosaik. Die Stein-
felchen enthalten entweder in Schwarz und Weiß Verzierungen,
r es sind Gemälde mit vollem Farbenschmelz darin angebracht;
er den letztern zeichnen sich besonders eine Theaterprobe und die
hlacht des Alexander gegen den Darius bei Issus aus.

Selten sieht man Fenster; gegen die Straße hin fehlen sie
ner. Die Häuser sind großentheils nur einstöckig, vielleicht der
dbeben wegen, die in Campanien so häufig sind. Die Dächer,
: mit Hohlziegeln gedeckt waren, hat der Aschenregen mit seiner
st, nachdem das Gebälke durch die Hitze verkohlt war, eingedrückt.
ie Form derselben läßt sich jedoch im Aschenteige noch leicht er-
nnen. Nirgends, als bei den Backöfen, sieht man Kamine. Der
auch zog durch die Thüre hinaus. Da man jedoch wenig Spuren
on demselben sieht, so ist es wahrscheinlich, daß man nur Kohlen

brannte. Fast jedes Haus hat gegen die Straße hin Buden mit gemauerten Ladentischen, in welche man noch öfters Töpfe eingelassen sieht, die man nicht herausnehmen, und deßwegen auch nicht gehörig reinigen konnte. In diesen Töpfen fand man eingemachte Bohnen und Oliven. Auf der Platte der Ladentische bemerkt man noch die Ringelchen, welche die darauf gestellten Tassen, in denen man eine Art von warmer Limonade ausgeschenkt zu haben schien, eingeätzt haben. In einem Hause, rechts vom Thore, fand man viel Eisen von Rädern und Wagenbeschläge, weßwegen man vermuthet, daß hier Wagen vermiethet wurden. Diesem Hause gegenüber grub man in einem Putzzimmer Haarnadeln von Elfenbein, goldene Spangen, Zahnstocher, Salben- und Schminkbüchschen und anderes Putzgeräthe aus. In dem Hofraum lag das Gerippe eines Menschen und daneben das seines treuen Hündchens, das sich auch im Tode von seinem Herrn nicht trennte. Anderswo fand man in einem Vorhofe hinter Töpfen das Skelett einer Henne, die, während sie ihr Ei legte, das man noch ganz vorfand, zu Grunde ging. Ein benachbartes Haus nennt man das chirurgische Cabinet, weil man mehr als 40 zur Wundarznei gehörige Instrumente darin fand. Daneben ist das Mauthgebäude (Ponderarium). Hier lagen viele Marmor- und Bleigewichte und trefflich gearbeitete, an Form den unsrigen ähnliche Schnellwaagen. Hierauf folgt die Seifenfabrik, so genannt, weil hier Kalk und Asche aufgehäuft lagen, und dabei 5 Kessel eingemauert waren, die zum Seifensieden mochten gedient haben. Die Häuserreihe dieser Seite schließen mehrere Thermopolien, Buden, wo man warme Getränke verkaufte, von denen die Pompejaner große Liebhaber gewesen zu seyn scheinen. Bei dem öffentlichen Brunnen steht ein Backhaus, dessen Backofen nach Art der heutigen gebaut, und so gut erhalten ist, daß man noch heute darin backen könnte. Man fand in ihm mehrere Brode, die durch ihren Stempel bezeichnen, daß sie aus Roggen- und Linsenmehl gefertigt sind. Vor diesem Backofen stehen vier steinerne, ehemals von Sklaven gedrehte Handmühlen, der Form nach fast wie eine Sanduhr gestaltet. In dem prächtigen Sallustischen Hause fand man in einem Wandschranke unter andern Geräthen auch ein Tintenfaß und einen metallenen Schweinskopf; in einem Kämmerchen sieht man die Behältnisse zum Mästen der Haselmäuse, an deren Fleisch die Alten so großen

Gefallen fanden. Vor diesem Hause lagen vier Gerippe, drei von erwachsenen Personen und das vierte von einem Kinde. Bei ihnen fand man fünf goldene Armbänder, Ohren- und Fingerringe, Silbermünzen, einen metallnen Leuchter, eine Opferschaale und einen Badestriegel, die sie bei ihrer eiligen Flucht zusammengerafft hatten. In dem Hause eines Schmiedes fand man Schlösser, Schmiedwerkzeug, Räder und Achsen. Gegenüber diesem ist die Musik-Akademie, deren Wandgemälde musikalische Instrumente vorstellen. Weiterhin sieht man eine Apotheke, die zum Schilde eine rothgemalte Schlange, das Sinnbild der Gesundheit, hat. Man fand hier mehrere Vasen mit ausgetrockneten Arzneien, worunter viele Pillen waren. Ein anderes Haus nennt man die Fechterschule, wegen eines schlechtgemalten Bildes an dessen Außenseite, das einen Fechter vorstellt, der seinen Gegner überwunden hat, und dem ein Mann, zum Siegeslohne, einen hölzernen Stab reicht. Die darunterstehende Inschrift kann als Muster einer schlechten Latinität gelten. Sie lautet: Abeat Venere Pombejana iradam, qui hoc laesaerit, d. i.: Wer dieses (Wandgemälde) verletzt, der wird den Zorn der Pompejanischen Venus auf sich laden. Eine Töpferbude, mit einem schlechten, aus Erde gebrannten Basreliefe, auf dem zwei Lastträger eine große Amphora tragen, enthielt viel Töpferwaare. Ein anderes Basrelief, eine Ziege vorstellend, gilt für den Aushängschild einer ehemals hier befindlichen Milchniederlage. Merkwürdig ist eine Bildhauer-Werkstätte, weil man sich durch die vorgefundenen Gegenstände, die in, theils ihrer Vollendung nahen, theils kaum angefangenen Statuen und in Werkzeugen, als: Hämmern, Schlegeln, Meißeln, Zirkeln, Hebestangen, bestanden, über die Handgriffe durch den Augenschein überzeugen kann. In dem Hause, das man dem Kaiser Joseph II. zu Ehren ausgrub, lag in dem Badezimmer das Gerippe einer Frau, die der Tod, eben als sie sich schmückte, überraschte. Ein anderes Gerippe, das in seiner Knochenhand noch einen Sack mit 65 Silbermünzen hielt, lag auf der Straße, 10 Schuh hoch über dem Boden. Wahrscheinlich hatte der Unglückliche, dessen Reste sich hier fanden, in einem Zimmer des ersten Stockes das Aufhören des Aschen- und Steinregens erwarten wollen, aber zu früh seinen Zufluchtsort verlassen, und war von dem noch immer herabfallenden Aschenregen zugedeckt worden.

Wir wenden uns nun, nachdem wir den größten Theil der

bescheidenen Privathäuser kennen gelernt haben, nach jenem Theile der Stadt, in dem sich die öffentlichen Gebäude befinden, und treffen hier eine Pracht, wie wir sie nach der Einfachheit der bisher besuchten Wohnungen nicht vermutheten. Auf dem Wege dahin werfen wir einen Blick auf die Straßen. Sie sind sämmtlich sehr schmal. Die Gräberstraße verengt sich, nachdem man durch's Stadtthor in die Consularstraße eingetreten ist, zu einer Breite von 12—14 Fuß, so daß sich zwei Wägen nicht ausweichen konnten. Noch sieht man in dem Lavapflaster die tiefen Furchen, welche die Wagenräder eingedrückt haben. Sie sind da am tiefsten, wo durch die Schrittsteine, welche zur Bequemlichkeit der Fußgänger, um bei Regenwetter trocknen Fußes über die Straße zu kommen, die Wagen in ihrem Laufe gehemmt wurden, und mühsam zwischen ihnen durchlenken mußten. Zu beiden Seiten der Straße laufen erhöhte Fußwege an den Häusern hin, die den Fahrweg noch mehr verengen.

Die Thermen oder warmen Bäder sind das erste öffentliche Gebäude, auf das wir bei unserer Wanderung durch Pompeji stoßen. Sie sind sehr weitläufig und nehmen ein rings von Straßen umzogenes Stadttheil, oder eine sogenannte Häuserinsel ein. Der Badende konnte, nach dem Grade der Temperatur, Zimmer wählen, und, um nicht durch den schnellen Wechsel von der Kälte zur Wärme Schaden zu nehmen, vom kalten Bade (Frigidarium) zum lauen (Tepidarium) und endlich zum heißen und Schwitzbade (Calidarium) übergehen, und sich dann im Ankleidezimmer (Apodyterium) zum Austritte anschicken, oder einen der Säle besuchen, die zu körperlichen Übungen bestimmt waren. Die Säle sind gewölbt, ganz unbeschädigt und mit herrlichem Stuck auf rothen und blauen Feldern ausgefüllt. In einem derselben fand man drei metallene Kanapee. Auf einem dieser saß das Skelett einer Frau, deren Hals und Arme goldnes Geschmeide zierte. Auf dem Herde des Hitzofens stand noch ein irdenes Wassergefäß; an den Wänden hingen Krüge, die einst das Öl enthielten, womit man sich nach dem Bade salbte, und neben der Wanne lagen einige Striegel von Metall, mit denen man die Haut schabte. Das Fenster war mit einer Glastafel versehen, und eine Inschrift, die mit metallenen Buchstaben auf einer marmornen Badwanne angebracht ist, besagt, daß Rufus dieselbe habe für 750 Sesterzien machen lassen.

Den Thermen gegenüber liegt der Tempel der Fortuna,

wie die Aufschrift sagt, von Marcus Tullius errichtet. Er ist der Marmorbekleidung beraubt und man sieht deutlich aus der durchwühlten Erde, daß hier schon frühere Ausgrabungen, wahrscheinlich von den Bewohnern Pompeji's, die zurückkehrten, vorgenommen wurden. Zwei Bildsäulen in Lebensgröße, eine weibliche und eine männliche, die man hier fand, sind deßwegen merkwürdig, weil die Kleidung der einen mit violettem Purpur besäumt, die der andern ganz damit bemalt war. Bei der weiblichen Statue war das Gesicht abgesägt, um es durch ein neues zu ersetzen. Da das Glück schnell mit seinen Günstlingen wechselt, so thaten wirklich die Pompejaner sehr klug daran, in dem Tempel der Fortuna, auf eine so wohlfeile Weise, ihren Mitbürgern ihre Huldigungen an den Tag zu legen.

Das Forum civile bildet ein längliches, mit Travertinquadern gepflastertes Viereck. Es war von drei Seiten mit einer Säulenhalle umgeben, von der noch 66 Säulen aufrecht stehen. Diese sind nicht von demselben Gesteine und Maaßstabe, und man sieht deutlich, daß die Pompejaner eben damit beschäftigt waren, den durch das Erdbeben vom Jahre 63 angerichteten Schaden durch den Bau eines neuen, in größerem Maaßstabe angelegten Säulenganges herzustellen, als sie der Untergang ihrer Stadt traf. Noch stehen viele Fußgestelle aufrecht, worauf die Bildsäulen ausgezeichneter Männer prangten. Sie sind verschiedener Größe, je nachdem sie ritterliche oder einfache Statuen trugen, und waren ehemals mit Marmorplatten geschmückt. Ein merkwürdiger Fund waren die Maaße, die in ein Stück Quader von Tuffstein eingehauen sind. Die Inschrift sagt: Aulus Clodius sey beauftragt worden, die öffentlichen Maaße zu berichtigen. Die Vorderseite des Forums nimmt der Tempel des Jupiter ein. Von den Bildsäulen fand man nur einzelne Theile wieder. Östlich, oder links vom Forum, steht das Pantheon. Es bildet ein Zwölfeck mit den Fußgestellen eben so vieler Götterbilder. Die Mitte ziert ein Altar. Auf das Pantheon folgt das Senaculum, der Versammlungsort des Senats. Man sieht, daß es niemals vollendet war; besonders erhellt dieß aus einem mit der Darstellung einer Opferfeier geschmückten Altar. An dieses reiht sich das Haus der Eumachia an. Es ist eines der größten in Pompeji und besteht aus drei Haupttheilen, dem Chalkidikon, einer Vorhalle, dem Porticus und der Kryypta,

einem bedeckten, mit Gemälden geschmückten Gange, der das Gebäude von drei Seiten umgibt. In dem hintern Theile der Krypta fand man in einer Nische die Statue der Priesterin Eumachia in Lebensgröße, welche ihr, nach der Inschrift auf dem Fußgestelle, die Zunft der Walker setzen ließ.

Auf der westlichen Seite des Forums sieht man den Tempel der Venus, den zierlichsten und schönsten in Pompeji. Den unbedeckten Mittelraum umschließt eine Säulenhalle. Der Fußboden ist mit farbigem Marmor belegt. An den verrückten Mauern und schiefen Stufen erkennt man deutlich die Wirkungen des Erdbebens. Die Wände sind mit Gemälden, welche Darstellungen aus der Iliade enthalten, geschmückt. Venus scheint bei den Pompejanern in großer Gunst und Verehrung gestanden zu seyn. Vier Altäre waren zu Opfern bereit. Von den 48 Statuen, — so viel waren ihrer nach den noch vorhandenen Fußgestellen, — fand man nur die Metallbüste einer Diana, bemerkenswerth wegen der gläsernen Augen, ferner die Bildsäule der Venus und eine Herme von weißem Marmor. Erstere hatte, um Ohrenringe anzubringen, die Ohrenläppchen durchbohrt. Durch eine Straße vom Venustempel getrennt ist die Basilika, ein großes, mit einer Säulenhalle umgebenes Viereck, wo ehemals Gericht gehalten wurde. Südlich vom Forum sieht man drei Gerichtssäle und daneben das Haus des Championet; in dessen Kellern man weibliche Gerippe mit goldenen Armbändern fand.

Pompeji hat zwei Theater, ein kleines, das komische, auch Odeum genannt, das, einer Inschrift zufolge, bedeckt war, und ein größeres, das tragische, das offen lag. Beide sind mit Marmor belegt und besonders hat sich das kleine so gut erhalten, daß es mit wenig Kosten zum Gebrauche hergestellt werden könnte. Mehr hat das größere gelitten. Sie liegen neben einander, so daß man durch einen Gang von dem einen in das andere gelangen kann. Die Einrichtung der alten Theater tritt uns nirgends deutlicher, als durch den Anblick dieser beiden vor Augen. Sie sind in Gestalt eines Halbzirkels erbaut, an den sich ein längliches Viereck anschließt. Das Viereck diente zu den Vorstellungen; der Halbkreis zu den amphitheatralisch angebrachten Sitzstufen der Zuschauer.

Das Viereck, für die Spielenden bestimmt, hatte folgende

Theile: die Scena oder Schaubühne. Den Hintergrund derselben bildet bei dem tragischen Theater die Façade oder Stirnseite eines Prachtgebäudes, das mit Säulen und Statuen geschmückt war. Diese Hinterwand ist gemauert, und sie war also bleibend. Sie hat drei Thüren: durch die mittlere, die größte, traten die Helden und Könige auf's Theater; durch die zweite rechts die Heerführer, Gesandte, Greise, durch die dritte links endlich jene Schauspieler, die geringe Rollen, als die von Sklaven, Freigelassenen, Soldaten u. dgl. spielten. Der Hintergrund des komischen Theaters stellt ein Privathaus vor. Da die Bühne keine Seitenwände (Seitencoulissen) hat, und der Hintergrund, nach unserer Art zu reden, erst nach der zweiten Coulisse sich befindet, so bleibt hinlänglicher Raum für die Schauspieler. Der Ort, wo diese agirten, hieß Proscenium, und, weil er gegen die Zuschauer sanft geneigt war, Pulpitum. Zu beiden Seiten der Bühne waren die Maschinen für die Verwandlungen, der Platz hieß Periactus. Die übrigen Maschinen, die dazu dienten, schwebende Genien und Götter herabzulassen, wie unsere heutigen Flugwerke, scheinen oberhalb der Scene gewesen zu seyn. Die Scene verbarg vor den Augen der Zuschauer ein Vorhang (Auläum oder Siparium), worauf gewöhnlich der Gegenstand des Stückes abgebildet war, und den man mittelst einer Maschine (Exostra) in eine Spalte des Bodens, die man noch jetzt bei dem größern Theater sieht, gegen unsere jetzige Gewohnheit, wenn das Schauspiel begann, herabfallen ließ, so daß man also zuerst die Köpfe der Schauspieler sah, und am Ende des Schauspiels in die Höhe zog. Der Raum hinter der Bühne, wo die Schauspieler sich ankleideten, hieß Postscenium. Jener Halbzirkel, der sich zwischen der Bühne und den Sitzreihen hinzieht, was wir Parterre nennen, hieß Orchestra. Auf derselben saßen bei den Römern die Consuln, Senatoren, Vestalinnen und die fremden Gesandten auf bepolsterten Sitzen, so wie man noch einen solchen im Theater von Herkulanum stehen fand. Bei den Griechen führte hier der Chor seine Tänze auf.

Jener Theil des Theaters, der für die Zuschauer bestimmt war, bildete einen halben Kreis, und in ihm befanden sich die Sitzstufen (Sedilia, Gradus), auf denen bei 4000 Menschen Platz fanden. Da diese Stufen unter verschiedene Stände vertheilt waren, so brachte man zwischen denselben Mäuerchen an, welche

Absätze (Präcinctiones) bildeten. Auf der ersten Reihe der Sitzstufen, zunächst der Orchestra, saßen die Ritter, Decurionen und Ädilen, auf den höhern Reihen die vornehmsten Bürger, dann kam das Volk. Die Frauen nahmen die obersten Sitze ein. An ihrem Platze sieht man noch in dem großen Theater die Löcher für die Balken, vermittelst welcher die Tücher über das Theater gespannt wurden. Zu den Sitzreihen führten von Außen Eingänge, durch welche das Volk hereinströmte; sie hießen Vomitoria. Die Senatoren traten durch die Thüren ein, die sich zu beiden Seiten des Orchestra befinden. Um nun von den Eingängen bequem zu den verschiedenen Sitzreihen und den Absätzen zu gelangen, so waren in die Sitzstufen Treppen (Viä, Scalariä) eingehauen; dadurch wurden die Absätze in keilförmige Abschnitte, die man Cunei hieß, durchschnitten. Der ganze Raum, wo sich die Sitze für die Zuschauer befanden, hieß Cavea, und zwar der Theil, zwischen der Orchestra und der ersten Präcinctio, Cavea prima; zwischen der ersten und zweiten Präcinctio, Cavea secunda u. s. w. Nach diesen Abtheilungen der Cavea waren nun auch die Theaterbillete, von denen man metallene und elfenbeinerne fand, eingerichtet. Auf ihnen war, damit kein Gedränge entstehe, bestimmt, wo der Inhaber des Billetes einzutreten habe; so stand z. B. auf einem solchen Billete: erste Cavea, dritter Cuneus, fünfte Sitzreihe. Neben diesen Bestimmungen liest man auf dem Theaterbillete noch den Namen des darzustellenden Stückes und seines Verfassers. Die elfenbeinernen waren vielleicht für das kleine, die metallenen für das große Theater bestimmt. Für die vorzügliche Geschicklichkeit der Alten, ein Theater zweckmäßig einzurichten, so daß man überall gleich gut, was auf der Bühne vorging, sehen und hören konnte, dienen diese beiden Theater; denn, wo man sich nur niedersetzt, ist man mit seinem Platze zufrieden. Einsam und verlassen ist nun die Stätte, wo einst so reges Leben sich bewegte; die Sitzreihen, auf denen sich die Menge drängte, belebt nur zuweilen eine Eidechse, die zischelnd in die Steinritzen schlüpft, und wo der Chor singend und tanzend über die Bühne schritt, da schrillert eine eintönige, leutscheue Cicade.

Hinter dem größern Theater befindet sich das Forum nundinarium, der Platz, wo alle neun Tage Wochenmarkt gehalten wurde. Es bildet ein rechtwinkliches Viereck und war rings mit einem Porticus, dessen Säulen gemauert, mit Stuck überzogen und

roth bemalt sind, umgeben. Die Buntheit der Säulen und Gemächer, die man überall in Pompeji trifft, fällt Anfangs sehr auf; doch bald hat sich das Auge daran gewöhnt und man findet sie ganz übereinstimmend mit den lebhaften Farben, in denen ringsum die Natur prangt. An den inneren Seiten der Säulenhalle bestehen 42 enge und schmale Gemächer, in denen die Verkäufer, welche im obern Stocke, wovon man noch die Sparren sieht, wohnten, ihre Waaren auslegten. In einem Zimmer fand man eine elfenbeinerne Trompete, mehrere Waffen und Helme, die man wegen ihrer Schwere nicht für den Gebrauch geeignet gehalten hätte, wäre nicht das linnene Futter in ihnen entdeckt worden. In einem andern Zimmer lagen einige Gerippe mit Schließeisen an den Füßen. Diese Unglücklichen waren bei der allgemeinen Gefahr vergessen worden und hatten selbst nicht Mittel gefunden, sich zu retten. Möge ein erbarmendes Geschick ihnen die doppeltgefühlte Angst durch schnellen Tod verkürzt haben! Nicht fern von ihnen fand man die Gerippe zweier Soldaten, die in ihrer Pflicht starben, da sie bei der allgemeinen Flucht dennoch ihre Posten nicht verließen.

Wegen der hier gefundenen Gegenstände hielt man dieses Forum bei seiner Entdeckung irrig für eine Kaserne und nannte es Soldatenquartier. Jetzt ist ein Theil desselben wieder unter Dach gebracht und zur Wohnung der Aufseher hergerichtet. Ein niedliches Gärtchen mit einer Fontäne breitet sich zwischen den Säulen aus. Eine Trauerweide überschattet eine Ruhebank. Wie malerisch und bezeichnend ist diese Trauerweide an die Schwelle des großen Grabes von Pompeji gepflanzt! Außerhalb des Forums lagen mehrere menschliche Gerippe und auch das Beingerüst eines mit Kleidungsstücken und anderem Geräthe beladenen Pferdes.

Links vom größern Theater sieht man den Tempel der Isis. Die Verehrung dieser fremden Gottheit scheint durch den Handelsverkehr, den die Pompejaner mit Ägypten pflogen, eingeführt worden zu seyn, und nach den vielen, hier noch stehenden Altären scheint die Göttin großes Ansehen genossen zu haben. Numidius Celsinus ließ den Tempel, so besagt die Inschrift, nach seiner Zerstörung durch das Erdbeben vom Jahre 63 wieder aufbauen. Den Vorhof des Tempels bildet ein Porticus, der zu beiden Seiten auf 16 noch aufrechtstehenden, mit Stuck bekleideten Säulen ruhte. Der Tempel selbst, der sich in der Mitte des Säulenganges

erhebt, ist von Backsteinen erbaut. Man gelangt zu dem Allerheiligsten (Sanctuarium) durch eine auf sechs Säulen ruhende Vorhalle (Vestibulum), zu der man auf sieben Stufen emporsteigt. An der Vorderseite dieser mit Nischen gezierten Vorhalle stehen zwei Altäre. Auf dem dritten, dem Hauptaltare, fand man noch verbrannte Knochen vom letzten Opfer. Am Fuße desselben sieht man eine merkliche Vertiefung, die vom Schärfen des Opfermessers herrührt. Neben dem Hauptaltar stand auf einem Fußgestelle die Bildsäule der Isis. Unter derselben befindet sich ein Kämmerchen, zu dem eine Treppe führt. Man glaubt, es habe zu einem Schlupfwinkel für die Priester gedient, die sich hier versteckten und der leichtgläubigen Menge Orakel ertheilten, die aus dem Munde der Göttin zu kommen schienen. Der Isistempel lieferte reiche Ausbeute von wichtigen Gegenständen, als: ein vollständiges Opfergeräthe, bestehend in Lampen, Leuchtern, Dreifüßen, Opferschaalen, Räucherpfannen, Musikinstrumenten, nämlich einer Trompete, einem Sistrum und einer Klapper; ferner fanden sich hier viele Wandgemälde, zwei sogenannte Isistafeln mit hieroglyphischer oder heiliger Zeichenschrift, die Statue der Göttermutter Isis, eine Venusstatue mit vergoldeten Armen, und Anderes. Im Tempelraum sieht man verschiedene Gemächer, wahrscheinlich Priesterwohnungen. Man fand hier mehrere Gerippe, wahrscheinlich von Priestern, die lieber ihr Leben opferten, als den Tempel verließen. Eines derselben hielt ein Eisen in der Hand, womit es, um sich zu befreien, bereits einige Mauern durchbrochen hatte; allein es war zu spät. In der zu den Gemächern gehörigen Küche fand man von der letzten Mahlzeit her noch Knochen und Fischgräten in den Töpfen, dabei war das Skelett eines Priesters, der einen Weinbecher neben sich stehen hatte, und als er eben beim Mahle saß, den Erstickungstod erlitt. Zur Linken des Sanctuariums steht, in Form einer Kapelle, ein Gemach, dessen Vorderseite künstlich mit Stuckarbeiten, die sich auf den Gottesdienst der Isis beziehen, geziert ist. Es enthält ein unterirdisches Gewölbe, in welchem sich die Priester nach dem Opfer reinigten.

Um zu dem Amphitheater zu gelangen, wandert man, mehr als eine Viertelstunde weit, durch Weinberge, unter denen noch der größte Theil der Stadt — denn es ist kaum ein Fünftel ausgegraben — harrend der Aufdeckung, begraben liegt. Das

Amphitheater hat die gewöhnliche Form einer Ellipse, und ist wohl unter den Gebäuden dieser Art das wohlerhaltenste. Durch zwei Thore tritt man in den Kampfplatz (die Arena) ein, wo man das Brüllen der wilden Bestien und das Geschrei der kämpfenden Fechter eben verstummt glaubt, und man blickt schüchtern nach den nun leeren Sitzreihen, auf denen, wie Tacitus erzählt, einst eine sehr blutige Schlägerei stattfand.

Livinejus Regulus belustigte das Volk von Pompeji mit einem Gladiatorenkampfe, wozu die benachbarten Nuceriner haufenweise herbeiströmten. Während sich nun Alles am Anblicke der Gefechte in der Arena ergötzte, entspann sich, um einer Kleinigkeit willen, zwischen den Eingebornen und Fremden ein heftiger Streit. Von Worten kam es zum Morden. Viele Nuceriner blieben auf dem Platze, mehrere noch wurden verwundet. Da die Besiegten ihre Klage bei dem Kaiser Nero anbrachten, so entschied der Senat: Livinejus Regulus werde verbannt, und den Pompejanern sollen auf zehn Jahre die Fechterspiele verboten seyn. Der Anblick des Innern dieses Amphitheaters ist in der That herrlich. Stufenweis bauen sich 34 Sitzreihen übereinander auf. Diese sind mittelst zweier Präcinctionen in drei Caveen abgetheilt, welche, wie bei den Theatern, durch 20 Verbindungstreppen in mehrere Cunei — für die verschiedenen Stände bestimmt — zerschnitten sind, zu denen man durch 18 Vomitorien gelangt. Die Arena ist mit einer sieben Schuh hohen Brustwehrmauer eingefaßt, auf der noch zu größerer Sicherheit gegen die gehetzten wilden Thiere ein eisernes Gitter angebracht war. Diese Mauer ist mit vielen, nun größtentheils verbleichten Gemälden geschmückt. Sie stellten unter andern verschiedene Hetzen vor, z. B. ein von einem Löwen verfolgtes Pferd, einen Tiger gegen ein Wildschwein, einen Panther, der einem Hirschen nachjagt, einen Stier und einen Bären, beide an einen Strick gebunden. Das interessanteste Gemälde jedoch ist eine Art Gericht, welches in Mitte verschiedener Gladiatoren von einem Kampfrichter (Lanista) über die Siegespalme gehalten wurde. Auf der einen Seite standen geflügelte Genien mit Kränzen in den Händen, auf der andern Trompetenbläser. Unter den ersten Sitzstufen sieht man den Eingang zum Spoliarium oder dem Gemach, in welches die getödteten oder tödtlich verwundeten Gladiatoren mit Haken geschleppt wurden. Die Behältnisse, in denen die wilden

Thiere eingesperrt waren, befinden sich an der Seite der Haupteingänge.

Von der Höhe des Amphitheaters herab läßt sich der Umfang Pompeji's am Bequemsten übersehen. Die Stadt bildet einen länglichen Kreis, war mit Ringmauern aus massivem Lavaquader umgeben und hatte vier nach den Himmelsgegenden gerichtete Thore, die mit Thürmen und Wällen befestigt waren. — Hier wäre nun unsere Wanderung zu Ende und ein genußreicher Tag ist bis auf wenige Stunden dahingeschwunden. Der Geist ist befriedigt; aber nun macht auch der Leib seine Ansprüche geltend, und der bellende Magen fordert Speise. In der Taverna del Rapillo, zu der man bei dem Austritte von Pompeji gelangt, bietet eine freundliche Wirthin köstlichen Wein und treffliche Gerichte.

Als wir nach Portici zurückkamen, stand die Sonne schon tief und wir besorgten, Herkulanum zu sehen, möchte wohl schon zu spät seyn; denn als einen ganz unterirdischen Schacht, den kein Sonnenstrahl begrüßt, hatten wir uns die Stadt nicht gedacht. In Begleitung zweier Männer, die Wachskerzen trugen, deren auch ich eine in die Hand bekam, stieg ich allein — denn meine Frau hatte, als sie in den Brunnen hinabsah, durch den man das Theater erblickt, und dessen Grabung Veranlassung zur Entdeckung Herkulanums gab, nicht Lust, die Wanderung mitzumachen, — in die, einem Bergwerke gleichende Stadt hinab. Hier weht Einem dumpfe, feuchte Kellerluft entgegen und man sucht, mehr tappend als gehend, seinen Weg durch das Labyrinth der Gänge, und stößt hier an eine Stütze, die man beim Heraushauen der eisenfesten Lava stehen ließ, um das obenstehende Portici und Resina, von dessen Straße herab man, wie fernen Donner, die Wagen rollen hört, vor dem Einsinken zu schützen, dort an eine Mauer, die den Weg verschließt. So ist die Aussicht überall gehemmt, und man kann sich aus dem Theil der Bühne, oder den Sitzen, oder den Säulen, die man erblickt, kein deutliches Bild vom Ganzen machen, und kehrt recht gerne von seiner Wanderung, durch die man an Erfahrung nicht reicher geworden ist, beschmutzt mit Wachstropfen, wieder auf die Oberwelt zurück.

Da wir uns zur Heimfahrt anschickten, kamen eben teutsche Landsleute, die den Vesuv bestiegen hatten, von ihrer Reise dahin zurück. Sie hatten eine Barke zur Rückkehr nach Neapel gemiethet

und luden uns ein, ihnen Gesellschaft zu leisten. Wie eine glatte Spiegelfläche lag das dunkelblaue Meer da; nur selten kräuselte ein leiser Windeshauch die Wogen; rasch gleitete das Fahrzeug, von vier kräftigen Männern bewegt, die sich in ihrer Arbeit durch sanft anschwellenden, fast choralmäßigen Gesang anfeuerten, die Fluthen durchschneidend, dahin. Die herrlichen Tinten des Sonnenuntergangs und das holde Zwielicht erloschen, und tiefe Dämmerung breitete sich über die reizende Gegend aus. Über dem Posilippo schwebte noch ein Streif glühenden Abendrothes, der erst dann verschwand, als zwischen den Gipfeln des gegenüberliegenden Vesuv und des Somma feierlich der Mond emporstieg, der mit zauberischem Scheine die Gegend, besonders die weißen Uferstädtchen, beleuchtete, und eine schimmernde Lichtsäule bis zu unserer Barke warf. Mit seinem Silberstrahle contrastirte sonderbar die kupferrothe Rauchsäule, die zuweilen über dem Krater aufstieg. Gegen die Insel Ischia hin bemerkte man ein fernes Wetterleuchten, das unsere Fährleute zu rascherm Ruderschlage antrieb, und auch die Fischer, die mit einer Kienfackel die Meerbewohner in die Netze lockten, zur frühern Rückkehr veranlaßte. Herrlich war der Anblick des sich amphitheatralisch erhebenden und von tausend Lichtern beleuchteten Neapels. Wir folgten der Richtung, die uns die Laterne des Leuchtthurms zeigte, und landeten, als noch im Hafen sich munteres Treiben regte. Unter den vielen Gruppen belustigten uns vorzüglich ein Tanz von Mädchen, wovon die einen mit den Fingern Castagnetten schlugen, die andern Tambourine in den Händen schwangen. So beschloß noch Tanz und Musik diesen harmonischen Tag!

v. Hefner.

17.

Das Erdbeben von Caracas.

Caracas ist die Hauptstadt von der Provinz Caracas, oder Venezuela, die ehemals zu dem spanischen Süd-Amerika gehörte, nunmehr aber eine Republik bildet. Was die Stadt Caracas betrifft, so war sie eine lebhafte, schöne Stadt, die 40 — 45,000 Einwohner hatte, bis sie im Jahre 1812 durch ein Erdbeben in weniger als einer halben Minute in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Dieses schreckliche Naturereigniß begrub einen großen Theil ihrer Einwohner; auch fanden über 20,000 Menschen in der

Provinz Venezuela beinahe in demselben Augenblicke den Tod, viele wurden verstümmelt und verwundet, und die Übergebliebenen waren dem Schmerz und der Trauer um die Ihrigen preisgegeben.

Bereits im Dezember 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinahe drei volle Monate vergingen, ohne daß die geringste Erderschütterung erfolgt wäre. Endlich ging die Sonne am 26. März 1812 über Caracas auf; es sollte aber den Untergang nicht mehr sehen. Der Tag kündigte sich sehr heiß an, die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Es war der grüne Donnerstag, das Volk strömte haufenweise zu den Gotteshäusern. Nichts schien den Betern ihr nahes Ende zu verkünden. Es war vier Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die Glocken; es war Gottes-, nicht Menschenhand, die sie zum Grabgeläute zwang. Eine zehn bis zwölf Secunden lange Erschütterung schreckte das Volk; die Erde schien flüssig und kochend. Man glaubte, die Gefahr sey vorüber, als sich plötzlich der heftigste unterirdische Donner hören ließ, aber stärker und anhaltender als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit. Unmittelbar auf dieses Gewitter folgte eine senkrechte, drei bis vier Secunden anhaltende Bewegung, welche zu gleicher Zeit von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet war. Diese Stöße erfolgten in zwei sich durchkreuzenden Richtungen von Norden gegen Süden und von Osten nach Westen. Diesen gleichzeitigen Bewegungen von unten nach oben, und sich durchkreuzend, konnte nichts mehr widerstehen, in einer Viertel-Minute war Caracas ein Schutthaufen, der neun- bis zehntausend seiner Einwohner begraben hatte. Noch hatte die Prozession den Umgang nicht eröffnet, aber das Hinzuströmen zur Kirche war so groß, daß gegen drei- bis viertausend Einwohner unter dem Einsturze ihrer Gewölbe begraben wurden. Die Explosion war in der Nordseite der Stadt am Heftigsten gewesen. Die Kirche der Dreifaltigkeit und der Alta Gratia, die mehr als hundertundfünfzig Fuß Höhe hatten und deren Schiff durch zwölf bis fünfzehn Fuß dicke Pfeiler getragen ward, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, der nicht höher als fünf bis sechs Fuß war, und die Zermalmung des Schuttes war so beträchtlich, daß von den Pfeilern und Säulen auch keine Spur mehr kenntlich geblieben ist. Die Kaserne San Carlos war beinahe ver-

schwunden. Es stand darin ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich eben zur Prozession begeben sollte; von diesem retteten sich nur wenige Einzelne, die Andern lagen unter dem Schutte vergraben, in den sich das große Gebäude so plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der schönen Stadt Caracas waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbebens im südlichen und westlichen Theile der Stadt, zwischen dem großen Platze und dem Hohlwege von Caragnata. Hier blieb die Kathedralkirche aufrecht stehen. Wenn man nun erzählt, daß neun- bis zehntausend Menschen durch die Trümmer der Stadt Caracas erschlagen worden seyen, so scheint man damit nur den glücklichen Theil der Bewohner bezeichnet zu haben, die, plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen, den Leiden entnommen wurden, welche die andern Mitbürger trafen. Man gedenke nun aber der Menge dieser Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, noch Monate lang zum Theil die Ihrigen überleben mußten, und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen. Die Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag bot den Anblick eines gränzenlosen Elends dar. Beim Einsturze der Stadt hatte sich eine finstere, dicke Staubwolke erhoben und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verfinstert. Gegen Abend schlug sich der Staub zur Erde nieder, und die Luft wurde wieder rein, die Erde war wieder fest und ruhig und die Nacht so stille und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond leuchtete, und die ruhige, heitere Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Menschen. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder in's Leben zu bringen. Jammernde Haushaltungen durchzogen die Schutthaufen, die am Morgen noch eine Stadt waren, reichblühend, belebt, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war, und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Alles Unglück, welches in den großen Jammerscenen von Lissabon, Messina, Lima und Riobamba war erlebt worden, wiederholte sich an dem Schreckenstage des 26. März 1812.

Die unter dem Schutte begrabenen Verwundeten riefen die Vorbeigehenden laut flehend um Hilfe an, über zweitausend wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid sich rührender und erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen, welche gemacht wurden, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, zu Hilfe zu eilen. Es mangelte gänzlich an Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes, sie waren mit verschüttet, man mußte sich also der Hände zur Hervorgrabung der Unglücklichen bedienen. Die Verwundeten sowohl, als die aus den Hospitälern Geretteten, wurden an's Gestade des kleinen Guyaraflusses gelagert. Hier konnte der Schatten der Bäume allein dem Menschen Obdach gewähren. Die Betten, die Leinwand zum Verband der Wunden, chirurgische Werkzeuge, Arzneien, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren unter dem Schutte begraben. In den ersten Tagen mangelte Alles, sogar Nahrungsmittel. Auch das Wasser war im Innern der Stadt selten geworden. Die Erdstöße hatten theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingestürzte Erdreich die Quellen verstopft. Um Wasser zu bekommen, mußte man an den Guyarafluß hinabsteigen, wo es wieder an Gefäßen zum Schöpfen fehlte.

Die Bestattung der Todten war sowohl durch Religion, als durch die Sorge für die Gesundheit geboten. Es war jedoch unmöglich, so viele Tausende zu bestatten, und deßhalb wurden Commissarien verordnet, die für die Verbrennung zu sorgen hatten. Mitten zwischen dem Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für die Todten errichtet, und dieses traurige Geschäft dauerte mehrere Tage. Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen sie am ehesten den Zorn des Himmels zu besänftigen hofften. Einige stellten feierliche Prozessionen an, bei welchen sie Leichengesänge ertönen ließen. Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Es ereignete sich in Caracas, was in der Provinz Quito nach dem schrecklichen Erdbeben vom 4. Februar 1797 geschehen war. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte; Familien, die lange in Feindseligkeit mit einander gelebt hatten, versöhnten sich im Gefühle gemeinsamen Unglückes.

Alex. v. Humboldt.

18. Kurze Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen.

Als Gott unsere Erde erschaffen hat, da war Vieles auf derselben im rohen, unvollkommenen Zustande. Freilich hätte Gott Alles sogleich höchst vollkommen darstellen können, wenn er gewollt hätte. Aber seine Allweisheit fand dieß für die Menschen selbst nicht gut. Er hatte diese seine Geschöpfe ja mit Geisteskräften so ausgerüstet, daß sie selbst die mannigfaltigen Erzeugnisse der Erde zu ihrem Nutzen zu veredeln und anzuwenden lernen konnten. Arbeit oder nützliche Beschäftigung ist die Würze des Lebens. Doch immer macht Übung in der Arbeit den Meister. Die ersten Menschen konnten sich keiner Vorarbeiten erfreuen. Aber Gott hatte doch dafür gesorgt, daß sie einen Wohnsitz erhielten, wo sie keine Vorarbeiten nöthig hatten. Wahrscheinlich befand sich dieser Wohnsitz in den Gebirgsthälern von Mittelasien. Die Zahl der Menschen vermehrte sich bald, und zwang sie, sich andere Wohnplätze zu suchen. Noth und Hindernisse, die sich ihnen auf ihren Zügen entgegenstellten, weckten ihre Geistesthätigkeit und so kam der Mensch nach und nach auf mancherlei nützliche Erfindungen. Er machte sich z. B. zur Schutzwehr gegen wilde Thiere, mit Beihilfe scharfer oder spitziger Steine und Knochen, Anfangs bloß Keulen und hölzerne Lanzen; später Schleudern und Bögen, die schon mehr Einsichten und Hilfsmittel voraussetzten. Er machte sich ferner Hütten aus Bäumen und Zweigen und Zelte von Thierhäuten. Zelte wurden vorzüglich von wandernden Hirten oder Nomaden errichtet, die keine festen Wohnsitze hatten. War eine Strecke abgeweidet, so zogen die Hirten weiter. In solchen Gegenden der Erde, wo den Menschen keine Hausthiere aber auch keine wilden Thiere Beschäftigung gewährten, wo die Natur dagegen Getreide und andere nützliche Früchte hervorbrachte, da gaben sich die Menschen frühzeitig mit dem Ackerbau ab. Sie machten sich da feste Wohnsitze und trieben eine bequemere Lebensart. Als sie noch keinen Pflug, noch keine Egge, noch kein Grabscheit u. dgl. hatten, da mußte ein Stück Holz und die Kraft der Arme deren Stelle vertreten; als die Werkzeuge zum Mähen noch fehlten, da mußte man sich mit dem Abreißen oder Ausreißen der Gewächse begnügen, und statt des

Getreide-Dreschens mußten die Thiere die Getreidekörner austreten. Man aß die Körner dann entweder roh, oder zwischen Steinen gerieben, eigentlich mehr zerquetscht als zerrieben, so lange, bis, was erst in späterer Zeit geschah, die Mühlen erfunden wurden. Zur Entdeckung des allen Menschen unentbehrlichen Feuers gab wahrscheinlich der Blitzstrahl, als er einmal brennbare Körper entzündete, die erste Veranlassung. Vielleicht sahen Menschen auch Funken, wenn durch einen zufälligen gewaltsamen Stoß oder durch eine zufällige gewaltsame Reibung ein harter Stein und ein Erz aufeinander trafen. So mußten die Menschen wohl einsehen, daß das Feuer ihnen Schutz gegen die rauhe Witterung gewährte, daß es in dunkler Nacht ihnen Licht gab, daß es ihnen zum Braten und Kochen der Speisen, zum Schmelzen von Metallen u. dgl. nützlich dienen konnte. Zum Metallschmelzen gaben vielleicht auch große Waldbrände oder auch Vulkane die erste Veranlassung; und als man Erze zu benützen, Metalle zu schmelzen und zu verarbeiten lernte, da konnte man viele hölzerne und steinerne Geräthe bei Seite legen und dafür viel wirksamere, vornehmlich eiserne anwenden. Erze fand man zuweilen unter der Erde. Man grub tiefer und man fand mehr, und je weiter und tiefer man grub, desto mehr Erz fand man. Dadurch entstand der Bergbau. Vorder-Asien und Ägypten sollen sehr frühzeitig Bergwerke gehabt haben.

Gar viele Entdeckungen und Erfindungen, welche im Alterthume und auch in späterer Zeit gemacht wurden, verdankt man dem Zufalle; sehr viele, besonders in neueren Zeiten, waren auch der Erfolg von tiefem Nachdenken, von Witz, Scharfsinn und Übung; daß es aber im Alterthum schon Völker gab, welche viele Produkte der Erde trefflich zu benützen und zu veredeln wußten, welche überhaupt schon reich an mancherlei Kenntnissen waren, dieß muß man wohl vorzüglich der Beschaffenheit ihres Landes zuschreiben. So ist in Indien der Boden äußerst fruchtbar und reich an Erzeugnissen aller Art, wie z. B. an Pelzwerk, Baumwolle, Färbepflanzen. Gewürzen, edlen und unedlen Metallen, Edelsteinen, Perlen u. s. w. So gelangte die Baukunst in Indien frühzeitig zu einer bedeutenden Größe. Durch große Bauwerke zeichnete sich auch das alte Ägypten aus, so wie ferner durch Meßkunst, Sternkunde und Arzneikunst. Durch Erfindungsgeist und Betriebsamkeit mancher Art waren besonders noch die Phönizier berühmt: unter allen will

man ihnen ja die Erfindung des Glases und der Färberei verdanken. Auch waren sie in der Weberei, in Verfertigung von Putz- und Schmucksachen, von Gold-, Silber-, Zinn-, Elfenbein-, Bernstein- und ähnlichen Waaren und in der Schifffahrtskunde erfahren. Die Babylonier hatten nicht minder herrliche Webereien, kostbare Seidenzeuge, allerlei Putz- und Schmuckwaaren, Siegelringe, wohlriechende Wasser und Pomaden, die Chaldäer waren in der Sternkunde, in der Malerei u. dgl. geschickt.

Wer im Alterthum diese oder jene Erfindung gemacht hat? wo und zu welcher Zeit? das wissen wir nicht. Selbst die wichtigsten und sinnreichsten Erfindungen der damaligen Zeit, wie z. B. Schreib- und Rechenkunst, Sternkunde, Arzneikunde, Spinn- und Webekunst, Brodbackkunst, Schmelz- und Schmiedekunst &c. verlieren sich im tiefsten Dunkel des Alterthums. Die Alten waren gewohnt, die Geschichte der Erfindungen immer mit vielen fabelhaften Erzählungen zu untermischen, welche solche Begebenheiten undeutlich und ungewiß machten. Gewöhnlich mußte das Neue und Nützliche, dessen Ursprung die Alten nicht anzugeben wußten, von einem ihrer Götter oder Helden herrühren. So schrieben die Ägyptier die Entdeckung der Metalle dem Osiris zu, und Sol, der Sohn des Oceans, soll die Kenntniß der Metalle von Osten her über das Meer nach Griechenland gebracht haben. Den Titanen überhaupt wollen die alten Griechen das Hauptsächlichste in der Kenntniß der Metalle und ihrer Verarbeitung verdanken. Nach dem Untergang der Titanen aber, wodurch jene Kenntnisse in Griechenland verschwanden, sollen Cadmus und andere neue Ankömmlinge den Berg- und Hüttenbau wieder in's Leben zurückgerufen haben. Die Ägyptier schreiben die Erfindung des Pfluges und des Getreide-Säens dem Osiris zu, während bei den Griechen und Römern Ceres den Pflug erfunden haben soll. Saturn soll nicht bloß Sichel und Sense, sondern auch das Pfropfen und Okuliren der Bäume, Vulkan die Schmiedekunst, Bacchus, nach Andern Typhon, die Kunst, Wein zu machen; bei den Griechen Minerva, bei den Phöniziern eine Norma, die Kunst zu spinnen und zu weben, Merkur die Arzneikunst, Apollo die Chirurgie erfunden und Äskulap soll erstere sehr vervollkommnet haben. Die Erfindung der Fuhrwerke schreiben Griechen und Römer gleichfalls den Göttern zu.

Soviel ist übrigens gewiß, daß viele, sehr wichtige Erfindungen schon zwischen Abrahams und Mosis Zeit gemacht worden waren. Das sehen wir schon deutlich genug aus den Büchern des Hiob und des Moses. Damals wußte man schon Gemüse und Fleisch zu kochen, Fleisch zu braten, Getreide zu zermalmen und eine Art Brod und Kuchen zu backen, Öl aus Oliven zu pressen, Felle zu gerben, Garn zu spinnen, dann Zeuge daraus zu weben und aus den Zeugen Kleidungsstücke zu nähen; neben dem Ackerbau und der Viehzucht kannte man schon die Gärtnerei; man hatte schon einen Pflug, eine Egge, die Sichel, den Dreschwagen, die Ölpresse 2c.; ferner kannte man schon den Bergbau, namentlich wußte man schon die Berge zu untergraben, in Gruben Feuer zu setzen; man hatte schon Grubenlichter, Schmelzöfen und Schmiedehämmer mit Ambossen; man machte schon metallene Ohrenringe, Handringe und andern Schmuck; schnitt und faßte Edelsteine, hatte gestempelte Gold- und Silbermünzen u. dgl.

Gewiß ist es ferner, daß die Griechen schon die Butter und den Käse, Griechen und Römer überhaupt schon das Pfropfen und Okuliren der Bäume kannten, und daß die Römer nicht bloß, wie andere Völker vor ihnen, schon Hand- und Pferdemühlen, sondern auch schon Wassermühlen hatten. Der Vogelfang mit Schlingen war schon zu Davids Zeiten bekannt; auch bedienten sich die Griechen dazu schon der Lockvögel, der Netze und der Leimruthen. Vierfüßige Thiere fing man im Alterthum ebenfalls schon mit Netzen und Schlingen. Die Bienenzucht lernten die Teutschen schon zu Karls des Großen Zeiten kennen; das Düngen der Äcker verstanden schon die ältesten Völker, und Wein hatten sie wenigstens schon 600 Jahre vor Christus. Noch früher aß man bloß die Beeren des wild wachsenden Weinstocks, oder man trank den ausgepreßten Saft derselben, so wie dieß mit dem Safte anderer Beeren der Fall war. Nicht bloß Steinsalz hatten die Alten schon, sondern auch Salz durch Einsieden von Salzwasser bereitet. Kostbare Seidenzeuge und andere, z. B. purpurgefärbte Zeuge, Glasgefäße, Glasspiegel, irdene Geschirre 2c. der Alten beweisen gleichfalls schon bedeutende Fortschritte in der Cultur. Die ersten Schiffe waren Kähne und zwar Anfangs bloß ausgehöhlte Baumstämme; die alten Phönizier hatten aber auch schon ordentliche Schiffe, so wie Griechen und Römer zur Zeitbestimmung sich der

Sonnen- und Wasser-Uhren bedienten, die aber schon vor ihnen Chaldäer und Ägyptier erfunden hatten. Arzneikunst trieben besonders die alten Ägyptier, überhaupt ist diese Kunst eine der ältesten, welche es gibt. Die Einrichtung der ältesten Gärten, wie sie etwa zu Mosis Zeit existirten, war freilich noch sehr unvollkommen. Denkt man aber an die von Plinius erwähnten, in der Luft schwebenden Gärten der babylonischen Königin Semiramis, an die Obst- und Blumengärten der Hesperiden, der Syrer rc., überhaupt an die Lustgärten der Morgenländer, besonders der Chinesen, so muß man gestehen, daß die alten Völker schon weit in der Gartenkunst gekommen waren. Von den Bohnen und Rüben, welche unter die ältesten Speisen des Pflanzenreichs gehören, hatten Griechen und Römer mehrere Gattungen; sie hatten aber auch schon Zwiebeln, Lauch und manche andere Küchengewächse. Die Teutschen, welche besonders gern Bohnen, Rüben und ähnliche Früchte aßen, cultivirten auch den Spargel frühzeitig. Jetzt haben bei ihnen, nächst dem Getreide, unter allen Früchten, keine größern und nützlichern Gebrauch, als die Kartoffeln, welche der Engländer Franz Drake im Jahre 1586 aus Brasilien nach Europa brachte, die in Teutschland aber erst um's Jahr 1650 und zwar zuerst im sächsischen Voigtlande bekannt wurden.

Wenn die Griechen frühzeitig durch ihre Bildhauer, Maler, Mechaniker und andere Mathematiker berühmt waren, so waren es die Römer vorzüglich durch die Baumeister und Landwirthe. In unserm teutschen Vaterlande gab es noch keine Städte, als die Römer dahin kamen. Kaiser Heinrich der Erste schuf sie gleichsam; und die Bewohner der Städte und Burgen, die Bürger, waren es nachmals, welche Handwerke, Künste, Handlung und Wissenschaften emporbrachten. Manche sumpfige, morastige, dornige Gegend wurde urbar gemacht, unnöthige Waldungen, deren Flächenraum man besser benützen konnte, wurden ausgerottet. Das geschah schon vor dem 14. Jahrhundert. In diesem Jahrhundert hatte man auch schon angefangen, statt der Feldwege Landstraßen anzulegen, welche den Verkehr im Lande sehr beförderten. Allgemeiner und besser eingerichtet wurden die Landstraßen freilich erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Räderfuhrwerke oder Wagen gab es zwar schon in uralten Zeiten, z. B. in Ägypten und in Griechenland; und Griechen sowohl als Römer hatten schon

eine Art verzierter Kutschen; aber erst seit hundert Jahren sind vorzüglich die letztern ausnehmend vervollkommnet worden. Und wenn wir nun gar die in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in England erfundenen Eisenbahnen mit hieher rechnen, so muß man gestehen, daß die Mittel, Waaren und Menschen schneller und möglichst sicher von einem Orte der Erde zum andern zu transportiren, zu einem ausnehmend hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Straßenpflaster hatten zwar schon mehrere Städte vor Christi Geburt, aber es war noch im Vergleich mit dem neuen, sehr unvollkommen. Manche Städte des Alterthums hatten wahrscheinlich auch schon, wenigstens in den Hauptstraßen, eine öffentliche Beleuchtung, z. B. Antiochia und Rom; aber lange dauerte es, ehe diese wohlthätige Einrichtung allgemein wurde. Paris erhielt ja die Straßenbeleuchtung erst in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts; Hamburg, Berlin und andere wichtige Städte Teutschlands noch später. Die von den Engländern zu Anfang des 19. Jahrhunderts erfundene Steinkohlengasbeleuchtung fängt erst jetzt an, auch in Teutschland weiter und weiter sich auszubreiten.

Eine herrliche, außerordentlich nützliche Anstalt sind unsere Posten, sowohl die fahrenden als reitenden. Unbeschreiblich viel haben sie zum Fortschreiten der Cultur des Menschen und der Annehmlichkeit des Lebens beigetragen. Die Posten, welche Kaiser Augustus errichtet hatte, waren freilich nur unvollkommen. Das außerordentlich schnelle Verbreiten von Nachrichten in die Ferne hinein mittelst der Telegraphen, welche der Franzose Chappé im Jahre 1793 erfand, darf gewiß als eine der schönsten und merkwürdigsten Erfindungen gepriesen werden.

Haus- und Reiselaternen gab es schon in den ältesten Zeiten. Auch Soldaten führten sie bei ihren nächtlichen Märschen bei sich. Doch auch diese höchst nützlichen Geräthe, so wie die Lampen sind in neuerer Zeit ausnehmend verbessert und verschönert worden. Namentlich haben seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Argand und Rumford durch ihre neu erfundenen Dochte und die hin und wieder errichteten Lackierfabriken sehr viel dazu beigetragen. Der Engländer Davy, dem man in neuerer Zeit so viele wichtige Erfindungen verdankt, verdient schon allein durch die Erfindung seiner Sicherheitslaterne für die Bergleute die schönste Bürgerkrone. Trefflich lackierte Waaren zu mancherlei Gebrauch hatten

die Japaner und Chinesen schon lange; die Europäer aber, vorzüglich die Engländer, hatten es seit einigen Dutzend Jahren in der Verfertigung derselben, besonders was Schönheit betrifft, sehr viel weiter gebracht.

Leuchtthürme, zur Sicherheit für die Seefahrer, hatten die Alten schon. Heutiges Tages sind die Thürme freilich, wie überhaupt so unzählig Vieles, weit vollkommener. Der in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts erfundene Kompaß trug zur Sicherheit der Menschen auf dem Meere gleichfalls außerordentlich viel bei. Wurden auch Sonnenuhren, Wasseruhren und Sanduhren von verschiedener Art mit Nutzen schon von den alten Chaldäern, Ägyptiern und Chinesen zur Eintheilung des Tages in Stunden gebraucht, so gaben doch die im 11. Jahrhundert erfundenen Räderuhren, und zwar die auch als Thurmuhren oder öffentliche Uhren gebrauchten Gewichtuhren, viel bequemere und bessere Zeitmesser ab. Und nun gar die in dem 14. Jahrhunderte von einem Teutschen erfundenen Taschenuhren! Nicht leicht gibt es etwas Schöneres, Sinnreicheres und Nützlicheres, als diese Maschinen, namentlich als die Repetir-Taschenuhren.

Teutsche überhaupt haben einen sehr großen Antheil an den wichtigsten Erfindungen der neuern Jahrhunderte. Teutsche erfanden im zehnten auch die Windmühlen, welche erst im 16. Jahrhundert die Holländer verbesserten. Teutsche erfanden am Ende des 13ten oder im Anfange des 14. Jahrhunderts die eigentlichen Orgeln; und ein paar hundert Jahre nachher erfanden sie die Ölmalerei. Teutsche erfanden im 14. Jahrhundert die Maschinen zum Drahtziehen und später auch mehrere Maschinen zum Prägen der Münzen. Ein Teutscher erfand im Jahre 1430 die Buchdruckerkunst, und seit einer kurzen Reihe von Jahren auch die Schnellpresse zum Buchdrucken. Ein Teutscher erfand ferner kurz vor der Mitte des 15. Jahrhunderts die Kupferstecherkunst und vor ungefähr 30 Jahren die Lithographie oder Steindruckerkunst. Chinesen, Indianer und andere alte Völker verstanden zwar schon die Holzschneidekunst; doch haben die Teutschen diese Kunst in der Mitte des 14. Jahrhunderts gleichsam für sich erfunden und dieselbe nachher weiter gebracht, als sie vorher je bei andern Völkern gewesen war. Die Teutschen erfanden am Ende des 14. Jahrhunderts das Leinenpapier, nachdem die

Araber im eilften Jahrhunderte die Kunst, Baumwollenpapier zu verfertigen, nach Europa gebracht hatten. Eine Teutsche in Sachsen erfand in der Mitte des 16. Jahrhunderts das Spitzenklöppeln, und wahrscheinlich erfand auch ein Teutscher schon im Anfange des 14. Jahrhunderts die Sägmühlen. Ein Teutscher soll im 14. Jahrhundert das Schießpulver erfunden haben; doch ist es viel wahrscheinlicher, daß diese Erfindung, so wie die der Feuergewehre, schon in den ersten christlichen Jahrhunderten von den Chinesen gemacht worden war. Dagegen ist es gewiß, daß ein Teutscher in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Luftpumpe und die Elektrisirmaschine erfand, und daß Teutsche auch mehrere der vornehmsten musikalischen Instrumente, namentlich unser Fortepiano zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfanden. Engländer übertreffen die Teutschen in der Anzahl wichtiger Erfindungen erst seit hundert Jahren, wie namentlich die Erfindung der Spinn- und Krempel-Maschinen, der Webemaschinen, Tuchscheer-Maschinen, der Maschinen zur Verfertigung des endlosen Papiers, der hydrostatischen Presse, der Dampfmaschinen und der Eisenbahnen darthut.

Ägyptier und Chinesen verfertigten schon im grauen Alterthum irdene Geschirre, und die Töpferscheibe zum Drehen des Thons kannten wenigstens die Griechen schon. Die geschmackvollen Formen mancher alten Geschirre werden noch jetzt von unsern Arbeitern, welche thönerne Geschirre verfertigen, zum Muster genommen. Das sieht man an manchen Gefäßen desjenigen englischen Steinguts, welches seinem Erfinder zu Ehren Wedgewood genannt wird. Porcellan, die herrlichste irdene Waare, verfertigten die Chinesen in uralten Zeiten schon; das weit schönere europäische Porcellan erfand vor hundert Jahren ein Teutscher in Sachsen.

Nicht bloß Messing, sondern auch Stahl verfertigten die Alten schon. Von Letzterm sind in neuerer Zeit freilich mehrere besonders nützliche Arten, wie z. B. der englische Gußstahl, erfunden worden. Messer kannten und gebrauchten die Alten auch schon, namentlich Messer zu allerhand Gewerben und Tischmesser. Tischgabeln hingegen hatte man in den alten Zeiten noch nicht, sondern nur gabelartige Werkzeuge zu anderm Gebrauch. Kaffee scheinen die Araber zuerst bereitet zu haben. Diese haben auch die Kunst, zu destilliren und namentlich Branntwein zu

brennen, welche eine morgenländische Erfindung ist, nach Europa gebracht, so wie dieselben Völker wahrscheinlich, wenigstens schon im 11. Jahrhundert, die Kunst verstanden, aus dem Safte des Zuckerrohrs Zucker zu sieden. Bier gab es ebenfalls in den ältesten Zeiten. Alle diese Künste sind nachher, besonders in der neuesten Zeit durch allerlei, zum Theil sehr sinnreiche Erfindungen vervollkommnet worden. Araber wandten auch schon heiße Wasserdämpfe zum Kochen mancher Speisen an.

Wasserpumpen und Feuerspritzen hatten die Griechen schon. Wie sehr sind aber auch diese bisher verbessert worden! Mit Brennspiegeln oder Hohlspiegeln machte der alte Grieche Archimedes bewunderungswürdige Experimente. Die eigentlichen Brillen kamen erst im 13ten, die Fernröhre und zusammengesetzten Mikroskope am Ende des 16. Jahrhunderts zum Vorschein. Diese Instrumente, insbesonders die Fernröhre, gehören zu den allerwichtigsten Erfindungen in der Welt. An sie schließt sich in Hinsicht der Nutzbarkeit die um die Mitte des 17. Jahrhunderts gemachte Erfindung des Barometers und Thermometers.

Die Erfindung des Luftballons, im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, erregte die höchste Bewunderung. Besonders hoch geschätzt wurde ferner die von dem Amerikaner Franklin gemachte Erfindung des Blitzableiters; die Erfindung der Volta'schen Säule im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts eröffnete gleichsam eine neue Periode für manche Lehren der Physik und Chemie.

Mathematik wurde schon von den Morgenländern getrieben, vorzüglich von den Chaldäern und Ägyptiern. Insbesondere hatten die Chaldäer die ältesten Astronomen, welche unter andern auch die Sonnenuhren erfanden. Welch' herrlichen Erfolg hat die im 16. Jahrhundert gemachte Erfindung unsers jetzigen Weltsystems, wodurch Kopernikus unsterblichen Ruhm sich erwarb! Und wie wichtig für die Astronomie war seit des berühmten Herschel's Zeit die Entdeckung der neuen Planeten!

Indier, Ägyptier und Griechen hatten schon allerlei musikalische Instrumente. Ägyptier und Hebräer machten besonders von Blasinstrumenten Gebrauch. Ägyptier und Chaldäer trieben auch schon die Malerkunst, aber erst von den Griechen wurde diese Kunst auf eine bedeutende Höhe gebracht. Außerordentlich viel

leisteten in diesen Künsten später andere europäische Völker, namentlich Italiener, Teutsche, Franzosen und Niederländer.

Zu den allerwichtigsten Ereignissen gehört unstreitig die Entdeckung von Amerika durch Columbus am Ende des 15. Jahrhunderts. Manche andere wichtige Ereignisse wirkten auf andere Weise höchst nützlich für das Menschengeschlecht. Dahin kann man die Errichtung von Apotheken rechnen, im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Und wie wenige Ereignisse waren wohl wichtiger, als die am Ende des 18. Jahrhunderts von dem Engländer Jenner gemachte Erfindung der Schutzpocken-Impfung!

v. Poppe.

19.

Die Erfindung des Luftballons.

Die Erfindung des Luftballons gehört zu den merkwürdigsten. Die Gebrüder Montgolfier zu Annonay in Frankreich kamen zuerst auf den Gedanken, große papierne Ballons zu verfertigen und die darin befindliche Luft durch ein unter der Öffnung angebrachtes Feuer zu verdünnen, folglich die Ballons dadurch so leicht zu machen, daß sie von der äußeren Luft in die Höhe getrieben wurden. Im Jahre 1783 machten sie den ersten großen Ballon; er hatte 35 Fuß im Durchmesser, und nahm, als er emporstieg, noch einige Zentner Gewicht mit in die Höhe. Noch in demselben Jahre stieg in einem solchen, aber noch größern Ballon, der französische Physiker Rozier in die Luft. Da der Ballon mit Stricken festgehalten wurde, so konnte er nur auf eine gewisse Höhe kommen. Aber drei Wochen später machte derselbe Naturforscher mit dem Marquis d'Arlandes eine wahre Luftreise in einem solchen Ballon, der 74 Fuß hoch und 48 Fuß weit war. Noch mehrere solche Reisen machte Rozier bald darauf. Als er aber am 15. Junius 1785 mit Romain, von Calais aus, in die Luft stieg, um nach England hinüber zu setzen, da entzündete sich der Ballon unglücklicherweise, beide Luftschiffer stürzten unweit Boulogne von einer ungeheuern Höhe herab und brachen den Hals.

Die papiernen Luftballons wurden Montgolfiere genannt. In demselben Jahre, wo sie erfunden wurden, verfertigten die Franzosen Charles und Robert große taffetne, an den Nähten mit einem Firniß luftdicht gemachte Ballons, welche sie mit derjenigen sehr

leichten Luftart füllten, die man brennbare Luft oder Wasserstoffgas nennt. Sie selbst stellten in einem solchen Ballon am 27. August 1783 die erste Luftreise an. Blanchard, Garnerin, Robertson und andere wurden ihre Nachfolger. Vorzüglich berühmt als Luftschiffer wurde Blanchard. Er allein hatte in seinem Leben 61 Luftreisen unternommen. Seine Frau setzte nach seinem Tode die Luftreisen fort. Wie häufig in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts solche Ballons zur Beobachtung der Feinde angewendet wurden, ist bekannt genug. Die Kunst, den Luftballon zu leiten, damit der Luftfahrer sich nicht dem Winde allein zu überlassen braucht, ist noch nicht erfunden worden.

v. Poppe.

20.

Die Eisenbahnen.

Von allergrößter Merkwürdigkeit und Wichtigkeit war die Erfindung der Eisenbahnen mit den darauf laufenden Fuhrwerken. Seit die Welt steht, hat es schwerlich eine Erfindung gegeben, die so berühmt geworden ist, und so hohes Interesse von Seite aller Menschen erregte, als jene in neuester Zeit. Kann man ja jetzt da, wo Eisenbahnen sich befinden, gleichsam im Fluge, in 8 — 10 Minuten ein Paar Stunden weit fortkommen.

Im Jahre 1768 wurden die Eisenbahnen in England von Edgeworth erfunden. Bei den ersten Eisenbahnen waren die genau aneinander gepaßten platten eisernen Schienen, worauf die Wagenräder unmittelbar liefen, auf ununterbrochen fortgehenden hölzernen Riegeln durch eiserne Nägel so aneinander befestigt, daß die Nagelköpfe außer der Bahn der Räder sich befanden. Die Räder selbst bestanden, so wie die Schienen, aus Gußeisen. Erst später befestigte man die Schienen auf kubischen steinernen Blöcken, die in den Erdboden fest eingelassen werden. Sollten die Wagenräder auf den nur wenige Zoll breiten und 5 — 6 Zoll von der Erde entfernten Schienen geradeaus laufen, ohne davon abfallen zu können, so mußten entweder die Radfelgen oder die Schienen selbst einen Falz haben, welcher dieß verhütete. Die ersten Eisenbahnen waren solche, wo nicht die Schienen, sondern die Räder einen Falz hatten. Diese sogenannten Riegelwege sind auch noch immer die beliebtesten geblieben.

Bis zum Jahre 1811 wurden die Fuhrwerke auf Eisenbahnen nur durch Pferde getrieben, und in der Regel waren die Fuhrwerke selbst bloß gußeiserne Steinkohlenwagen, Eisensteinwagen, Kalksteinwagen 2c. Seit jenem Jahre aber fing man an, zur Betreibung der Fuhrwerke auf Eisenbahnen, statt der Pferde auch Dampfmaschinen anzuwenden. Erst seit einer kurzen Reihe von Jahren hat man in England, in Frankreich und in Amerika auch angefangen, Postwagen und Güterwagen auf Eisenbahnen durch Dampfmaschinen forttreiben zu lassen. Eine Dampfmaschine zieht eine lange Wagenreihe, gleichsam im Schlepptaue, pfeilschnell hinter sich her, und jeder Wagen ist entweder mit Personen oder mit Gütern angefüllt. So geht der Zug nicht nur auf horizontalen Wegen fort, zuweilen zwischen durchgehauenen Bergen hindurch, oder unter Bergen, in eigens gegrabenen Stollen (Tunnels) hin, wie bei der berühmten englischen Eisenbahn von Liverpool bis Manchester, oder um Berge herum, sondern auch über Berge hinüber.

v. Poppe.

21.

Die Buchdruckerkunst.

Johann von Sorgenloh, genannt Gansfleisch zu Guttenberg (von seinem Hause zum guten Berge) in Mainz, war der Erfinder der Buchdruckerkunst. Dieser Mann, am meisten unter dem Namen Guttenberg bekannt, und im Jahre 1401 zu Mainz geboren, sah einst, daß die Spielkartenmacher den Umriß der Kartenfiguren mit Überschriften und einigen Zeilen Text in Holzschnitten, auf Papier abdruckten und dann mit Farbe ausmalten. Er dachte auf weitere Anwendungen dieses Verfahrens nach, und kam so auch auf den Gedanken, ob es wohl nicht möglich sey, mit einzelnen hölzernen Buchstaben ein ganzes Buch hervorzubringen; denn das mußte er leicht einsehen, daß der Abdruck der Bücher von geschnittenen Holztafeln sehr mühsam und kostspielig seyn würde, weil zu jeder Seite eines Bogens eine neue Tafel, zu jedem neuen Buche lauter neue Tafeln, und zu einem dicken Buche, wie z. B. die Bibel, gar viele solche Tafeln erforderlich wären. Unaufhörlich verfolgte ihn jener Gedanke, und mancherlei Versuche machte er, ihn auszuführen, besonders als er sich im Jahre 1430 nach Straßburg begeben hatte, um sich daselbst vom Steinschneiden, Stein-

schleifen u. dgl. zu ernähren. Im Jahre 1436 war er mit seinen Versuchen so weit gekommen, daß er wirklich zur Ausführung schreiten konnte. Hanns Dume und Konrad Sasbach halfen ihm dabei, so wie Dritzehen und Heilmann ihn zugleich mit Geld unterstützten. Sasbach machte die Presse. So kam nun seine Druckerei mittelst beweglicher Lettern, erst hölzerner, dann auch bleierner, zu Stande.

Im Jahre 1445 ging Guttenberg nach Mainz zurück, und nun fing er eigentlich erst an, wirklich Bücher zu drucken, wobei er seine Kunst fast täglich vervollkommnete. Er verband sich hier vom Jahre 1449 an mit dem reichen Bürger Johann Fust oder Faust, einem gebornen Engländer, dem Bruder desselben, Jakob Faust, und dem Peter Schoiffer, einem Geistlichen aus Gernsheim, zu einer typographischen Gesellschaft. Die eigentliche Buchdruckerschwärze, aus Ölfirniß und Kienruß, war so eben von Guttenberg und Faust erfunden worden; Schoiffer aber, vom Jahre 1453 an gleichsam der Vollender der Buchdruckerkunst, erfand für die Schriftgießerei die Vater- und Mutterformen (Patrizen und Matrizen); auch machte er das Blei zu den Lettern durch einen Zusatz von Spießglanz härter und haltbarer. Als nun wirklich mehrere Bücher gedruckt worden waren, da fand man, daß man dieselben um einen zehnmal geringern Preis verkaufen konnte, als früher die von Mönchen besorgten Abschriften.

Guttenbergs häusliche Lage war von der Art, daß er nicht im Stande war, seinem Collegen Faust die Zinsen des von ihm erhaltenen Capitals ordentlich abzutragen, noch viel weniger das Capital ihm zurückzuzahlen. Faust verklagte ihn deßwegen und ließ sich durch einen richterlichen Spruch in den alleinigen Besitz der Druckerei setzen. Auch verband er sich mit Schoiffer noch enger, und nun betrieb er das Drucken erst recht mit Eifer. Aber auch Guttenberg selbst hörte nicht auf, Buchdrucker zu seyn; vielmehr legte er, von dem Mainzischen Syndikus Homery unterstützt, eine neue Druckerei an. Churfürst Adolph II. machte ihn zum Hofcavalier und gab ihm einen ansehnlichen Gnadengehalt. Bald entstanden auch an andern Orten Druckereien, z. B. im Jahre 1450 zu Bamberg, 1465 zu Nürnberg, 1466 zu Augsburg, 1467 zu Rom, 1469 zu Neapel, 1493 zu London u. s. w.

v. Poppe.

22.
Die Steindruckerei oder Lithographie.

Die Lithographie, eigentlich aus der Steinzeichnerei, Steinätzerei, Steinstecherei und Steindruckerei bestehend, wurde in den letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts von einem zwanzigjährigen Jüngling Aloys Sennefelder in München, gebürtig aus Prag, erfunden, und zwar nicht, wie so viele Künste durch Zufall, sondern durch tiefes Nachdenken und unermüdet angestrengten Fleiß. Obgleich, nacheinander, erst Student der Rechte, dann Schauspieler und hierauf gemeiner Artillerist, so fand er doch besonders vielen Gefallen an Kupferstecherei und Buchdruckerei; und allerlei Versuche machte er, um in diesen Künsten etwas Neues zu erfinden. So versuchte er es im Jahre 1796, auf geschliffene und polirte Kalkschieferplatten nach Kupferstecherart zu ätzen, die dadurch entstandenen Vertiefungen mit Schwärze zu versehen und dann die Platten wie Kupfertafeln abzudrucken. Der Versuch fiel aber nur unvollkommen aus. Nach einiger Zeit kam er auf den Gedanken, mit einer aus Wachs, Seife und Kienruß zusammengesetzten Dinte auf die Steinplatte zu schreiben und dann die Platte mit Scheidewasser zu ätzen. Wirklich erhielt er nun durch das Abätzen der Steintheile an denjenigen Stellen, wo nichts von jenen fetten Dingen befindlich war, eine erhabene Schrift. Dieß konnte dann nach Art der Buchstabenlettern oder der Holzschnitte geschwärzt und abgedruckt werden. Dieß freilich noch unvollkommene Verfahren sah Sennefelder als den ersten Anfang der Lithographie an. Um diese Kunst, die auch Schmidt und Steiner in München, so wie André in Offenbach bald kennen lernten und namentlich zum Notendruck benutzten, gehörig ausüben zu können, erfand Sennefelder dazu erst die sogenannte Galgen- oder Rahmenpresse und etwas später die Walzenpresse.

In London, Wien und München hatte Sennefelder die Beschreibung seiner Erfindungen niedergelegt und von den Höfen der beiden letztern Hauptstädte dafür ein Privilegium erhalten. Er hatte aber auch bald darauf die Geheimnisse seiner Kunst an André in Offenbach verkauft, und sich selbst an letztern Ort begeben. Hier kam er zuerst auf die Idee, die Lithographie auf den Kattundruck und zwar auf den Walzendruck anzuwenden. Theils durch Glieder seiner Familie, theils durch Diejenigen, an welche er sein Wiener

Privilegium abtrat, theils durch Arbeiter in den Steindruckereien wurden die Geheimnisse nach einiger Zeit bekannt und da entstanden denn, seit dem Jahre 1806, an verschiedenen andern Orten gleichfalls lithographische Anstalten, z. B. in Stuttgart, Karlsruhe, Frankfurt am Main, Berlin, Regensburg.

In Frankreich errichtete Cheuvron zuerst eine lithographische Anstalt. Guyot Desmares folgte ihm. André in Offenbach trug viel zur Verbreitung dieser Kunst in Frankreich und England bei, in letzterem Lande auch Ackermann. Im Jahre 1807 errichtete Grünewald in Mailand, bald nachher Mettenleithner in Rom, eine Steindruckerei. Später wurde diese Kunst auch nach Petersburg, nach Philadelphia, sogar nach Astrachan und noch andern entfernten Plätzen hin verpflanzt.

Seit dem Jahre 1809 machte Sennefelder in der Lithographie noch immer mancherlei Verbesserungen und neue Erfindungen. So lieferte er unter andern den Ölgemälden gleiche Steinabdrücke, denen man es nicht ansah, daß sie bloß durch den Druck zum Vorschein gebracht worden waren. So erfand er eine neue Methode, Bilder, Tapeten, Spielkarten und selbst Kattune sehr schnell lithographisch zu drucken. Auch erfand er einige neue Aquatinta-Manieren, so wie die gespritzte Manier oder vertiefte Kreiden-Manier. Im Jahre 1813 erfand er sein Steinsurrogat oder Steinpapier statt der natürlichen Kalkschiefersteine.

v. Poppe.

23.

Der Niagarafall.

Von Buffalo führt eine Eisenbahn nach dem 20 Meilen entfernten Dorfe Niagara. Der Fluß gleichen Namens verbindet den Erie- und Ontario-See, und bildet die Gränze zwischen Brittisch-Amerika oder Canada und den Vereinigten Staaten. Zwei Ströme sind es, durch eine Insel getrennt, — sie sollen zusammen den vierten Theil alles süßen Wassers von ganz Amerika mit sich führen — die hier sich jählings in eine Tiefe von mehr als 200 Fuß hinunterstürzen, die Luft auf Meilenweite mit ihrem Donner erfüllen und die felsigen Ufer ringsum erzittern machen. Der größere der beiden Wasserfälle, in Gestalt eines Hufeisens, fällt auf der canadischen Seite zwei Meilen breit herunter, der kleinere in einer Ausdehnung von einer Meile, ist auf amerikanischem Gebiet.

Zu Staub zerschmettert, steigt der eine Theil der Gewässer in silbergrauen Wolken auf, und spiegelt im prachtvollen Regenbogen die Farben des gebrochenen Lichts, während der andere Theil in stürmischen, hochaufschlagenden Wellen sich Bahn bricht, und den zischenden Schaum an die Felsstücke wirft, die seinen Lauf zu hemmen suchen.

Von Table rock auf der canadischen Seite genießt man die beste Ansicht beider Fälle. Es ist eine weithinausragende Felsplatte, auf die man sich gestreckten Leibes legen muß, wenn man nicht schwindeln will beim Anblick in die schauerliche Tiefe. Wie winzig nimmt sich da unten „das Nebelmädchen" aus, ein Dampfboot, das hart an dem Fuße der Fälle sich vorübertreibt! Wie schaukelt dort, gleich einer Nußschale, der Kahn, der die Fremden von der amerikanischen Seite herüberbringt, daß man meint, er schlage jeden Augenblick über! Wie rauscht's und wühlt's da unten im Thale, und wirft uns den glänzenden Staub herauf!

Die Majestät dieser Natur aber ganz würdigen zu können, muß man das Wagniß unternehmen, hinter den Fall zu gehen. Im nahen Gasthause erhält man Überkleider von Wachstuch und einen gleichen breitränderigen Matrosenhut, und steigt nun, von einem Führer begleitet, eine hohe Wendeltreppe hinunter bis in die Hälfte des Thals. Von da geht der Weg, der immer schlüpfriger und gefährlicher wird, hart an der Uferwand vorüber, dem Sturze zu. Der immer dichter werdende Staubregen droht Einen niederzuhageln, und so muß man vorsichtig, Tritt für Tritt, die Augen gegen die Wand gekehrt, im Rücken den Abgrund, vorwärts. Etwa eine Viertelstunde waren wir so in den dunkeln Raum hineingegangen, als der Führer Halt machte, und mich umwenden hieß. Wer beschreibt das Gefühl, das ich empfand, als ich, mit dem Rücken straff an die Wand gelehnt, vor mir die durchsichtige Wassermasse unter erdrückendem Getöse in den Abgrund zu meinen Füßen stürzen sah und ringsum, vielleicht auf eine Meile, keine lebende Seele erblickte als meinen Begleiter, den alten Canadier? Ein Stoß — und kein menschliches Auge würde je mehr auch nur eine Spur deines Leichnams finden!

Otto v. Hefner.

24.
König Watzmann.

Im Südosten bei Salzburg steht der eisgraue, schneeumscheitelte, felsnackte Watzmann, von sieben niedrigeren Zacken, er der höchste Spitzberg der Gegend, umgeben. Sein Gipfel aber bildet zwei Zinken. Zu seinen Füßen glänzen zwei tiefe, schroffe, von Felsen eingeschlossene Seen. Von diesem Watzmann aber erzählt das Volk folgende Sage altersher.

Vor langen Zeiten herrschte derselbe in diesem Lande als König Watzmann. Schon an der Mutterbrust hatte er Blut getrunken, und war stolz und grausam, und kannte keine Liebe, und von ihr war kein Zug in seinem Herzen. Wilde Jagd war seine Lust; wenn ihn Rüden umgaben, Hörner in dem Walde ihn umhallten, Hofgesinde und Knechte, Weib und Kinder ihm nacheilten — da war sein Herz befriedigt. Da ging es, Tags ein, Nachts aus, durch stille Gründe und steile Klüfte, die von seiner Rosse Hufen und dem Rüdengebell wiederhallten, wie des Landmanns Saaten seine verwüstenden Spuren davon trugen.

Wie er einst also zu Walde jagte, saß vor der Hütte eine Hirtin auf frischem Heu in harmloser, stiller Freude, und wiegte ihr schlummernd Kind im Arme; neben ihr lag ihr getreuer Hund, der Hütte und Heerde bewachte.

Da tobte die Königsjagd heran, die wilden Rüden stürzten auf den Schäferhund, einer von ihnen zerfleischt das schlafende Kind und wirft die erstarrte Mutter nieder. Der König aber geht hinzu und weidet sein wildes Herz. Da springt, von dem Gebell der Hunde und der Seinen Jammergeschrei aufgeschreckt, der Vater aus der Hütte mit dem Bogen in der Hand, und, wie er das Entsetzliche erblickt, streckt er die wüthende Rüde mit einem Pfeile nieder.

Als aber der König sein liebstes Unthier fallen sieht, durchzuckt es sein Herz, seine Augen rollen, die Zähne knirschen und er hetzt Knechte und Hunde auf den Hirten an, und alle umringen zu der raschen Menschenhetz den Armen. Der aber reißt sein Weib empor in seine Arme, blickt auf sein zerfleischtes Kind, schaut gegen Himmel, preßt sein Weib an die Brust, daß beide, im Tode Eins, von den Wüthenden zerfleischt werden, und auf ihr todtes Kind niedersinken.

König Watzmann aber schaut hohnlachend und frohlockend drein. Da erhebt sich aus der Erde Schooß ein Brausen, der Sturmwind heult los, als wollte die Welt aus Angeln und Fugen gehen; eine Feuersäule steigt empor und umschlingt die wilde Brut. Da strömt ihr Blut zu zwei Seen aus und die Riesenleiber werden zu Stein. So stehet der König Watzmann, ein Riesenfels, ewig zum Zeichen, mit seinem eiserstarrten Herzen, umgeben von seinen sieben Kindern, die an des Vaters Halse jammernd hangen, daneben des Wütherichs Weib — und spiegeln sich in ihres eignen Blutes Seen.

Maßmann.

25.

Der Untersberg bei Salzburg und seine Volkssagen.

Aus grünem Moorgrunde steigt in Salzburgs Nähe, wie einzeln sich ein düsteres Hühnengrab auf öder Haide erhebt, der **Untersberg** empor mit seinen dunkeln Tannen, steilen Marmorwänden und kalten Grotten. Ihn brachte vor allen den Bergriesen, die von nah und fern in das schöne Salzachthal schauen, die aufgeregte Phantasie mit den wunderbarsten Volksmährchen in Verbindung, und schuf ihn zum Wunderberge, in dessen Innern, im weiten Marmorsaale, ein gebannter Kaiser mit seinem Hoflager und seiner Ritterschaar sich aufhält, und Paläste, Kirchen, Klöster, Gärten, Gold- und Silberquellen prangen. Nachts ertönt aus des Berges Höhlen Kriegsgetümmel und Schlachtgeschrei, besonders bei nahendem Kriege. Wilde Ritter und Knappen durchstürmen, dem Landvolke zum Schrecken, sich selbst zur Pein, auf feurigen Rossen, in glühenden Panzern, mit sprühenden Waffen die benachbarten Gefilde und kehren mit scheidender Nacht in den Berg zurück. Um eilf Uhr kommen die Riesen hervor, steigen zum Gipfel und schauen unverwandt gegen Osten. Wenn die Glocke Mitternacht schlägt, erlischt das ihnen vorausgehende Flammenlicht, die Riesen verschwinden und es kommen die Zwerge hervor, die das Erz brechen.

Die Fluren der Umgegend sind seit langer Zeit durch unstäte Sagen einer versunkenen Stadt, sowie durch dunkle geschichtliche Erinnerungen und Geistersagen berühmt, die gewöhnlich in Gegenden einheimisch sind, die Zeugen großer Begebenheiten waren. Erzählungen solcher Art enthalten die Spuren uralter Thatsachen, die, zu Schattenbildern geworden, in dem Gedächtnisse der Nachkommen

Gestalt und Farbe verloren und sich zu Gespenstern verflüchtigt haben.

Der Mährchenkreis dehnt sich in weiten Ringen um den Untersberg aus. Ihn umfließt der Zauberduft des Daseyns von Wesen höherer und niederer Art, welche die Gabe besitzen, den Menschen neben den Schätzen der Erde auch die Zukunft aufzuschließen. Zwerge und Riesen, ja selbst die wilde Jagd beleben die Gegend. In langen Zügen wallen die Bergmännchen durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach den benachbarten Kirchen und feiern in Sanct Bartholomä am Königssee, in Greting, im Münster von Berchtesgaden und selbst im hohen Dome von Salzburg zur Mitternachtsstunde, bei tageheller Beleuchtung, unter Glockenklang, Orgelton und Chorgesang den Gottesdienst, und kehren, ohne daß man ihre Schritte vernimmt, wieder zurück. Die Bergmännchen öffnen den Menschen die Hallen des mächtigen Untersberges und lassen sie die Pracht seines Innern schauen.

Neben den Bergmännchen erscheinen als verwandte, doch niederer gestellte Wesen die Moosmännchen und die Moosweibchen, welche rings um den Untersberg in den öden tiefen Mooren und auf den Haiden hausen, dort ihre Lagerstellen haben und nur dürftig mit Moos, Schilf und Gras sich bedecken. Ohne Tücke, scheu und furchtsam erliegen sie bei heranbrausender wilder Jagd der Gewalt des höllischen Jägers, der ihre zerstückelten Glieder, als Jagdbeute, an die Scheunen heftet. Bittend wendet sich daher, nach der Sage, ein kleines Moosweibchen an einen Holzhauer auf dem Untersberge, daß er auf die geschlagenen Stämme drei Kreuze einhaue, damit sie mit ihren Gefährten sich darauf setzen möge und ihr der wilde Jäger dann nichts anhaben könne.

Drei Sagen ziehen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es sind die nachstehenden.

Kaiser Karl der Große sitzt im Krönungsornate mit Krone, Scepter und Schwert in einer großen prachtvollen Halle auf goldenem Thronsessel, in schlafähnlicher Erstarrung, an einem runden Marmortische. Sein Kinn neigt sich gegen letztern, und der von seinem Antlitze herabwallende weiße Bart macht die Runde um den kalten Marmor. Den Kaiser umgeben in engerm Kreise Churfürsten und Erzbischöfe, und rings an den Wänden der mächtigen Wunderhalle stehen die edelsten Fürsten, die tapfersten Ritter Teutschlands mit ihren

Bannern und Wappenschildern. Alle vom Banne gefesselt, erstarrt, lautlos und stumm. Dabei ruht das Schweigen des Todes im weiten Raume und nur nach Ablauf gewisser Jahre löset sich auf Augenblicke die Verzückung, der Kaiser erwacht, hebt den Kopf empor und sendet von seinem dem Leben wieder gegebenen Gefolge einen Edelknaben hinauf zum Geiereck, um nachzusehen, ob noch Raben die Steinklippen des Berges umkreisen. Während dem naht des Kaisers holde Tochter und mißt die Länge des Bartes an der Rundung des Tisches, und wie sie sieht, daß er das dritte Mal noch nicht herumreicht, entströmen Thränen ihren Augen und werden im Geflechte des Haares zu Perlen. Auf des zurückkehrenden Edelknechtes Kunde, daß noch Raben den Berg umschwärmen, flüchtet sich die Kaisertochter in ihre Felsenkammer, das Haupt des Herrschers neigt sich wieder auf die Brust und mit einem kurzen Weheruf versinkt er und das glänzende Gefolge in neue Erstarrung. Doch wenn die Zeit der höchsten Noth über Teutschland hereinbricht, erfüllt sich auch der Spruch der Verzückung. Die Raben verlassen den Berg, um die Leiber der edelsten Teutschen, gefallen durch Verrath, im Kampfe der Zwietracht oder gegen Unterdrückung, zu zerhacken, und der ausgesandte Edelknabe berichtet hocherfreut deren Verschwinden. Indessen hat die Tochter des Vaters Bart gemessen und mit ihm dreimal so den Tisch umkreist, daß seine Spitze das kaiserliche Antlitz wieder berührt. Da küßt das sittige Fürstenkind ihren Vater dreimal auf die Stirn, der ganz erwachend und sich ermannend mit seinem Gefolge im kriegerischen Schmucke die Halle verläßt, vom Berge zum großen Walserfelde hinabzieht und seinen Wappenschild an einen dürren Ast eines Birnbaums aufhängt, der oft verflucht und abgehauen wurde, jedoch immer stark und kräftig wieder nachwuchs. Darauf erschallt sein Heerruf durch Teutschlands weite Gauen, und alle treuen Teutschen eilen, sich unter seinem Schilde zu sammeln. Aber auch alle Feinde Teutschlands und viele seiner eigenen Söhne werden sich zusammenrotten, mit großer Heeresmacht den Kaiser angreifen und ihn und seinen Anhang zu vertilgen suchen. Damit wird eine schreckliche dreitägige Schlacht entbrennen, zu der alle Männer, Weiber und Kinder zulaufen und mitmorden werden. Die Erschlagenen werden Hügel bilden, das Erdreich wird nicht mehr das vergossene Blut einzusaugen vermögen, es wird den Streitern in die Schuhe laufen und des Rasens und Mordens wird

kein Ende seyn, bis am Abend des dritten Tages alle fremden und einheimischen Feinde Teutschlands gedemüthigt, erschlagen und vernichtet sind. Über das blutige Walserfeld wird vom Hohenstaufenberge noch die Sonne ihre scheidenden Strahlen entsenden, wenn von dem großen Wahlplatze der Kaiser mit seinem Heere im Triumphe nach Salzburg zieht, dessen alte Burg einst Zeuge war seiner Verzückung, jetzt Zeuge ist seines Sieges und seiner Herrlichkeit. Die Thore Salzburgs werden zu eng seyn, um die Schaaren der Streiter einzulassen, die Räume der Stadt zu klein, sie zu beherbergen. Am nächsten Morgen aber wird der Kaiser mit allen Bischöfen, Fürsten und Edlen der Wunderhalle und der ihm zugeeilten Tapfern in Salzburgs Dom feierliches Dank- und Lobamt halten, den ewigen Frieden verkündigen und seinen Nachfolger, als ersten des neuen Kaisergeschlechtes, aus Teutschlands edelsten Söhnen erwählen. Darauf wird der Kaiser mit seiner Tochter von Salzburg ausziehen und noch besuchen die Wiege seiner Ahnen, noch besuchen die teutschen Stämme, in ihnen ordnen und schlichten jeden Streit und Hader und gesegnet dann eingehen in die Wohnungen der ewigen Ruhe, des seligen Friedens. —

Lazarus Gitschner hatte im Jahre 1529 den Untersberg in der Absicht bestiegen, um vielleicht den Eingang zu seinem wunderbaren Innern aufzufinden. Als er auf den höchsten Punkt des Berges, den hohen Thron, gelangt war, sah er plötzlich einen baarfüßigen Mönch vor sich stehen, der in einem Buche las und einen großen Schlüsselbund auf den Schultern trug. Als der Mönch die Absicht des Lazarus erfahren hatte, öffnete er eine eiserne Thüre und führte ihn durch ein Thor, bei welchem Letzterer seinen Hut zurücklassen mußte, weil er hier wieder herauskommen würde; zugleich wurde ihm verboten, mit Niemanden außer seinem Führer ein Wort zu sprechen, und anbefohlen, auf Alles wohl zu merken, was er sehen und hören würde. Beim Weitergehen sah Gitschner einen großen Thurm mit einer goldverzierten Uhr, dann ein herrliches, einem Kloster ähnliches Gebäude, mit zwei Glockenthürmen, welches auf einer schönen, weiten Wiese stand, die mit schwarzen und grünen Wald- und Obstbäumen, voll der vornehmsten Früchte, und sehr reinen Brunnenquellen geziert war, von welchen eine mittelst zweier messingenen Röhren in einen großen marmornen Wasserbehälter geleitet war. In diesem Gebäude führte der Mönch den Lazarus in

einen prachtvollen und so großen Tempel, daß er beim Eingange kaum den Hochaltar ersehen konnte, und in welchem beide in großer Andacht beteten. Nach dem Gebete führte der Mönch seinen Begleiter in einen Kirchenstuhl und befahl ihm dort, ihn zu erwarten, indessen aber die Kirche mit ihren 30 Orgeln und mehr als 200 Altären aufmerksam zu betrachten. In seinem Stuhle, nahe bei einer Stiege sitzend, sah Lazarus bei 300 Paar alte und junge Mönche in Holzschuhen herabkommen, die ihn im Vorbeigehen scharf anschauten und am Hochaltar mit großem Eifer Chor hielten, wie es in der Domkirche zu Salzburg gewöhnlich ist. Darauf wurde mit allen Glocken zum Gottesdienste geläutet, große Volksschaaren kamen in schönen Kleidern zur Kirche, die Mönche fingen bei den Altären Messe zu lesen und am Hochaltare das Hochamt zu halten an, und Lazarus glaubte, leibhaftig im Himmel zu seyn, wie alle Orgeln und die Musik ertönten. Nach beendigtem Gottesdienste ging das Volk wieder aus der Kirche, die Mönche über ihre Stiege zurück und sein bald darauf kommender Führer hieß den Gitschner noch etwas warten, weil jetzt Alles zum Essen gehe. Nach 12 Uhr führte der Mönch den Lazarus über 80 steinerne Treppen in ein großes, zu beiden Seiten mit hohen Fenstern versehenes Vorhaus, von welchem er auf die erwähnte Wiese hinabsah. Vom Vorhause wurde dann Gitschner von dem Mönch in das gewölbte, mit Fenstergittern versehene Refectorium geleitet, in welchem 12 lange, prächtige Tafeln standen. Nahe der Thüre setzte der Letztere den Erstern an einen gedeckten Tisch, und während der Mönch das Essen holte, sah Lazarus durch das Fenster ganze Schaaren Volks über die große Wiese von einem Wald zum andern hin- und hergehen. Das gebrachte Essen bestand aus Fleisch, Kraut, Gersten, einem Laibchen Brod und einem guten Becher Wein. Das Speise- und Trinkgeschirr war sehr reinlich und vom feinsten Zinn. Nach dem Tischgebet wurde Lazarus wieder in die mit Leuten gefüllte Kirche und aus ihr zurück durch das Vorhaus in das Refectorium geführt, von welchem er und der Mönch zum Fenster hinaus auf die schöne Wiese hinab sahen, wo wieder viele Leute freund- und gemeinschaftlich hin- und hergingen. Auf die Frage, wer diese Leute seyen, gab der Mönch zur Antwort: „Diese Leute waren Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Ritter, adelige und unadelige Herren und Frauen, Klosterleute, Knechte und Dienstmägde, Reiche und

Arme, Alles rechtliche Leute, welche für Erhaltung des christlichen Glaubens gestritten haben;" unter ihnen waren auch Viele, welche Lazarus selbst noch gekannt hatte, wie Erzbischof Leonhard zu Salzburg, Herzog Albrecht aus Bayern und seine Hausfrau, Prälaten von St. Peter und St. Zeno, und noch viele Andere. Noch fragte Gitschner: wer Derjenige sey, der die goldene Krone auf dem Haupte und den Zepter in der Hand habe? Worauf der Mönch erwiederte: „Das ist Kaiser Karl, der alle übrigen Kaiser und Könige hier unter sich hat, auf dem großen Walserfelde nächst des Untersberges einstens ist verzückt worden, und jetzt hier erscheint, wie er in der Welt aussah." Der Kaiser trug einen langen grauen Bart, der ihm das goldene Bruststück an der Kleidung bedeckte und an Sonn- und Feiertagen in zwei Theile getheilt und mit einem aus kostbaren Perlen gemachten Bande eingebunden war. Er hatte ein scharfes, tiefsinniges Angesicht, war mit Jedem ohne Unterschied sehr freundlich und ordnete Alles mit großer Güte an. Sein zahlreiches Heer konnte Lazarus, trotz alles Schauens, nicht beschreiben. Ebenso konnte er nicht erforschen, wo der Kaiser und wo die vielen Menschen und Soldaten ihre Wohnungen haben, da er außer dem Kloster kein anderes Gebäude sah. Es war eben wieder 7 Uhr, wie bei des Lazarus Hieherkunft. Der Mönch zeigte ihm da zu beiden Seiten 12 geschlossene, mit Eisen fest beschlagene Thüren und sagte: „Diese Thüren gehen nach St. Bartholomäus in Berchtesgaden, nach Salzburg in die herrliche Domkirche, nach Kirchenthal, nach Feldkirch, nach Gmain, nach Seekirchen, St. Michael, St. Gilgen, St. Zeno, Maria Eck und St. Peter und Paul." Einmal mußte Lazarus mit den Mönchen durch eine dieser Thüren gehen. Sie stiegen über eine lange Treppe hinunter, und nachdem sie eine gute Zeit eben fortgegangen waren, sagte der Mönch: „Jetzt sind wir tief unter einem See." Darauf kamen sie in eine Kirche, in welcher die Mönche mit größter Andacht Gottesdienst hielten, nach dessen Beendigung alle wieder in den Wunderberg zurückkehrten. In den folgenden Nächten wurden noch mehrere Gotteshäuser besucht, welchen Weg sie jedesmal in kurzer Zeit zurücklegten und dabei die volle Tageshelle hatten, obgleich keine Sonne zu sehen war. Zum Schlafen hatten die Mönche wenig Zeit, waren aber doch stets munter, wachbar, fröhlich und hielten immer eine schöne Tagesordnung. Lazarus war sechs Tage bei ihnen, hatte selbst nicht den geringsten

Mangel an Essen und Trinken, sah auch die Mönche Speisen und Trank, aber äußerst wenig, zu sich nehmen, konnte jedoch während dieser Zeit nicht wirklich entnehmen, ob diese Wunderbergs-Bewohner Geister seyen oder nicht. Endlich führte der Mönch seinen Gast wieder zu dem Thore, durch welches er hereingekommen war und seinen Hut niedergelegt hatte, und sagte zu ihm: „Jetzt ist es Zeit, daß du wiederum nach Hause zurückkehrst.“ —

Im Jahre 1694 fährt ein Fuhrmann mit einem mit Wein beladenen Wagen aus Tirol nach Hallein, um dort seine Ladung zu verkaufen. Als er bei St. Leonhard gegen die Almbrücke zulenkt, kommt ein Bergmännchen aus dem Untersberge und fragt ihn: woher er komme und was er da führe? Auf die Antwort des Fuhrmanns ersucht denselben das Männchen, mit ihm zu fahren, er wolle mehr und bessere Bezahlung für den Wein geben, als er in Hallein dafür bekommen würde. Der Fuhrmann weigerte sich zwar, dieses zu thun, da er die Fracht dem Besteller abliefern müsse; doch der Zwerg achtet nicht auf die abschlägige Antwort, faßt die Pferde an den Mähnen und sagt: „Fuhrmann! weil du nicht mitfahren willst, so sollst du nicht wissen, wo du bist; ich will dich so führen, daß du dich nicht mehr auskennen sollst.“ Der erschrockene Fuhrmann gab endlich nach, und das Männchen führte die Pferde am Zaum dem Wunderberge zu, wobei es dem Ersteren vorkam, als führen sie auf einer schönen ebenen Straße. Indeß überfiel den Fuhrmann der Schlaf und beim Erwachen sah er ein großes prächtiges Schloß, welches aus roth und weißem Marmor sehr hoch erbaut und mit Fenstern aus Krystall versehen war, in dessen Mitte ein mit Kupfer gedeckter hoher Thurm stand. Außerhalb war eine 30 Klafter hohe und 10 Klafter dicke Mauer um das ganze Schloß; sie erhob sich auf einem behauenen und glatt abgeputzten Felsen. In dieses Schloß mußte der Fuhrmann über sieben Aufziehbrücken und durch mehrere Thore und Schlußgitter fahren. Kaum angekommen, wurde er sogleich von mehreren Bergmännchen freudig begrüßt und der Kellermeister, von etwas stärkerem Körperbau, dem sein Bart über den Bauch und auch das Haar bis über die Hälfte des Körpers hinabreichte, dabei mit vielen Schlüsseln und großen Taschen versehen, hieß ihn willkommen, ermahnte ihn, nicht traurig zu seyn, und versprach, ihm Essen und Trinken zu bringen; trotzdem zitterte der Fuhrmann vor Angst an allen Gliedern. In der Mitte des Hofes

angekommen, wurden die Pferde ausgespannt und in den Stall zur Fütterung, der Fuhrmann aber in den untern Theil des Schlosses geführt, wo er in sehr zierlichen, rein geputzten zinnernen Geschirren schmackhaften Essens und Trinkens so viel erhielt, als er ertragen konnte. Nach dem Essen zeigte man ihm das Schloß. Er wurde über eine Stiege mit 35 messingenen Staffeln in einen mit schönen Tapeten bedeckten Saal geführt, in welchem zwar 20 Schuh hohe und 7 Schuh breite, aber nicht verglaste Fenster waren; darauf in einen prachtvollern zweiten, welcher mit kostbarem Marmor gepflastert war, dessen Seitenwände, wie den Tafelboden klares Gold bedeckte, und der Fenster vom reinsten Kristall hatte. In Mitte dieses Saales standen vier 18 Schuh hohe, von Metall gegossene und fein ausgearbeitete Riesen, welche mit großen goldenen Ketten gefesselt waren. Oben in der Mitte des Tafelbodens war ein Bergmännchen mit einer goldenen Krone, welches die Riesen geschlossen hielt. Ringsum in dem Saal hingen Harnische, Pickelhauben, Schwerter, unbekannte Geschosse u. s. w., und in der Mitte standen kunstvolle Tische, Alles mit Gold reich verziert. Ein dritter Saal enthielt zierliche Bettstätten, reich mit Gold versehen, mit Knöpfen von Edelsteinen, an denen goldene Ketten hingen. Hierauf in ein zwar dunkles, doch sehr reinliches Gewölb geführt, hieß man den Fuhrmann durch eine 6 Zoll weite Öffnung schauen, wo er im halben Zwielichte 50 kleine Mägdlein sah. Darauf wurde über eine Stiege hinunter in einen wohlgebauten Keller gegangen, der mit Weinfässern angefüllt war, daß man kein Ende ersehen konnte. Von diesem Keller geleitete man den Fuhrmann in ein Gewölbe, in welchem sich ein Bergmännchen an eine große runde Tafel setzte, ihm aus einem großen Beutel 180 Dukaten für den zugebrachten Wein auszahlte, und sich höflich dabei bedankte. Hierauf spannten die Bergmännchen die Pferde wieder ein, machten durch einen Stein, der roth und blau schien, sein blindes Pferd sehend, dann begaben sich die Bergmännchen wieder in das Schloß zurück. Der Fuhrmann aber fuhr seinen Weg im Frieden weiter und erkannte die Straße wieder, woher er gekommen war.

J. v. Hefner.

26.

Die Einnahme Roms durch die Gallier.

Einige Zeit nach der Schlacht an der Allia verfloß, während die Barbaren die Leichen plünderten und ihre blutigen Siegeszeichen sammelten; doch schon vor Einbruch der Nacht erschienen ihre Reiter auf dem Marsfeld und vor dem collinischen Thore. Damals hätte nichts sie hindern können, dieses zu sprengen und sich aller Wehrlosen und der gesammten Beute in der Stadt zu bemeistern; aber wenn auch Brennus den Sieg zu vollenden gesucht hätte, wie er ihn als Feldherr entschieden hatte, so fanden seine Befehle jetzt keinen Gehorsam. Verbreitet über die ganze offene Landschaft von der Allia bis zur Stadt, überließen sich die Gallier ungezügelt der Plünderung, der Trunkenheit und allen Gräueln, welche unbeherrschte, brutale Schaaren nach einem Sturm, zuweilen nach einer Niederlage üben. In dieser Auflösung verging die Nacht, der ganze Tag des siebzehnten und noch eine Nacht; ein Theil schwelgte, während Andere, überwältigt von der Ermüdung der Märsche und der Schlacht oder von Trunkenheit, in Schlaf versunken lagen. So verzögerte sich die Unternehmung gegen Rom, und das Daseyn der römischen Nation ward gerettet.

Denn inzwischen ward in der Stadt ein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Vertheidigung war unmöglich; die Flüchtlinge vom rechten Flügel kamen ohne Waffen, die, welche sich nach Veji gerettet hatten, waren auch wehrlos; und hätten sie denn vor den Augen der Sieger, die schon das Marsfeld zu bedecken anfingen, in die Stadt gelangen können? Man beschloß Capitol und Burg mit den Wehrhaftesten zu besetzen und diese mit den Vorräthen zu versehen, welche die gesammte Bevölkerung in wenigen Tagen aufgezehrt haben würde. Auch Schätze und Kostbarkeiten wurden hinaufgeschafft; die Auswandernden, welche sich nach allen Orten zerstreuten, wo sie Gastfreunde und Mitleiden zu finden hofften, nahmen mit sich fort, was sie tragen und wegführen konnten. Die Heiligthümer wurden zum Theil vergraben, zum Theil nach Cäre geflüchtet. Lucius Albinius, ein Plebejer, welcher seine Frau und die Kinder den Clivus des Janiculus hinauffuhr, erreichte die Priester und die Vestalinnen, welche die verehrtesten Heiligthümer unter sich vertheilt trugen; er ließ die Seinigen absteigen, und nahm auf, soviel sein Fuhrwerk fassen konnte. Zu Cäre wurde Alles gewissen-

haft bewahrt, und nach der Räumung führte Albinius, was er fortgeschafft hatte, wieder zurück.

Den Entschluß, die Greise aufzuopfern, kann man allerdings für ein Volk im Alterthum nicht undenkbar nennen; undenkbar aber ist es, daß sie, bewogen durch der Patricier Beispiel, ihr Loos, hingegeben als Opfer, erwartet hätten. Wußten sie denn, daß ein erwünschter Tod sie schnell erlösen, ob nicht unmenschlicher Muthwille sie ihn erst in Martern finden lassen werde? ob sie nicht als Sklaven, nicht nach ihren Kräften, sondern nach der Barbaren Laune würden fortgetrieben werden? Sie konnten Mauern und Thore vertheidigen, konnten im Innern der Stadt mit allerlei Geschoß Gegenwehr leisten, manchen Feind mit sich fortnehmen, wobei, wenn die behaupteten Stadtgegenden in Brand geriethen, dem Sieger die Beute entzogen wäre. Doch kennt nur Livius die starre Resignation. Andere erzählten: während das ganze übrige Volk sich rettete, hätten achtzig Priester und andere von den vornehmsten patricischen Greisen auf dem Forum in Feierkleidern, auf ihren curulischen Thronen sitzend, den Tod erwartet; ein freier, gemeinsamer Entschluß unter Gleichen, denen es unerträglich war, den Gottesdienst und die Republik zu überleben, an dem nichts Unwahrscheinliches ist; am wenigsten, wenn die zum Tod Entschlossenen sich feierlich in die Hände des Oberpontifex für die Republik und zum Verderben der Feinde geweiht hatten. Vollends aber ist es ganz undenkbar, daß Weiber und Kinder größtentheils in der Stadt geblieben wären, wo gränzenlose Schmach und Mißhandlung unausbleiblich sie erwartete, da es doch nicht unmöglich war, sich durch die Flucht zu retten.

Als die Gallier durch das collinische Thor in die Stadt eingebrochen waren, fanden sie Alles öde und ausgestorben; das Grausen, welches einen Fremden ergreift, der im Sommer in einer Stadt des hohen Nordens um Mitternacht Tageshelle und kein Leben auf den Gassen sieht, kam über sie. Alle Häuser waren verschlossen, man zog immer vorwärts bis auf das Forum. Hier erblickten sie in der Höhe die Bewaffneten auf der Burg, auf dem Comitium die curulischen Greise, welche Wesen einer anderen Welt zu seyn schienen. Zweifelhaft, ob nicht die Götter herabgestiegen wären, um Rom zu retten oder zu rächen, näherte sich ein Gallier einem der Priester, Marcus Papirius, und berührte seinen weißen Bart; der Greis schlug ihn zornig mit dem elfenbeinernen Scepter

über den Kopf; der Barbar hieb ihn nieder, und alle wurden umgebracht. Dann begann die Plünderung im ganzen Umfang der Stadt und bald brach hier und dort Feuer aus. Tag für Tag, so lange verborgenes Gut entdeckt ward, erneuerten sich diese Auftritte; die Feuersbrünste vermehrten und verbreiteten sich, und bis auf wenige Häuser auf dem Palatium, welche die Heerführer zur Wohnung für sich erhalten ließen, ward die ganze Stadt eingeäschert.

Auf dem Capitol und der Burg waren an tausend Bewaffnete versammelt, unter ihnen die überlebenden Consulartribunen und jüngern Senatoren. Uneinnehmbar war der Ort nicht; Appius Herdonius hatte den Römern unterliegen müssen; wiederholt liefen auch die Gallier Sturm gegen den Clivus, wurden aber durch verzweifelten Widerstand zurückgeworfen. Darnach rechneten sie auf den Hunger, da an keinen Entsatz zu denken war. Allein als die Eingeschlossenen ausdauerten, mit Wasser durch den Brunnen versorgt, mit Nahrung zur Nothdurft für ihre kleine Zahl, da rächte sich die wilde Verwüstung: die Gallier selbst begannen auf den Brandstätten großes Ungemach zu leiden. Schon die Hundstage, denn der September war zu Rom von jeher, wie diesen Tag, seuchenvoll, erzeugten Fieber, welche die Fremden bei Tausenden wegrafften. Die Gegend, wo die Leichen verbrannt wurden, behielt, so lange das alte Rom bestand, den Namen der gallischen Scheiterhaufen.

Der größte Theil der Gallier scheint, als die Beute erschöpft war, weiter vorwärts und bis nach Apulien gezogen zu seyn; aber auch die Zurückbleibenden hätten bald aufbrechen müssen, wenn nicht Latium durch Brandschatzung oder Plünderung sie ernährt hätte. Zu Veji waren viele aus der Schlacht Entkommene und die Flüchtlinge aus Rom versammelt, aber es fehlten Waffen und ein Anführer; als solchen erwählten sie Marcus Cädicius. Dieser führte sie gegen die benachbarten Etrusker, die, ermuntert durch der Römer Schwäche, sich aufgemacht hatten und das vejentische Gebiet plünderten, wohin der römische Landmann die Trümmer seiner Habe gerettet hatte. Cädicius überraschte und schlug die unedlen Feinde, befreite die Gefangenen, gewann den Raub wieder und rüstete seine wehrlosen Leute mit Waffen der Gefangenen oder Flüchtigen. Die gute Botschaft und die Ermunterung auszudauern, weil man den Entsatz auszuführen gedenke, ward den auf dem Capitol Eingeschlossenen durch einen kühnen Jüngling, Pontius Cominius, über-

bracht, der die Tiber hinabschwamm, nahe am Capitol das Ufer betrat und unbemerkt durch die Posten der Feinde den Berg hinaufkam und zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bemerkten Gallier, daß auf der Bergwand Gebüsch in den Ritzen, woran sich der kühne Abentheurer gehalten, losgerissen und Grasbüschel von Fußtritten herabgestoßen wären. Dort also ließ sich die Burg erklimmen. Sie näherten sich in der Mitternachtsstunde in tiefer Stille; unbemerkt von den Schildwachen und den Hunden hatte ein Gallier schon die Höhe des Felsens erstiegen, als das Geschrei der Gänse, welche, wie sehr auch der Hunger nagte, als der Juno geweiht, geschont wurden, den Altconsul Marcus Manlius weckte, dessen Haus auf der Höhe lag. Er stürzte den Emporgeklommenen zurück, sein Fall warf die Nachsteigenden hinab; der Anschlag war vereitelt. Der achtlose Hauptmann, der die Wache gehabt, ward mit gebundenen Händen hinabgestürzt; dem Retter zum Dank brachte Jeder, der sich in der Burg befand, ein halbes Pfund Korn und einen Viertelschoppen Wein, die kostbarste Gabe in einer Hungersnoth. Diese war so hoch gestiegen, daß die Belagerten das Leder der Schilde und Sohlen verzehrten, als die Gallier dem Antrag, einen Loskauf für die Räumung der Stadt zu nehmen, Gehör gaben. So lange sie hofften, mit Ausharren alle Schätze zu bekommen, welche sich auf dem Capitol befanden, und vornehme Gefangene, die von geflüchteten Angehörigen oder von Gastfreunden gelöst worden wären, hatten sie jeden Vorschlag, sich mit einem Theile zu begnügen, verlacht. Aber ihre Schaaren schmolzen, sie vernahmen, daß die Veneter, des Kriegsvolks Abwesenheit benützend, in ihr Land eingefallen waren; und wenn Brennus einen Theil seiner Leute zurück an den Po gesandt hätte, so konnten die zu Veji Versammelten leicht den Entsatz ausführen. Wie die Romanze von den Mohren erzählt, daß sie, als der Ritter ihnen das letzte nach jahrelanger Belagerung im Schlosse übrige Brod zuwarf, ihr Unternehmen aufgaben und aufbrachen, so dichteten die römischen Lieder, Jupiter habe den Bedrängten durch ein Traumgesicht eingegeben, alles vorräthige Mehl zu verbacken und die Brode gleich Steinen auf die Angreifenden zu schleudern: sie hätten ihm vertraut, und die Gallier sich eingebildet, daß Jene im Überfluß säßen. Man ward einig, daß sie tausend Pfund Gold empfangen sollten, um Rom und die Landschaft zu räumen. Als

es dargewogen ward, ließ der gallische Heerführer falsches Gewicht bringen und da Quintus Sulpicius gegen die Ungerechtigkeit ausrief, legte er obendrein Schwert und Wehrgehenk auf die Schaale; daher die Worte: „Wehe den Besiegten!“ im Andenken geblieben sind.

Als dieses vorging, rückte der Dictator Camillus, mit seinem Heere aus Veji zu Hilfe kommend, in das Thor ein und eilte auf das Forum. Die Götter wollten nicht, daß Roms Daseyn erkauft seyn solle; er kam, ehe das Gold übergeben war, und verwarf den ohne seine Genehmigung geschlossenen Vertrag. Brennus schalt zornig über Treubruch; inzwischen waren die Legionen ihrem Feldherrn gefolgt, und es kam zum Gefecht, die Gallier wurden aus der Stadt geschlagen. Ein zweites Treffen auf der gabinischen Straße, wo sie sich gesammelt hatten, rächte Rom vollständig; auch nicht Ein Mann entkam aus der Niederlage, die Botschaft anzusagen. Brennus ward gefangen, er eiferte über den Friedensbruch, der Dictator gab ihm die Worte: „Wehe den Überwundenen!“ zurück und ließ ihn niederhauen. Nach diesem Siege zog Camillus triumphirend in Rom ein.

Niebuhr.

27.

Die Erstürmung Constantinopels.

Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beistand gerettet zu seyn, denn im türkischen Lager hatte sich das Gerücht von annahender italienischer und ungarischer Hilfe und mit dem Gerüchte ein panischer Schrecken verbreitet, wahrscheinlich durch Chalil-Pascha, welcher, der Fortsetzung der Belagerung entgegen, der heimliche Freund der Griechen war. Drei Tage lang herrschte Muthlosigkeit im türkischen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloschenen Muth wieder entzündete, indem sie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott, den Christen zürnend, über dieselben die Fluth seines Grimmes als Blutbad ausgegossen habe. Mahomed, der schon halb in dem Entschlusse des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrath, in welchem Chalil-Pascha's friedfertige Meinung durch seinen Gegner Saganos-Pascha und durch Turachan überstimmt ward. Schaam und Zorn verbeißend, gab er von dem Ausschlage des Kriegsrathes den Griechen

heimliche Kunde und munterte sie nichts desto weniger zu tapferer Vertheidigung auf, indem das Kriegsglück ungewiß sey. Solches geschah am Abend des 27. Mai 1453, Sonntags am griechischen Feste aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei großen Colonnen zum Angriffe auf der Landseite; von der Flotte wurden achtzig Galeeren in der Linie zwischen dem hölzernen Thore und dem von Platea aufgestellt, die andere, vor Diplonkion gestandene Flotte zog von dem Eingange des Hafens, d. i. von dem Thore Oraia, um die Spitze des heiligen Demetrios, d. i. um die des Serai und das Seethor der Hodegetrin vorbei bis nach dem Hafen von Blanka, einen großen Halbmond. Die türkische Heersäule auf der Seite des goldenen Thores war über hunderttausend Mann, auf der linken Seite des Lagers über fünfzigtausend Mann stark; im Hintertreffen standen hunderttausend Mann zur Unterstützung bereit, Mahomed in der Mitte an der Spitze von fünfzehntausend Janitscharen. Mit Sonnenuntergang Montags am 28sten war das ganze türkische Lager in Rüstung zum Sturme auf und rege. Das Geschrei La ilah ill allah! aus dem Lager und Kyrie eleison! aus der Stadt vermischte sich mit dem Waffengetöse und dem Trompetengeschmetter, wie das Tosen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiser hielten Reden an ihre Feldherren. Der Kaiser verfügte sich nach Aja Sofia und empfing die Sakramente. Deßgleichen thaten Viele seines Hofes, dann weilte er eine kurze Zeit am Gestade und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palast schwamm in Thränen. Er saß dann mit seinen Begleitern zu Pferd und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber diese Nacht war ohnedieß Alles wach auf dem Wall und auf den Thürmen. Mit dem ersten Hahnenruf war der Kaiser auf seinem gewöhnlichen Posten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenruf des 29. Mai, am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch dießmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone. Um die Griechen zu ermüden, schickte Mahomed in der ersten Dämmerung die Rekruten und Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum spätern Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkischer mit größerm Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt von den Türken wie

von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl. Alle Batterien der Belagerten brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land als im Hafen. Zwei Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Tschausche standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruthen und Ochsensehnen voraustreibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen, von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine, von den Thürmen geschleudert, stürzten die Angreifenden hinunter; griechisches Feuer strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer und brannte in demselben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos, der Paläologe, und Demetrios, der Kantakuzene, trieben die Stürmer ab, der Kaiser saß zu Pferd und ermunterte die Seinigen durch Wort und That. Da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur auf's Schiff verfüge, seine Wunde zu verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten; Giustiniani ließ sich nicht abhalten. „Wohin? Wohin?" fragte der Kaiser. „Dorthin," entgegnete Giustiniani, „wohin Gott selbst den Türken den Weg öffnet," und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit unter den Truppen, und Saganos-Pascha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von Neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, Namens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand den Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreißig Andern. Die Belagerten wehren sie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitscharen stürzen sogleich hinunter, mehrere andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneifert, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Steine getroffen, sinkt zur Erde, doch richtet er sich halb wieder auf, und unfähig aufzustehen, hält er sich knieend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieser durch den Steinregen entfällt, und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches

der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer vertheidigt wurde, waren die Türken bereits an einem andern Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeihung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Holzreifs, welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem aus demselben dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erscholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sey, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiser. Zwar thaten Theophilos, der Paläologe, Don Francesco Toledo, der Spanier, und Joannes, der Dalmate, Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiser sah, daß wider die Übermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich sey. „Ich will lieber sterben, als leben!" ruft er, sich den Stürmenden entgegenwerfend, und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme?" rief's und fiel unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm in's Gesicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt, mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Constantin Dragoses, der letzte der griechischen Kaiser, in Vertheidigung der vom ersten Constantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. Die Türken brechen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias oder Kaligaria über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens 50,000 Mann stark glaubten. So fielen ein paar Tausend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese paar Tausend würden nicht geopfert worden seyn, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr als sieben- bis achttausend Mann stark sey; so groß war ihre Gier nach Sklaven und Sklavinnen, deren Person ihrer Habsucht fröhnen konnte, daß sie sie gewiß lieber alle lebendig in die Sklaverei geschleppt hätten, als durch Mord die Aussicht auf Gold zu verlieren. Diese Opfer der ersten Übereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum einer oder

zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtigt hatte; denn die durch die unterirdische Pforte des Reifthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge sahen und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Thore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri vordringen und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen Kirche Aja Sofia zu: Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche, Nonnen, und dieß abermals aus Aberglauben an dieselbe seit Jahren gäng und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Constantins des Großen vorgedrungen seyn würden, ein Engel vom Himmel steigen und einem an der Säule sitzenden armen und niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: „Nimm dieß Schwert und räche das Volk Gottes!“ — darauf würden die Türken sogleich den Rücken wenden und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Klein-Asien, sondern bis an die Gränze Persiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in Kurzem war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Galerien mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Thüren in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sklaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes. Die ganze Kirche war ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut und das Kruzifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen. Der Leichnam des letzten byzantinischen Thronbesitzers war unter der Menge der Erschlagenen an der kaiserlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler gestickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatze an

der Porphyrsäule angeheftet, wo Constantin der Große seiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenens hatte Kaiser Theodosius die seinige aus Silber gesetzt, sieben Zentner schwer auf einer bleiernen Säule aufgestellt, Kaiser Justinian der Erste hatte statt der bleiernen eine porphyrne errichtet und die sieben Zentner der silbernen Statue zum Gusse seiner Statue aus Erz verwendet, welche, in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Himmel ausstreckte, des Kaisers Herrschaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Constantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derselben das Haupt Constantins anheften ließ, das Haupt des letzten griechischen Kaisers an der Stelle, wo der erste seiner Mutter ein Ehrendenkmal errichtet hatte, gleichsam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Justinian unterwerfend, dessen Rechte, wie Procopius sagt, den östlichen Feinden des Reiches weiter zu schreiten verbot; das Haupt des Kaisers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu drohen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, dessen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, der da weiß, daß östlichen Triumphatoren der Segenswunsch zugerufen wird: „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen sollen!“ Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgesetzt; Abends wurde die abgezogene Haut ausgestopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die asiatischen Städte zur Schau gesandt; die Bestattung des Leichnams wurde den Griechen gestattet.

v. Hammer-Purgstall.

Erklärungen.

Achilles, Patroklus und **Ajax** — griechische Helden, die bei der Belagerung der klein-asiatischen Stadt Troja, ungefähr 1200 vor Christus, fielen.

Ajax — sieh Achilles.

Akarnanische Seen — Akarnania, eine Landschaft in dem alten Griechenland, die jetzt Livadia heißt. Es finden sich hier beträchtliche Seen. Der Fluß Achelous scheidet Akarnanien von Aetolien.

Albaneser — oder Arnauten, ein Völkerstamm in Griechenland, der sich zur mahomedanischen Religion bekennt, und den Türken Söldnerdienste leistet.

Albano — sieh Nemi.

Alexander — mit dem Beinamen der Große, ist in der Geschichte als unersättlicher Eroberer bekannt. Er ward 365 vor Christus zu Pella geboren und starb nach einem thatenreichen Leben in einem Alter von 32 Jahren in Babylon.

Allia — ein Flüßchen in Italien, das oberhalb Rom in die Tiber fällt. An demselben wurden die Römer von den Galliern geschlagen.

Ambrosischer Duft — ein Wohlgeruch, so angenehm wie der, welcher von der Götterspeise Ambrosia aufsteigt.

Amphisbänen — Doppelgänger, da die Schlangen auch rückwärts gehen können.

Amphitheater — in seiner eigentlichen Bedeutung bezeichnet dieses Wort ein großes, ovalrundes, stufenweise aufsteigendes Gebäude, in welchem Fechterspiele, Thiergefechte und zuweilen Seeschlachten von den Römern gegeben wurden; hier eine Landschaft, in deren Hintergrund sich Felsen allmählig aufthürmen.

Anachoretenzelle — Wohnung eines Mönchs, der für sich in der Einsamkeit lebt.

Anker lichten — die Anker aus dem Meeresgrunde wieder herausziehen, was bei der Abfahrt geschieht.

Antilopenjagd — die Antilopen sind eine dem Hirsche und Ziegengeschlecht gleich nah verwandte Thierart, die in dem südlichen Asien und in Afrika einheimisch ist.

Appius Herdonius — ein Sabiner, der im Jahre 460 vor Christus, während der Streitigkeiten der Patricier und Plebejer wegen Abfassung geschriebener Gesetze durch die Decemvirn, in einer Nacht mit seinem Anhange das Capitol überrumpelte und einnahm.

Arena — der mit Sand bestreute Ort im Amphitheater, wo die Gladiatoren kämpften.

Aroma — gewürzhafter Geruch.

Arsenal — Seezeughaus.

Atella — eine Stadt, die zwischen Capua und Neapel lag. Von ihr hatten die atellanischen, gewisse theatralische Stücke, ihren Namen, in welchen junge Römer auftraten, und, bitter

scherzend, die Fehler ihrer Landsleute lächerlich machten.

Athleten — so hießen bei den alten Griechen die Kämpfer in den körperlichen Uebungen.

Avernus — ein See, von dem man erzählte, daß seine vergiftete Ausdünstung die über ihn hinfliegenden Vögel tödte.

Babylon — die berühmte Hauptstadt der Landschaft Babylonien in Asien, über deren Größe und Bauart die alten Schriftsteller Beschreibungen liefern, die an's Unglaubliche gränzen.

Bai — kleiner Meerbusen, Bucht.

Bajaderen — Tänzerinnen.

Bajä — eine kleine Stadt unfern Puzzuola, mit einem vortrefflichen Hafen. Zu den Römerzeiten wurde dieser Ort theils seiner herrlichen Gegend, theils der Bäder wegen besucht.

Barrièren — Alles, was einen Zugang versperrt.

Bassin — Wasserbehältniß.

Bazar — türkischer Markt.

Beduinen — herumschweifende Araber.

Bewindhebber — Direktor.

Blachland — flache Gegend.

Bogsiren — oder bugsiren, Schiffe durch kleine Fahrzeuge oder Taue fortschleppen.

Bramin — Priester der Hindus, Ureinwohner von Ostindien.

Broccoli — italienischer Blumenkohl.

Brodbaum — er ist für die Indianer das, was für uns das Getreide. Die Früchte desselben werden theils roh gegessen, theils wird ein Teig daraus bereitet, der zwischen Blättern in heisser Asche gebacken wird, und der wie unser Weizenbrod schmecken soll.

Brutal — thierisch, roh.

Cäre — eine Stadt Etruriens.

Calessoren — Inhaber einspänniger Fuhrwerke.

Campagna felice — spr. Campanja felitsche, das glückliche Campanien.

Canot — kleines Boot der Indianer.

Casamiccia — spr. Casamitschia.

Ceres-Insel — Sicilien, das ehemals der Ceres, Göttin der Feldfrüchte, geweiht war.

Chalif — Statthalter; so nennen sich die Nachfolger Mahomeds, des Stifters der Religion, der die Türken zugethan sind.

Chaos — Urgemisch, wüste Unordnung.

Chateaubriand — spr. Schatobrian.

Chio — auch Scio genannt; Nikaria, vormals Ikaria; Samos, Rhodus und Cypern, Inseln an der klein-asiatischen Küste.

Chiusa — ein Paß mit nun zerstörten Festungswerken an der Straße von Teutschland nach Italien, einige Meilen von Verona entfernt.

Christos! Kyrie Eleison — Christus! Herr, erbarme dich!

Chronik — Jahrbuch.

Cingalesen — Einwohner von Ceylon.

Citadelle — kleine Festung.

Clivus — die einen Hügel hinanführende Fahrstraße, im Gegensatze zu Semita, der Weg für Fußgänger und Saumthiere.

Cocagna — spr. Cocanja, eine von der Regierung zu Neapel jährlich einmal veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Springbrunnen Preis gegeben werden.

Cönakel — Speisesaal.

Colibri — Fliegenvogel, eine Gattung äußerst kleiner, wunderschöner Vögel, die man bloß in Amerika findet.

Collation — Vesperbrod, Erfrischung.

Colleras — große, breite Halsbänder.

Colonne — eine Anzahl Soldaten, die neben einander einherzieht.

Colossus — dieser Name bezeichnet im Allgemeinen jede Gestalt von übernatürlicher Größe, hier ist eine ungeheuer große, hohle metallne Bildsäule des Apollo, 70 Ellen hoch, gemeint, die als Leuchtthurm am Eingange des Hafens der Insel Rhodus stand. Sie stürzte durch ein Erdbeben zusammen.

Columbus — ein Genuese, bekannt durch seine Entdeckung von Amerika, am 10. Oktober des Jahres 1492.

Comitium — der Platz in Rom, wo die Wahlen vorgenommen wurden.

Commenthur — Ritter, der eine Ordenspfründe besitzt, Befehlshaber von einem Ritterorden.

Commerz — Handels- oder Waarenverkehr.

Consumtion — Verbrauch.

Convulsivisch — krampfhaft.

Cook — spr. Kuk, ein berühmter Seefahrer und Weltumsegler.

Cultry — öffentliche Wirthshäuser zum Obdach für Reisende.

Cumä — ehemals eine Stadt, durch den Aufenthalt der cumanischen Sibylle, einer Wahrsagerin, berühmt;

jetzt erblickt man von dieser Stadt nur die Ruinen.
Curulischer Stuhl — ein Sitz, worauf in Rom die hohen, obrigkeitlichen Personen saßen.
Cynischer — sieh Diogenes.
Decoration — Verzierung.
Delphin — ein Fisch, der gern in der Nähe von Menschen sich aufhält und häufig den Schiffen nachschwimmt.
Detail — umständliche Beschreibung, genaue Auseinandersetzung.
Dictator — die höchste obrigkeitliche Person, die nur in gefahrvoller Lage und bei wichtigen Veranlassungen in Rom erwählt wurde.
Dianen-Costüme — eine kurzgeschürzte Kleidung, wie die Jagdgöttin Diana in den Abbildungen trägt.
Diogenes — ein griechischer Weiser, der im 4. Jahrhundert vor Christus lebte. Er bekannte sich zu jener philosophischen Sekte, die man die Cyniker nannte. Diese verschmähten frohen Lebensgenuß und übten sich in jeder Art von Entbehrung, was nicht selten bei ihnen Vernachläßigung des Aeußern und Schmutz zur Folge hatte.
Dragoman — Dolmetscher.
Draperien — Faltenwurf der Kleidung.
Dryas — eine Waldnymphe, Schutzgöttin der Bäume, namentlich der Eichen.
Eden — der erste glückliche Aufenthalt der Menschen nach ihrer Erschaffung.
Einreffen — wenn man langsamer fahren will, oder der Wind stärker zu wehen anfängt, so zieht man die Segel ein, dieß nennt man reffen oder reefen.
Elyseische Felder — mit diesem Namen werden eigentlich die Wohnsitze der Seligen bezeichnet.
Enterhaken — eiserne Werkzeuge, deren man sich bedient, um ein feindliches Schiff zu entern, d. i. heranzuziehen, und es an das seinige zu befestigen, um dann in jenes hinüberzuspringen, und es im Kampfe Mann gegen Mann zu nehmen.
Eparch — Statthalter.
Ephesus — die ehemalige berühmte Hauptstadt in Klein-Asien.
Epoche — Zeitrechnung, Zeitabschnitt.
Epomeo — ein ausgebrannter Vulkan auf der Insel Ischia.
Extremitäten — Endglieder, Finger und Zehen.
Famagusta — Stadt auf der Insel Cypern.
Fanatismus — Glaubenswuth, Religionsschwärmerei.
Feldherrnchlamys — Feldherrnkleid.
Fontänen — Springbrunnen.
Forum — der Name des ältesten Marktes und Gerichtplatzes in Rom.
Fougrito — eine Art Raketen, die man den Raubthieren entgegenwirft.
Franken — so werden im Morgenlande alle Europäer genannt.
Friggitori — spr. Fridschitori, Kuchenbäcker.
Galeeren — Schiffe mit Segeln, Rudern und nur zwei Mastbäumen.
Garderobe — Kleidervorrath, Kleidungsstücke.
Gemmenbilder — in Edelsteine geschnittene bildliche Vorstellungen, die sich durch Schönheit der Zeichnung bemerkbar machen.
Generalconsul — der über die andern Consuln, Handelsbeschützer, d. i. jene Männer gesetzt ist, welche in fremden Seestädten aufgestellt sind, um die Rechte ihres Volkes in Betreff der Handelsverträge zu schützen.
Gigantisch — riesenmäßig.
Gladiatorenkampf — Gladiatoren hießen die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfspielen, zum Vergnügen des römischen Volkes, auf Leben und Tod miteinander kämpfen mußten.
Gondel — Kahn, Schiffchen.
Grotesk — seltsam, wunderlich gestaltet.
Guirlanden — spr. Girlanden, Blumen- oder Fruchtgehänge.
Hackert — ein berühmter Landschaftsmaler.
Harpune — Wurfspieß zum Wallfischfang.
Hautrelief — spr. Hohrelief, hochgearbeitetes Bild oder Schnitzwerk.
Hekatomben — eigentlich feierliche Opfer von hundert Stieren; dann überhaupt Sühnopfer.
Helena — eine Insel im westlichen Ozean, merkwürdig als Verbannungsort und Todesstätte des Kaisers Napoleon.
Helios — der griechische Name der Sonne.
Herkulanum, Pompeji und Stabiä — Städte, welche im Jahre 79

nach Christus von einem Lavastrome so gänzlich bedeckt wurden, daß man keine Spur mehr von ihnen finden konnte. Erst im Jahre 1711 entdeckte man bei einem Brunnengraben Herkulanum und 1750 Pompeji und Stabiä.

Herkules am Scheidewege — als Herkules, der berühmteste der griechischen Heroen (Halbgötter), das Jünglingsalter erreicht hatte, erschienen ihm zwei liebliche Gestalten, von denen die eine, die Wollust, ihn einlud, ihr auf dem blumigen Pfad, den sie ihm zeigte, zu folgen; die andere aber, die Tugend, ihm zwar Mühe und Arbeit, aber am Ziele Ruhm und Unsterblichkeit verkündigte, wenn er sie zur Führerin wählte. Die Tugend siegte, und Herkules beschloß, ihr mit festem Tritte zu folgen troß allem dem, was ihm begegnen würde.

Hindin — Weibchen des Dammhirsches.

Hogarth — ein berühmter Maler und Kupferstecher Englands. Er erwarb sich besonders einen Namen durch seine Geschicklichkeit, Scenen aus dem Leben mit höchster Wahrheit darzustellen, und, wenn es ihm gefiel, einen Anstrich von Lächerlichkeit zu geben.

Horenglöckchen — das Geläute, wodurch in den Klöstern das Zeichen zum Beginne der Betstunden gegeben wird.

Hospiz — Kloster, in dem man Fremde aufnimmt und bewirthet.

Huda-Elephantin — Elephantenweibchen, welche Tragsessel, die mit einem Thronhimmel versehen sind, auf ihrem Rücken tragen.

Janitschar — Soldat einer nun aufgelösten, oder vielmehr vertilgten Gattung türkischer Krieger.

Jehova — d. i. der Unwandelbare, der hebräische Name Gottes.

Jenisey — großer Fluß in Sibirien.

In pontificalibus — in Priester-, hier in Amtskleidung.

Ischia — spr. Iskia, Insel bei Neapel.

Kabinda und Benguela — Länder auf der Westküste von Südafrika.

Kadi — Richter.

Kaffeeplantage — spr. Kaffeeplantasche, Kaffeepflanzung.

Kajüte — Schiffszimmer.

Kaledonischen — Kaledonier hieß eine Nation in dem heutigen Schottland.

Kapitän — Befehlshaber des Schiffes.

Kapri — eine Insel im neapolitanischen Meerbusen.

Klient — Schützling, Pflegling.

Kompaß — die Magnetnadel mit ihrem Kästchen.

Korsaren — Seeräuber.

Kreuz, das, über den Halbmond — d. i. die Christen über die Türken; die Griechen führen in ihren Fahnen ein Kreuz, die Türken einen Halbmond; hier das Zeichen statt des dadurch Bezeichneten.

Krösus — der durch seinen Reichthum bekannte König von Lydien.

Labyrinth — Irrgang.

Lacrimae Christi — Thränen Christi, so nennt man einen berühmten Wein.

Lava — geschmolzene metallartige Materie, welche ein feuerspeiender Berg auswirft.

Legion — eine Abtheilung des römischen Heeres, deren Stärke nicht immer dieselbe war.

Leonidas — König von Sparta, berühmt durch seinen Heldentod, den er sammt 300 Spartanern, im Jahre 480 vor Christus, bei Vertheidigung des Engpasses von Thermopylä gegen die Perser fand.

Lepanto — Stadt in Griechenland in der Provinz Levadia, am Golf Lepanto.

Linternum — ein Landgut des Scipio Afrikanus.

Lukrinersee — unweit Neapel. Bei einem Erdbeben im Jahre 1538 stieg aus diesem See der monte nuovo (neue Berg) auf. Das Wasser dieses Sees ist größtentheils versumpft.

Madera — berühmter Wein, der auf der afrikanischen Insel Madera gewonnen wird.

Madscharen — Ungarn.

Malteser-Ritter — auch Johanniter, heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welche zu Anfang der Kreuzzüge und bei Gelegenheit der Wallfahrten im gelobten Lande gestiftet wurden.

Manövriren — gewisse Stellungen und Bewegungen ausführen.

Marsfeld — eine Ebene in Rom, worauf Volksversammlungen gehalten wurden und sich die Jugend in Waffen übte.

Maure — die Saracenen und Araber, welche Spanien eroberten, hießen Mauren, weil sie aus Mauretanien, einer afrikanischen Provinz, kamen.

Mecca — eine arabische Stadt, Geburtsort Mahomeds und berühmte Wallfahrt der Mahomedaner.
Mestizen — Abkömmlinge von Europäern oder Weißen und Indianern.
Minas — eine Statthalterschaft in Brasilien.
Miri — Steuer.
Missolunghi — kleine Stadt an dem ätolischen Gestade.
Molo — ein in einem Seehafen in das Wasser hinein aufgeführter Damm.
Monoton — eintönig.
Morgarten — ein Berg an der Gränze des Kantons Schwyz, der durch die Niederlage bekannt ist, welche Leopold, der Bruder des Kaisers Friedrich des Schönen von Oestreich, von den Schweizern erlitt; diese hielten es mit Ludwig dem Bayer, der zu der nämlichen Zeit, wie Friedrich, als teutscher Kaiser erwählt wurde, und mit ihm um die Krone kämpfte.
Moschee und Pagode — Tempel der Türken und Chinesen.
Mulatte — Halbmohr von schwarzen und weißen Eltern.
Murten — eine schweizerische Stadt, bei welcher das Heer Karls von Burgund im Jahre 1476 eine große Niederlage erlitt. Die Gebeine der Gefallenen wurden später gesammelt und in einer Kapelle beigesetzt.
Myriade — unzählige Menge.
Mysterien — Religionsgeheimnisse.
Natolien — vormals Anatolien, eine Halbinsel an der klein-asiatischen Küste.
Navarra — Provinz des Königreichs Spanien.
Nemi und Albano — Seen in der Gegend von Rom, wovon der letztere besonders durch seinen Ableitungscanal (Emissar) bekannt ist, welchen die Römer bei der Belagerung von Veji, im Jahre 390 vor Christus, gruben.
Nisita — eine Insel bei Neapel.
Obelisk — Spitzsäule, aus einem einzigen Stücke bestehend.
Oberpontifex — Oberpriester.
Operation — Verfahren.
Osmanen — so nennen sich die Türken.
O-Tahiti — die größte unter den gesellschaftlichen oder Societäts-Inseln, zu Australien gehörig.
Pästum — ehemals eine blühende Stadt in Unteritalien. Von ihr sind noch die prächtigen Ruinen dreier Tempel und ein Theil der Stadtmauer übrig.
Palankins und Curricles — Tragsessel und Fuhrwerk.
Palatium — einer der sieben Hügel, worauf das alte Rom lag.
Papa — ein griechischer Geistlicher.
Paradoxon — seltsame Behauptung.
Parasiten — Schmarotzerpflanzen, die an andern starken Gewächsen hinaufranken.
Pascha — heißt bei den Türken der Statthalter einer Provinz, der zugleich Befehlshaber ist.
Pavillon — spr. Pawillion, Gartenhaus.
Peloponnesus — oder Morea.
Periodisch — zu gewisser Zeit wiederkehrend, wiederholt.
Perpendicularlinie — senk- oder lothrechte Linie.
Phantastisch — wundersam.
Philomele — der griechische Name der Nachtigall.
Phlegeton — bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welche Feuerströme fortwälzten.
Pilote — Steuermann.
Plebejer — von gemeinem, Bürgerstande, im Gegensatze der Vornehmen und Adeligen.
Plinius — mit dem Beinamen der Aeltere, ein römischer Ritter und Gelehrter. Er ward ein Opfer seiner Wißbegierde. Da er bei dem Ausbruche des Vesuvs, im Jahr 79 nach Christus, sich zu nahe an den brennenden Berg wagte, erstickte er von dem Schwefeldampfe.
Polypenarmen — der Polyp ist ein kleines Thier, das den Uebergang vom Thier zur Pflanze bildet; daher Pflanzenthier genannt. Er hat 6—10 Arme, womit er die Insekten ergreift, die seine Nahrung ausmachen. Man fabelte ehemals von Polypen von ungeheuerer Größe, die sich auf dem Meeresgrunde aufhalten und selbst große Schiffe mit ihren Armen fassen und in die Tiefe ziehen.
Posilippo — ein Bergrücken bei Neapel, durch welchen ein Durchgang, wohl tausend Schritte lang gehauen ist.
Priseschiffe — erbeutete Schiffe.
Procida — kleine Insel bei Neapel.
Provisionen — Vorräthe.
Pud — russisches Handelsgewicht zu 40 Pfunden.
Pulzinel — eine Maske auf dem Theater der Neapolitaner, welche durch

Witz und Fröhlichkeit die Neapolitaner ergötzt.

Quardian — Vorsteher eines Klosters, dessen Mönche das Gelübde der Armuth abgelegt haben.

Raa — Segelstange.

Refectorium — Speisesaal in einem Kloster.

Rhododendron — Alpenrose.

Reichsbanner — Reichsfahne.

Reichskleinode — sind Krone, Schwert, Ring, der Reichsscepter, Wappenrock, Reichsapfel, die Kniestiefel und ein Evangelienbuch, die bei der Krönung eines teutschen Kaisers gebraucht, und in den Städten Nürnberg und Aachen aufbewahrt wurden.

Renegate — ein Christ, der seinen Glauben abgeschworen hat und zur mahomedanischen Religion übergetreten ist.

Resignation — Entsagung, Ergebung.

Repräsentanten — Stellvertreter.

Resultate — Ergebnisse.

Riff — eine von den Seeküsten sich lang hinausstreckende Sandbank mit verborgenen Klippen oder Untiefen.

Rio-Janeiro — Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums Brasilien.

Rüden — Jagdhunde.

Saint Gilles — spr. Sänt Schill.

Salamander — auch Feuermolch, eine Art schwarz- und gelbgefleckter Eidechsen, die eine kurze Zeit, vermöge eines milchartigen Saftes, den sie von sich spritzen, ein schwaches Kohlenfeuer auszuhalten vermögen.

Salbuch — das Buch der Rechtsame und Gerichtssatzungen.

Scandinavisch — Scandinavien bezeichnet die drei nordischen Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden.

Schach — Monarch.

Schaluppe — kleines Fahrzeug, dann Schiff überhaupt.

Scythisch — der Name der Scythen war sehr unbestimmt. Man verstand darunter bald ein einzelnes Volk, bald alle nomadischen Völkerstämme, welche im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres, bis tief in's östliche Asien hinein wohnten.

Seapoys — das aus den Landeseingebornen bestehende Fußvolk.

Seraskier — türkischer Oberbefehlshaber über ein ganzes Heer, bei uns Feldmarschall.

Sextant — ein Instrument, das dazu dient, die Höhe der Sonne zu bestimmen und dadurch den Punkt der Breite anzugeben, wo sich das Schiff eben befindet.

Scheik — spr. Scheik, Aeltester, Vorsteher, Unterbefehlshaber einer arabischen Horde.

Siesta — Mittags- oder Nachmittagsruhe, die in warmen Ländern fast allgemein ist.

Silurischen — die Siluren waren ein äußerst wildes Volk in Britannien, im heutigen Wales.

Skapulier — geweihtes Anhängsel.

Söller — ein plattes, mit einem Geländer versehenes Dach.

Solon — einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands und der berühmte Gesetzgeber der Athenienser; er lebte im 6. Jahrhundert vor Christus.

Sorrentinische Küste. Sie zieht sich von der Stadt Sorrento, die der Insel Capri gegenüber liegt, an dem Meerbusen von Puzzuoli hin.

Sphynx — ein fabelhaftes Thier mit einem Frauenkopfe, Flügeln und Löwenhintertheil. Die Aegyptier stellten dieselben, aus Porphyr gehauen, vor ihre Tempel, gleichsam als Wächter.

Sputen — sich beeilen.

Stoisch — die stoische Philosophie lehrte, man müsse standhaft und gleichgültig den Schmerz und alle unangenehmen Eindrücke ertragen.

Stollen — eine Art Backwerk.

Strabo — ein berühmter griechischer Geograph, der im Jahre 19 nach Christus zu Amasia in Kappadozien geboren wurde. Wir haben von ihm noch ein großes geographisches Werk in 17 Büchern.

Stratarchen — Heeresführer.

Subsistenz — Unterhalt.

Substruction — Unterbau, Grundbau.

Suliotenheld — dieser ist Bozzaris, Anführer der Sulioten, eines sehr kriegerischen und tapfern Bergvolkes in Nieder-Albanien, dem ehemaligen Epirus.

Superior — der Obere, Vorgesetzte.

Suwarow — einer der berühmtesten Feldherren des 18. Jahrhunderts. Er schlug die Türken in drei blutigen Schlachten; nahm Krakau, die Hauptstadt Polens, mit Sturm, focht in Italien, in Verbindung mit den Oestreichern siegreich gegen die Franzosen,

und zog von da über die Alpen und den St. Gotthard in der Schweiz.

Symbol — Bild.

Symmetrie — Gleich- oder Ebenmaaß.

Telamonide — d. i. Sohn des Telamon. Dieser war Ajax, ein sehr tapferer Grieche.

Terminiren — nennt man das Einsammeln milder Gaben an Lebensmitteln zum Unterhalte eines armen Klosters oder auch eines Einsiedlers.

Terrain — Platz, Schlachtfeld.

Terrasse — Erdstufe, plattes Dach auf einem Hause.

Trabant — Begleiter, Leibwächter.

Trajan — ein berühmter römischer Kaiser, der 96 Jahre nach Christus den Thron bestieg.

Trophäen — Siegeszeichen.

Tunica — Leibrock, wie ihn die Römer zu tragen pflegten.

Turniere — ritterliche Lustkämpfe zu Pferd oder zu Fuß, wo Mann gegen Mann in voller Rüstung mit Speer und Schwert kämpfte.

Urne der Genzianen — Blumenkelch der Blume Genziane (Entian), der die Form einer Urne oder Vase hat.

Vegetation — Pflanzenwuchs.

Veji — eine Stadt Etruriens.

Vernet — ein berühmter französischer Maler, der in Seestücken alle Maler seiner Zeit übertraf.

Vestalin — jungfräuliche Priesterin der Vesta, welche das heilige Feuer der Göttin besorgen mußte.

Veteran — alter gedienter Krieger.

Vezier — obrigkeitliche Person bei den Türken, dem Range nach einem Staatsrathe bei uns gleichkommend.

Vicedom — auch Vitzthum, oberster Schutzherr einer Kirche oder eines Stiftes.

Vogel des Jupiter — den Göttern und Göttinnen des Alterthums waren gewisse Thiere heilig; so dem Jupiter (Zeus) der Adler, dem Neptun das Pferd, der Minerva die Nachteule.

Vorder-Castell — oder Back, ist der vordere inwendige Theil des Schiffes, wo sich die Küche befindet.

Werste — russische Meile.

Wojewod — Feldherr der Polen und Ungarn.